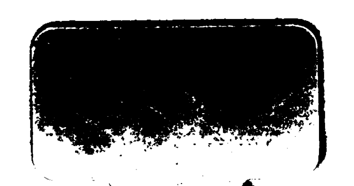
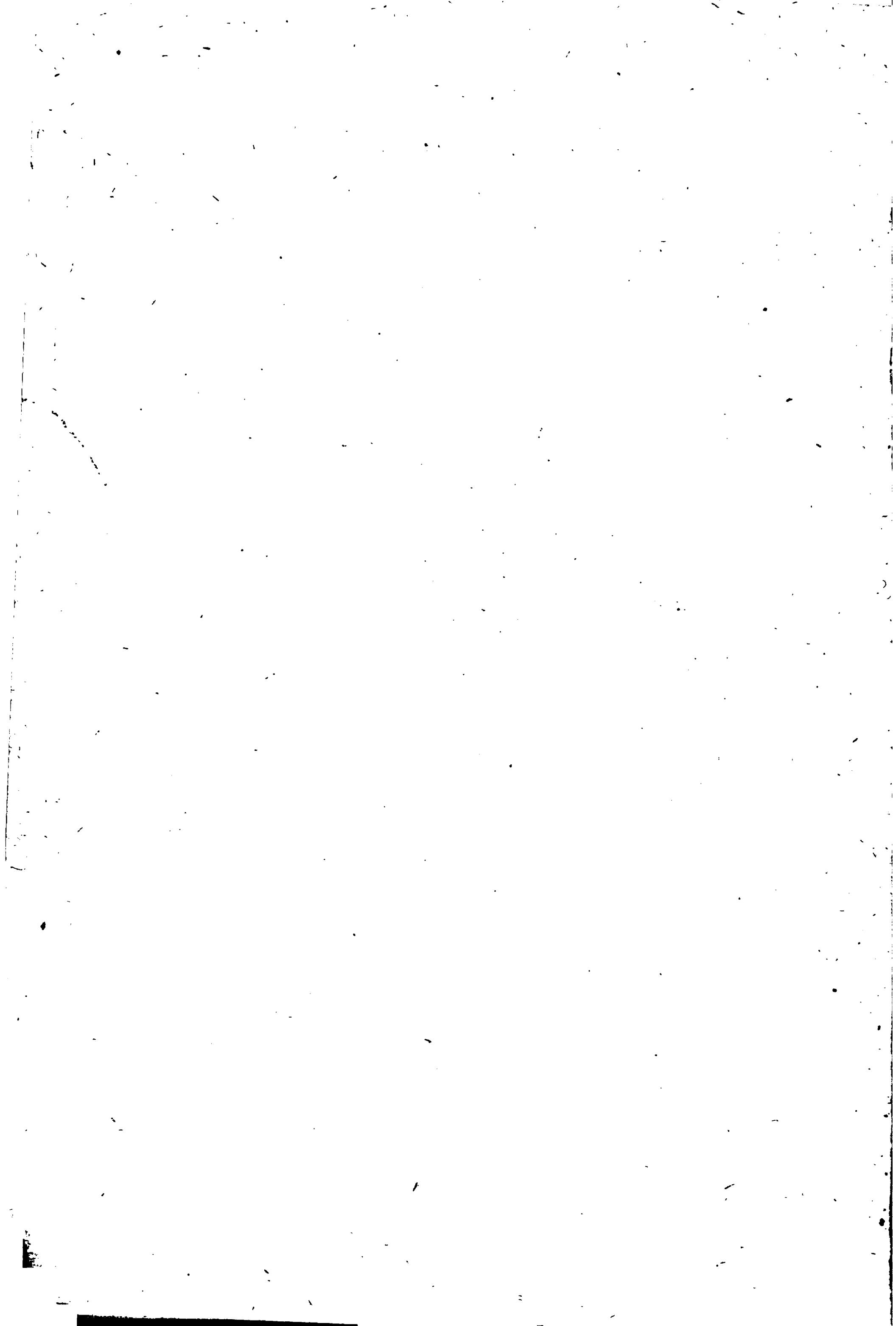
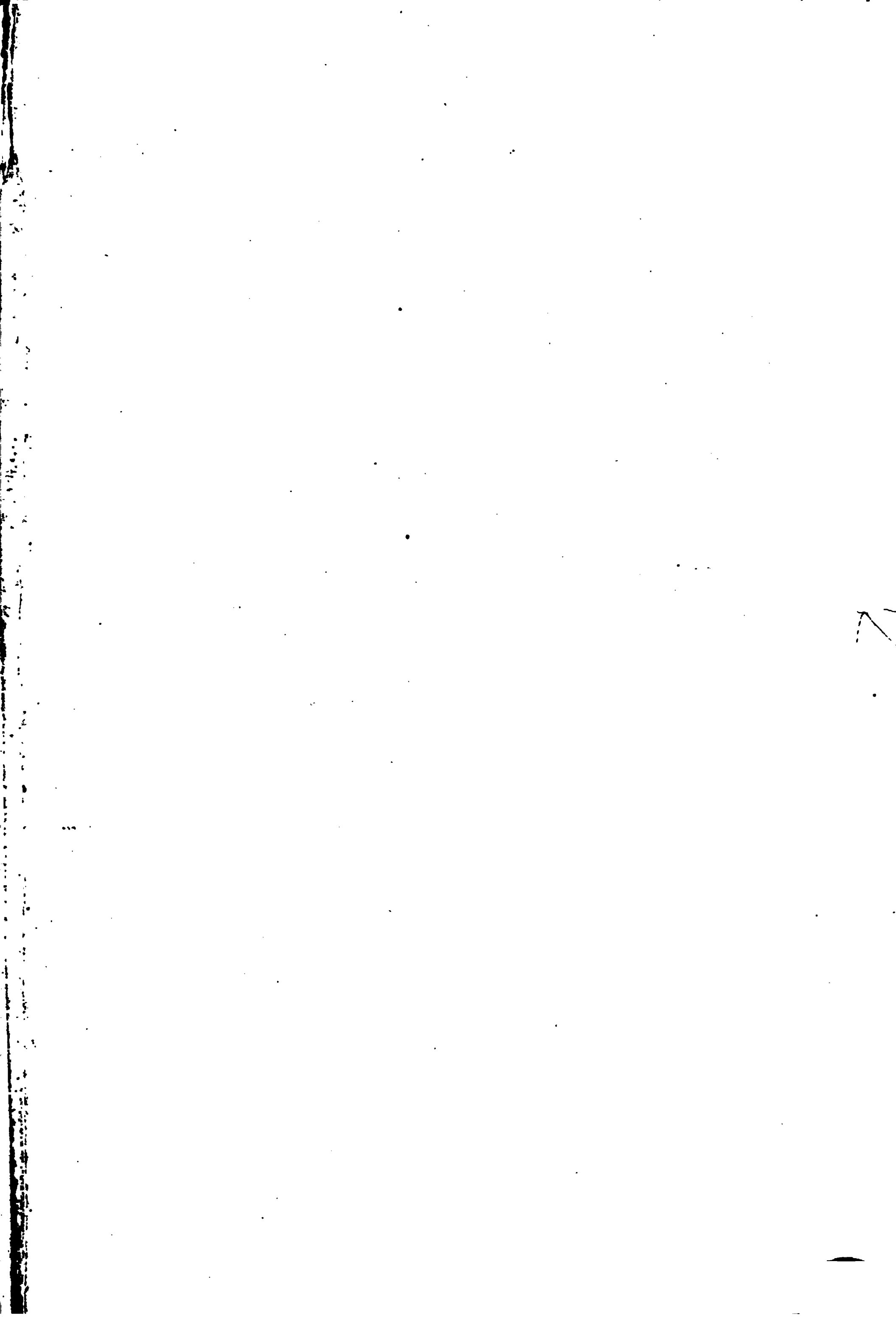
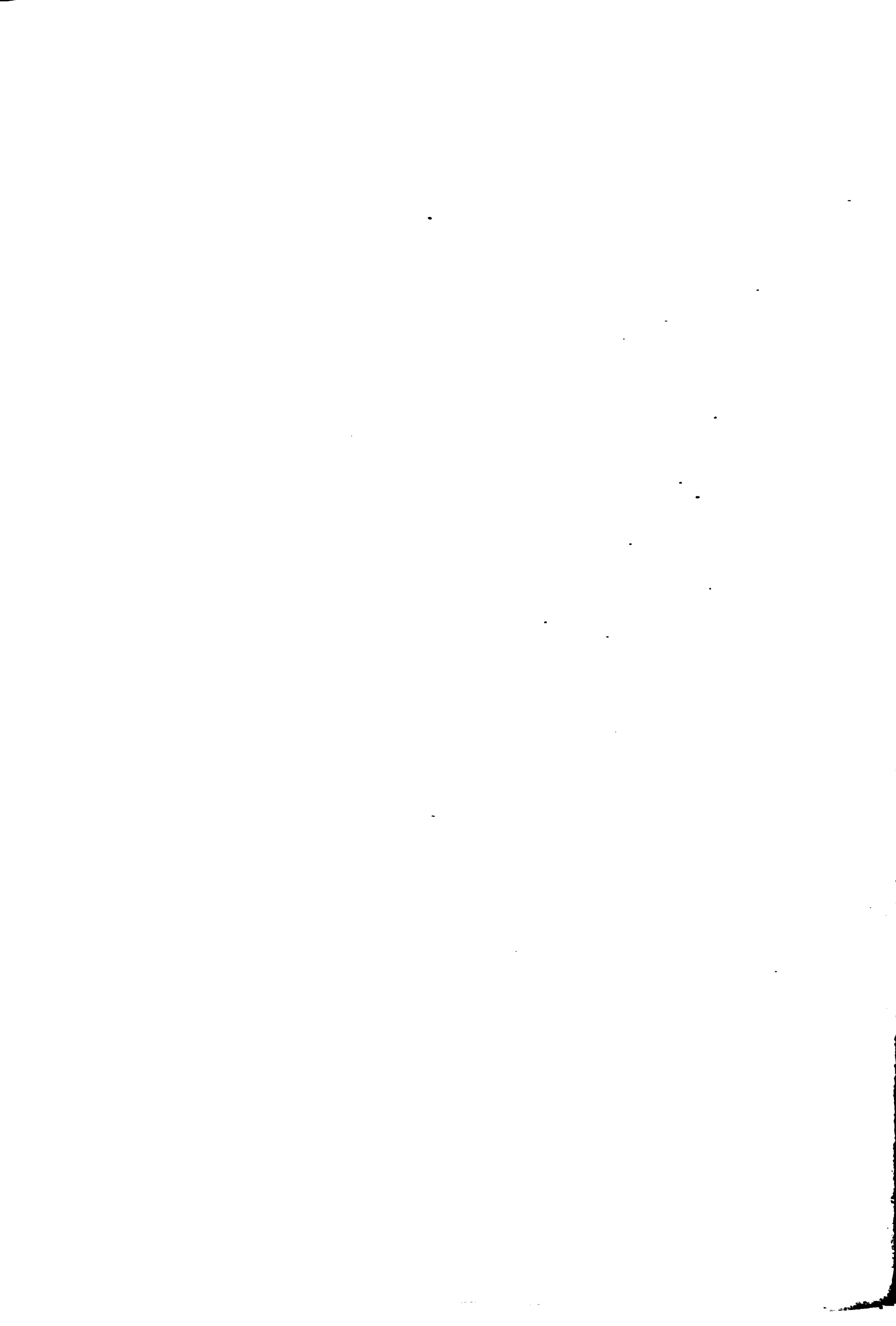
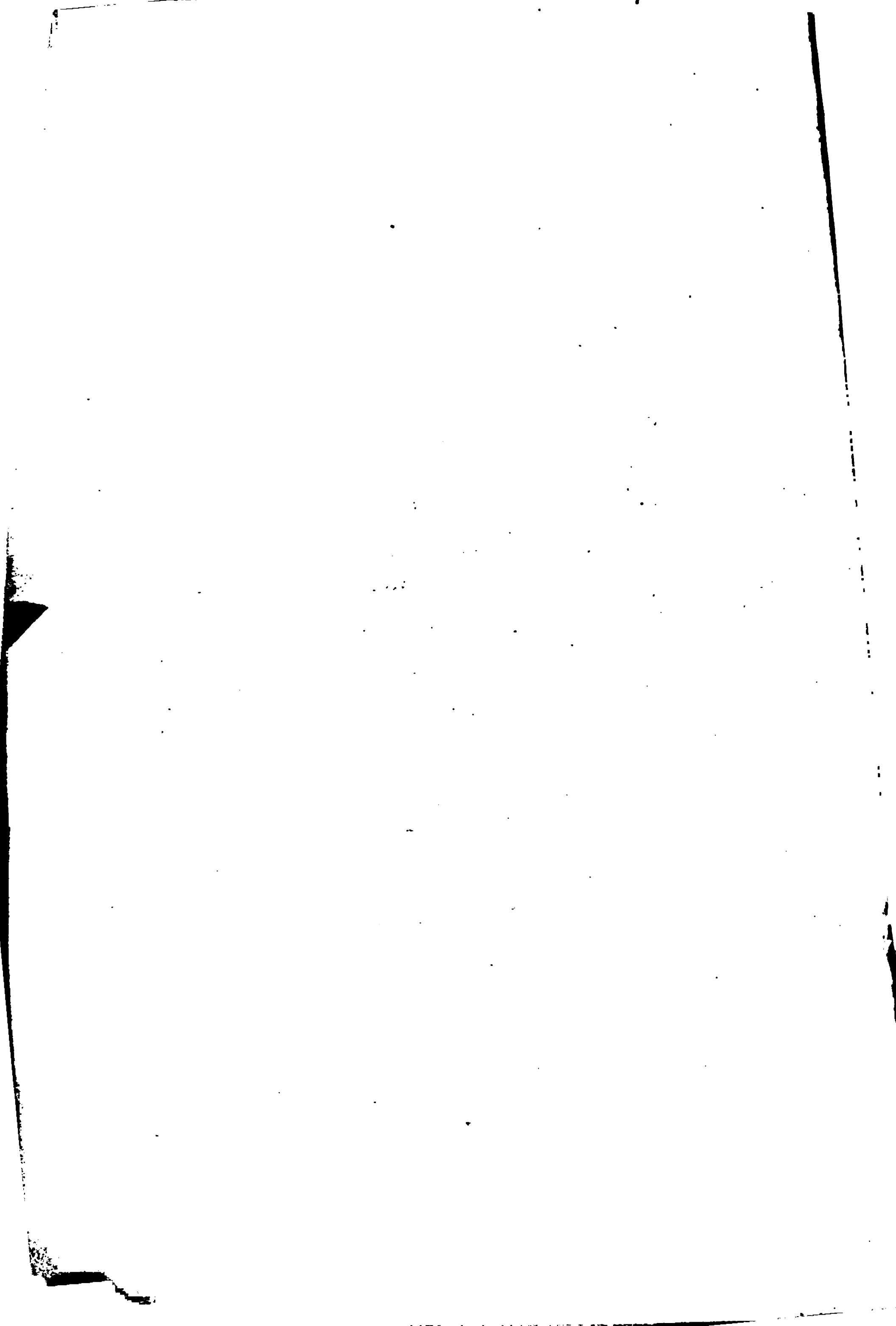












Bismarck und seine Zeit.

Mit besonderer Berücksichtigung des französischen Krieges.



Dem deutsch-amerikanischen Volke geschildert

von

Dr. Hermann Dümling.

Mit zahlreichen Illustrationen.



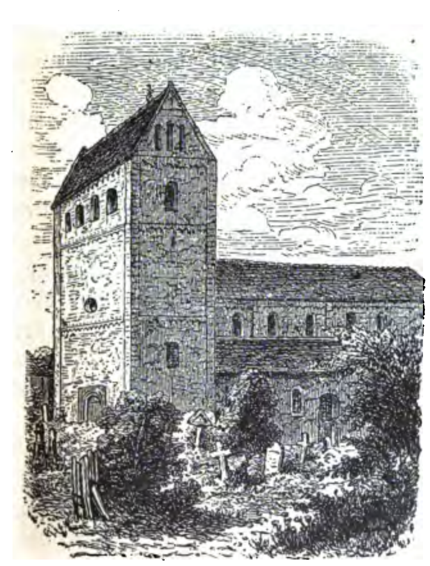
St. Louis, Mo., 1895.

Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Ecke Miami Straße und Texas Ave.

Inhaltsverzeichnis.



Schloß Schönhausen.



Kirche zu Schönhausen.

Erstes Kapitel.

Frohe Kindheit.

(1815—1832.)

Wo des Staates Wiege stand, der so hoch gestiegen,
Standen in der Altmark Land manche Bismarck-Wiegen,
Aber Anno fünfzehn war's, als im Frührotscheine
Jenes großen Siegesjahrs dorten stand die seine.

Ja, in der Altmark war's, der Wiege des mächtigen Preußenreiches und dem Sitze der Bismarcke, wo auch des Mannes Wiege stand, der Deutschland einte. Am ersten Apriltage des glorreichen Siegesjahres 1815 erblickte dort Otto von Bismarck, dessen Lebensgang die nachfolgenden Blätter schildern sollen, das Licht der Welt.

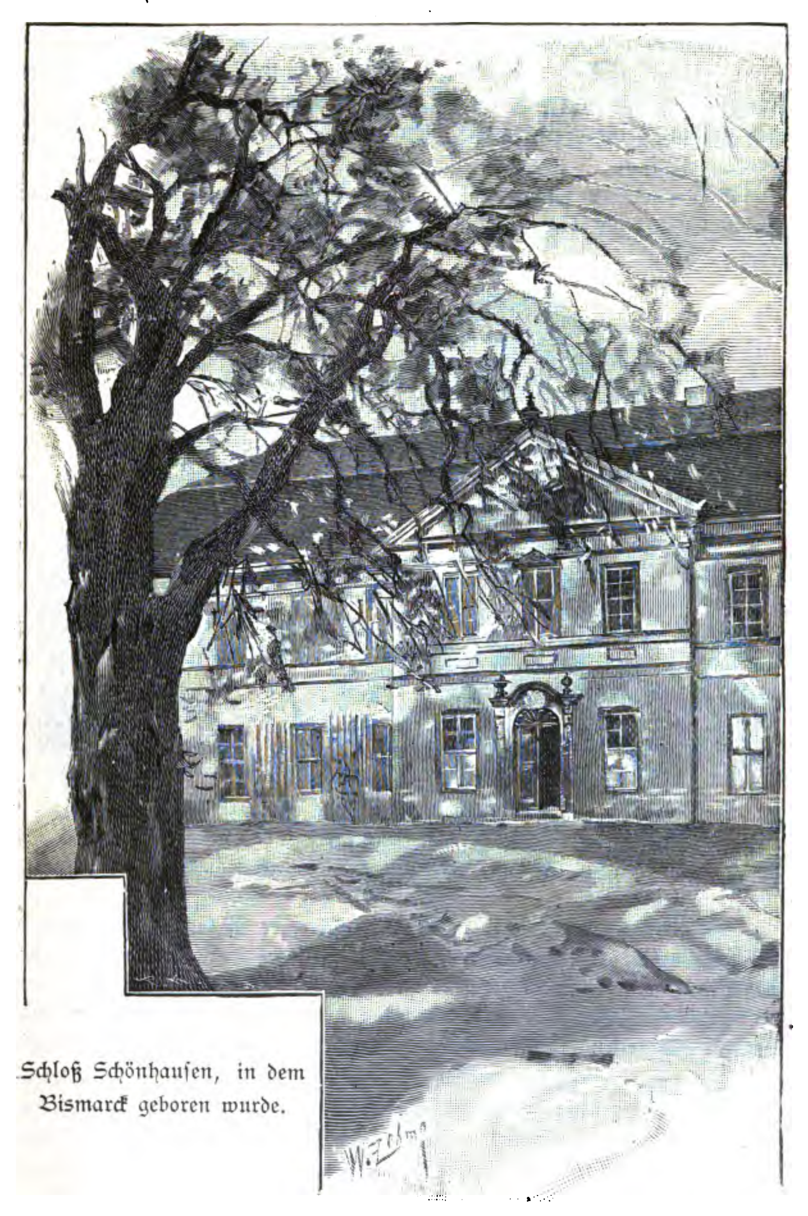
Es ist ein gesegnetes Stück Land, die **Altmark** der preußischen Provinz Sachsen, in der die Bismarcke zu Hause sind. Acker und Wiese wechseln gar anmutig miteinander ab und dazwischen tritt die Haide hinein mit ihren Kiefern und ihren von Nadelwald umsäumten Rändern. Manches ritterliche Geschlecht hat dort gesessen, dessen Name in der Geschichte der Mark leuchtet. Dort liegt auch, unweit der Stadt Angermünde, von grünen, ehrwürdigen Linden dicht umhegt, der schlichte Gutshof **Schönhausen**. Seit aus dem früheren märkischen Junker ein weltbekannter Fürst geworden ist, wird von den Fremden, die Schönhausen besuchen, nach dem „Schloß" gefragt; aber es ist doch nur ein schlichter, viereckiger Bau aus den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, dessen Grundmauern noch von dem ersten Hause herrühren, das die Bismarcke hier bewohnten. Während des dreißigjährigen Krieges — im Jahre 1642 — wurde Schönhausen geplündert und eingeäschert, und erst ein halbes Jahrhundert später waren die Bismarcke imstande, auf den Trümmern des alten den neuen Wohnsitz zu errichten.

Gar ruhig und still liegt das Haus da. Unmittelbar neben ihm steht die Kirche, die schönste und größte der Umgegend, mit breitem, turmartigem Querbau. Ein weiter, großer Park umsäumt den Gutshof auf fast allen Seiten. Hohe, dichte Gebüsche von Buchen bilden schattige Gänge. Dazwischen stehen zahlreiche Obstbäume; hier und da eine alte Statue oder eine epheuumrankte Urne, hier und da auch im Grün versteckt ein Grab eines der Bismarcke.

In diesem schlichten Gutshof befindet sich ein schlichtes Zimmer, mit einem durch schwere Vorhänge nach alter Sitte abgeschlossenen Alkoven — und in diesem Alkoven hat an jenem 1. April der kleine Weltbürger zum erstenmale seine Stimme hören lassen, die dereinst so mächtig in Kabinetten und Parlamenten, ja in der ganzen Welt gehört werden sollte.

Die Bismarcke sind, was man in Europa mit Stolz eine „alte Familie" nennt. Ihre Familie ist zwar eigentlich nicht älter als die deine oder meine, lieber Leser. Denn unser Stammvater ist auch der der Bismarcke. Aber die Bismarcke können etwas, was du und ich nicht fertig bringen. Sie können nämlich ihre Vorfahren an den Fingern herzählen bis zurück ins vierzehnte Jahrhundert.

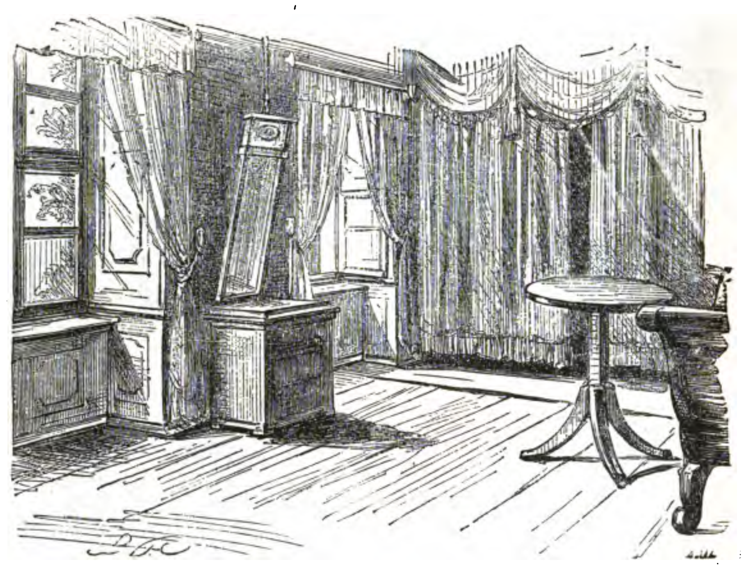
Und es ist wahr: die Nachkommen brauchen nicht zu erröten, wenn sie ihrer Väter gedenken. Denn die Bismarcke sind ein ernstes, tüchtiges, im Waffenhandwerk wohlerprobtes Geschlecht, das durch seinen edlen Sinn, durch seine Tüchtigkeit in der Fehde, durch seine Sitte sich einen guten Namen gemacht hat. Ihr altes Stammschloß Burgstall verließen die Bismarcke im Jahre 1562, um in Schönhausen seßhaft zu werden, von wo aus sie als Diplomaten oder lieber noch im lustigen Krieg für ihre Kurfürsten



Schloß Schönhausen, in dem Bismarck geboren wurde.

thätig waren. Unter den Kriegern des Geschlechts ist August Friedrich von Bismarck, der in der Schlacht bei Chotusitz den Heldentod starb, unter den Diplomaten Karl Alexander der bedeutendste. Mit jenem, seinem Urgroßvater, soll unser Bismarck eine unverkennbare Ähnlichkeit haben; von diesem, seinem Großvater, hat er sicher das diplomatische Talent geerbt.

Von den vier Söhnen dieses Karl Alexander interessiert uns der jüngste, **Karl Wilhelm Ferdinand**; denn dieser ist der Vater unseres Helden.



Das Geburtszimmer Bismarcks.

Er war ein stattlicher, heiterer, gutherziger Mann ohne besondere Geistesbildung. Er war Offizier gewesen, hatte aber als Rittmeister seinen Abschied genommen und lebte nun auf seinem Landsitze der Jagd und anderer Kurzweil. Von einem solchen Vater konnte Bismarck nicht viel mehr lernen, als Reiten, Fahren, Fechten, Jagen, aber das ist doch auch etwas.

Ganz anders geartet war freilich die Mutter. Sie stammte aus einer Bürgersfamilie, denn sie war die Enkelin des Leipziger Professors **Menken**. Sie war jedoch viel adelsstolzer und vornehmer als ihr Mann. War der Vater das Herz, so war sie der Verstand der Familie. In ihren Söhnen hat sie früh Ehrgeiz zu wecken gewußt. So war es von Anfang

an ihr sehnlichster Wunsch, daß der jüngere, Otto, die diplomatische Laufbahn verfolge, für die sie ihn mit scharfem Blick für besonders befähigt hielt; daß der ältere, Bernhard, aber einmal Landrat werden solle.

Merkwürdig ist es, daß beide Wünsche, wenn auch erst nach dem Tode der Mutter, sich erfüllten. Oft hat Bismarck später sich des Wunsches seiner Mutter erinnert, und oft riefen ihm Freunde zu: „Bismarck, wenn das Deine Mutter noch erlebt hätte!"

Am 7. Juli 1806 — in der Zeit der tiefsten Schmach für das deutsche Volk — fand die Vermählung statt, die manches Gerede und Kopfschütteln verursachte; denn die Ehe eines Grundherrn von altmärkischem Adel mit einer Bürgerlichen war damals noch gar auffallend. Doch war jene Zeit zu reich an den eingreifendsten Ereignissen, um den Leuten Zeit zum Klatsch zu geben.



Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck,
Bismarcks Vater.

Die unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt wurden geschlagen; die preußische Armee suchte ihr Heil in wilder Flucht. Der Feind überzog das deutsche Land, und Ende Oktober waren die ersten Franzosen in der Nähe von Schönhausen gesehen worden. Die Einwohner, unter ihnen auch unser Rittmeister mit seiner jungen Frau, flohen in einen benachbarten Wald, wo sie die Nacht zubrachten. Die Franzosen plünderten Dorf und Schloß, zogen aber schon in der Frühe weiter. Als Bismarck, der nach dem Abzug der Franzosen nach Schönhausen zurückkehrte, seine Schritte nach dem Gartenhause lenkte, wo er seinen Besitz an Goldstücken vergraben hatte, fand er die Erde aufgewühlt und die Goldstücke weit umhergestreut, aber — es fehlte keins. Die

treuen Hunde hatten hier die Spur ihres Herrn gesucht, das Gold aber verächtlich beiseite geschoben.

Noch zur Zeit des Franzosenkrieges, am 13. April 1807, beschenkte Frau von Bismarck ihren Gemahl mit einem Knäblein, das jedoch schon im dritten Lebensjahre starb. Auch ein Töchterchen, das am 3. November 1808 geboren wurde, starb gleichfalls in der Kindheit. Der am 24. Juli 1810 geborene Bernhard blieb den Eltern erhalten.

Inzwischen tobten gewaltige Kämpfe durch die deutschen Lande. Der Korse Napoleon regierte mit eiserner Hand. Aber sein Regiment war von kurzer Dauer. Die stolzeste französische Armee fand in Rußland ihr eisiges Grab. Und nun stand das Volk auf gegen den Tyrannen. Die deutschen Heere zogen in Paris ein. Napoleon wurde auf die Insel Elba verbannt.



Luise Wilhelmine v. Bismarck, geb. Menken,
Bismarcks Mutter.

Das geschah im Jahre 1814.

Doch elf Monate nachher entwich der kaiserliche Gefangene auf Elba aus seinem Exil, landete an Frankreichs Küste und führte seine Adler noch einmal im Triumphzuge nach Paris. Noch einmal versuchte er, die Fürsten und Völker unter seinem Willen zu beugen.

Das geschah im Jahre 1815.

In der Altmark spürte man anfangs nichts von den drohenden Kriegsstürmen. Der Frühling zog ein, die Saaten begannen zu sprossen, die Störche klapperten auf der Wiese und die alten Linden um den Gutshof Schönhausen trieben ihre ersten Knospen. Man schrieb den 1. April des Jahres 1815. Der kleine Bernhard war in der Frühe ins Freie geschickt worden und wunderte sich, daß es noch immer kein Frühstück gab. Im

Hause selbst aber herrschte jenes geheimnisvolle Treiben, wie es eben herrscht, wenn ein junges Menschenleben nach dem Dasein ringt. Die Diener eilten leise hin und her und blickten einander fragend an, bis endlich ein freudiges bedeutsames Zunicken und Zuflüstern den Bann löste und das glückliche Eintreffen des erwarteten Familienereignisses ankündigte.

In der Wiege lag ein herziges, gesundes Knäblein, das sich um die draußen tobenden Welthändel ebenso wenig kümmerte wie die in der Frühlingsluft säuselnden Linden.

Am 11. April aber war in der „Vossischen Zeitung" zu lesen:

„Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohne verfehle ich nicht, allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen.

Schönhausen, den 2. April 1815.

Ferdinand v. Bismarck."

Gewiß charakteristisch für den allem Formelkram abholden, rücksichtslos einfachen Vater, daß er sich jeden Glückwunsch verbittet.

Wer konnte ahnen, was aus diesem Kinde einmal werden würde?

Und doch hatte Gott mit diesem Kinde etwas Besonderes im Sinne!

Zwar anfangs merkten die blinden Menschen davon noch nichts. Denn ein Wunderkind, dessen frühzeitige Entwicklung etwa die künftige Größe hätte vorahnen lassen, war er nicht, der kleine Otto. Nein, er war ein Knabe wie andere Knaben auch: wild, frisch, gesund und ziemlich brav.



Frau v. Bismarck mit ihrem Sohne Otto.

Seine ersten Jahre verlebte Bismarck nicht auf dem Schlosse zu Schönhausen, sondern auf dem Gute Kniephof in Pommern, wohin die Eltern schon im Jahre 1816 übersiedelten. Hier in dem anmutigen Landschlosse, in den großen Wäldern, auf den weiten Wiesen, an dem Flüßchen und den Karpfenteichen tummelte sich Otto, hier tollte er mit den Hunden herum,

ließ sich auf den Rücken der Pferde setzen und ritt mit ihnen in die Schwemme. Gern fütterte er die Karpfen; dabei hatte er einmal das Unglück, vornüber in den Fluß zu stürzen. Er arbeitete sich jedoch selber wieder aus dem nassen Elemente heraus, und ein kleiner Fieberanfall war die einzige Folge des kalten Bades.

Wenn der kleine Otto mittags an seinem Tischchen saß und auf die Mittagssuppe warten mußte, kam dem beweglichen Bürschchen das Stillsitzen oft sauer genug an. Da sehen wir ihn eines Tages, die Kniee gegen die Tischplatte gestemmt, mit den kleinen Beinchen hin und her baumelnd. Der Vater, der sein Jüngstes besonders ins Herz geschlossen hatte, rief der Mutter zu: „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er da sitzt und mit den ‚Beenekens baumelt‘.“ Und so baumelte der kleine Otto ganz vergnügt mit den „Beenekens“ weiter zur Freude seines Vaters. Die Mutter freilich, die sehr streng auf gute äußerliche Formen hielt, war damit nicht zufrieden.

Otto zeichnete sich durch große Wahrheitsliebe aus. Als ihn die sorgsame Mutter einmal des Abends fragte: „Hast Du Dein Süppchen schon gegessen?“ lief der kleine Bursche davon und kam erst nach einer Weile zurück mit einem fröhlichen: „Ja.“ Er hatte es nämlich vergessen und sich erst bei der Magd erkundigt.

Wahrheit hat auch den späteren Mann allezeit ausgezeichnet, so daß er den Fremden, die im August 1893 nach Kissingen zu ihm strömten, mit gutem Gewissen zurufen konnte: „Ich habe auch als Diplomat nie gelogen!“ Und das will immerhin viel sagen; man erinnere sich nur des Diktums, daß den Diplomaten die Sprache nur dazu dient, ihre Gedanken zu verbergen.

Nach Kinder Art hatte Otto auch die Neigung, alles, was ihm eßbar schien, zu probieren. Die Mutter nahm ihn dieserhalb öfters ins Verhör. „Otto, was hast Du gegessen? Du riechst nach Medizin!“ rief die Mutter einst. Das Kind besann sich eine Weile, dann sagte es ruhig: „In des Vaters Stube stand am Fenster eine Flasche, die nahm ich an den Mund; ich habe aber nicht davon getrunken, weil sie zu sehr „stankte!“

Zu den Hausfreunden, welche in Kniephof verkehrten, gehörten auch viele Offiziere. Einst befand sich der Major von Schmeling, welcher in den Freiheitskriegen verwundet war und den linken Arm in der Binde trug, als Mittagsgast bei Bismarcks. Lange beobachtete der Knabe über seinen Suppenteller hin mit fragenden Augen bald das eiserne Kreuz auf der Brust, bald den verwundeten Arm des blanken Kriegers. Plötzlich aber erhob er sich, stellte sich in kerzengerader Haltung vor den erstaunten Offizier hin und redete ihn im Tone des „alten Fritz“ also an: „Ist Er von einer Kanonenkugel geschossen?“

Allmählich kam die Zeit, da der kleine Otto etwas lernen sollte. Wie gern er auch mit seinem Brand — es war dies der Kuhhirt von Kniephof, von dem er noch 1870 sagte: „Wenn der mir ins Gedächtnis kommt, ist mir immer wie Heidekraut und Wiesenblumen" — wie gern er also auch mit diesem Getreuen in den Wald gezogen wäre, er mußte doch gar oft zu Hause bleiben und die Buchstaben lesen oder die Verse aus dem Fabelbuche nachsprechen, wobei ihm seine älteren Geschwister gern neckten, weil er mit dem L und R auf gespanntem Fuße stand und das N in der Aussprache vorzog. Das



„Ist er von einer Kanonenkugel geschossen?"

Bildchen im Fabelbuche, wo der Bär mit der gewaltigen Tatze vergebens nach den Bienen schlägt, deklamierte er mit Vorliebe also:

„Honna, ihr Bienen, bummt der Bär,
Gneich gebt mir eunen Honig her" u. s. w.

Nur zu rasch eilten die Tage der fröhlichen Kinderspiele dahin. Zu Ostern 1821 wurde der sechsjährige Bismarck in die Erziehungsanstalt des Professor Plamann in Berlin geschickt, wo sich auch sein älterer Bruder Bernhard befand. Es ging hier streng her. „Des Morgens wurden wir," so schreibt Ernst Krigar, ein Mitschüler Bismarcks, „durch das Läuten einer kleinen Glocke Punkt 6 Uhr geweckt. Unser Frühstück bestand in Milch und etwas Brot. Um 7 Uhr begannen die Lehrstunden, jedoch fand zuvor täg-

lich eine kurze Andacht statt. Sämtliche Schüler und die in der Anstalt wohnenden Lehrer waren versammelt; es wurde ein Choral, auf einem alten Flügel, welcher zwei Klaviaturen übereinander hatte, begleitet, gesungen. Hierauf hielt der Direktor Plamann einen kurzen Vortrag und nach diesem begannen die Lehrstunden bis 10 Uhr vormittags. Jetzt konnten wir uns eine halbe Stunde im Garten beim zweiten Frühstück erholen, welches täglich aus trockenem Brot und Salz bestand; im Sommer erhielten wir noch etwas Obst dazu. Mittags 12 Uhr wurde zu Tische geläutet. Alles strömte nach dem großen Saal, wo Frau Direktor Plamann und eine Nichte derselben jedem Lehrer und Schüler selbst die Portionen auftrugen, welche von einem Diener der Anstalt herumgereicht wurden. Das Essen war überaus einfach, aber kräftig und gut zubereitet. Wer noch Verlangen nach einer zweiten Portion hatte, mußte mit seinem Teller selbst zu Frau Plamann gehen und darum bitten. Bei Lieblingsgerichten, wie geriebenen Kartoffeln, die seltener vorkamen, war der Andrang zu einer zweiten Portion oft ungeheuer, und es kam dann auch wohl vor, daß die letzten leer ausgingen. Wer seine Portion nicht aufessen konnte oder wollte, mußte nach Tische im Garten auf der Terrasse mit seinem Teller so lange stehen, bis der Rest vollständig verzehrt war. Täglich hatten wir das Schauspiel, daß drei bis vier Schüler dort aufgestellt wurden. Von zwei Uhr nachmittags dauerten die Lehrstunden wieder bis vier Uhr. Jetzt war Vesper, es gab wieder Brot mit Salz; bis 7 Uhr wurde dann weiter unterrichtet. Von dieser Zeit an wurden die aufgegebenen Arbeiten oder Spiele im Freien vorgenommen. Das Abendbrot bestand in der Regel in Warmbier oder belegten Butterbroten. Die Unterrichtszeit würde uns nun oft sehr lang geworden sein, wenn sie nicht wenigstens durch zwei Stunden Turnen gekürzt worden wäre. Diese Stunden waren stets die größte Erholung für uns und ganz besonders fesselte uns der Fechtunterricht bei dem Lehrer Ernst Eiselen."

In dieser Anstalt blieb Otto bis zum 12. Jahre, obwohl er sich, seiner eigenen Aussage nach, dort nichts weniger als wohl fühlte. Die spartanische Härte weckte in ihm das Heimweh nach dem Schlosse und den Wäldern von Kniephof. Die Reisen mit der Postkutsche in die Ferien und die Ankunft der Eltern, die den Winter in Berlin verlebten, waren die einzigen Lichtpunkte. Niemals, so erzählte Bismarck später, habe er sich in der Anstalt satt gegessen. Immer habe es „elastisches Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig werden — und Mohrrüben — roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke!"

Einmal lief Bismarck aus der Anstalt fort, weil sein älterer Bruder

ihn schlecht behandelt hatte. Man fing ihn jedoch wieder ein und brachte ihn im Triumph zurück.

Zu Ostern 1827 verließ Otto die Anstalt des Professor Plamann und trat als Untertertianer in das Friedrich Wilhelms-Gymnasium ein. Er blieb nun mit seinem Bruder in der Berliner Wohnung der Eltern, wo die wackere Köchin Trina Neumann aus Schönhausen mit Eierkuchen und



Bismarck als Knabe.

Gänsebrüsten sich die Neigung der Knaben erwarb. Bismarck erzählte noch vor wenigen Jahren von ihr in scherzender und doch dankbarer Erinnerung: „Trine Neumann stammte von meinem väterlichen Gute Schönhausen in der Altmark. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und that alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu Abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: ‚Bliewt hüt nich so lang ut, dat min

Kauken nich afbacken!' und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon von weitem wie einen Rohrsperling schimpfen: ‚Na wart, Jungens, ut Euch wart in'n Leben nix Vernünftiges — die Kauken sind all wedder afbackt!' Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre ‚afbackten Kauken' uns Jungen schmeckten."

Im Jahre 1830 trat Bismarck in das Gymnasium zum Grauen Kloster ein. Vorher schon war er in der Wohnung des Dr. Bonnell gezogen, des Lehrers, dem er bis an dessen Lebensende mit besonderer Vorliebe und Dankbarkeit zugethan war. Bonnell erzählt vom jungen Bismarck, als dieser in das Friedrich Wilhelms-Gymnasium eintrat: „Meine Aufmerksamkeit zog Bismarck schon am Tage seiner Einführung auf sich. . . . Er saß mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengesicht und leuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: das ist ja ein nettes Jungechen, den will ich besonders ins Auge fassen! Er wurde zuerst mein Schüler im Lateinischen, als er nach Ober-Tertia kam. Michaelis 1829 wurde ich ans Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt, an das auch Bismarck im folgenden Jahre überging. Ostern 1821 kam er als Pensionär in mein Haus, wo er sich in meiner einfachen Häuslichkeit, die sich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn beschränkte, freundlich und anspruchslos und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig. Er ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine starke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen, und wir brachten ihm volle Liebe und Sorgfalt entgegen, so daß sein Vater später, nach seinem Scheiden von uns, äußerte, daß der Sohn sich in keinem Hause so wohl wie bei uns befunden habe."

Es ist gewiß ein schöner Zug Bismarcks, daß er zeitlebens dem alten Lehrer gegenüber ein dankbarer Schüler geblieben ist. Bismarck vertraute auch seine Söhne dem Dr. Bonnell an. Im Jahre 1867, als die Stadt Berlin ein Festmahl veranstaltete, machte es einen tiefen Eindruck auf die umstehenden Zeugen, als sie den mächtigen Kanzler in achtungsvoller Haltung vor seinem alten, gebeugten Lehrer stehen sahen. „Euer Excellenz," so sagte dieser, „haben nun selbst einen schönen Teil unserer vaterländischen Geschichte geschrieben." „Das nicht," versetzte der Kanzler bescheiden abwehrend, „aber doch etwas an ihren Fäden gesponnen." — Und im März 1869, als seine Söhne das Abgangsexamen bestanden und Bismarck die Prüfungskommission zu sich geladen hatte, erhob sich der Kanzler mit dem

Glase und sprach: „Vor 38 Jahren um dieselbe Zeit habe ich das Abiturientenexamen bestanden und zwar vor demselben Manne, und unter Leitung desselben Mannes, der jetzt meine beiden Söhne zu demselben Ziele geleitet hat. Ich weiß, was ich ihm verdanke. Mögen auch meine Söhne ihm stets ein dankbares Andenken bewahren. Indem ich Sie, verehrte Anwesende, auffordere, auf das Wohl meines alten lieben Lehrers, des Direktors Bonnell, anzustoßen, verbinde ich zugleich den Dank an die übrigen Lehrer meiner beiden Söhne."



Otto von Bismarck in der Schule des Dr. Bonnell.

Am 31. März, dem Gründonnerstag des Jahres 1831, wurde Bismarck von Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin konfirmiert. „Noch weiß ich genau das Plätzchen in der Kirche," erzählt Bismarck selbst einmal, „wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe; und als ich dann aufgerufen wurde und vor den Altar treten sollte, pochte mir gewaltig das Herz. Den Spruch, welchen Schleiermacher mir mitgegeben, glaube ich ziemlich richtig sagen zu können: ‚Was Ihr thut, das thut dem HErrn, und nicht den Menschen;' aber die Stelle, wo er steht, habe ich vergessen.

Nicht wahr, ein besseres Wort konnte mir nicht mitgegeben werden. Der Spruch soll mein Leitstern bleiben." Es ist die Stelle Kolosser, 3, 23.: „Alles was Ihr thut, das thut von Herzen, als dem HErrn, und nicht den Menschen."

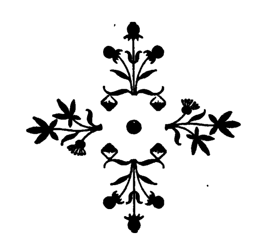
Im Sommer 1831 näherte sich die gefürchtete Cholera der Stadt Berlin. Otto wußte, daß beim ersten Cholerafall die Schulen geschlossen werden würden. Ach, wie sehnte er da nach Knabenart die Seuche herbei! Er mietete sich wiederholt ein Pferd, und ritt nach Friedrichsfeld zu, von wo man die Cholera erwartete. Dabei stürzte er eines Tages und wurde mit gequetschtem Bein in seine Wohnung gebracht. Er mußte nun im Bett liegen, die Cholera trat in Berlin ein, aber zu seinen Eltern konnte er nicht. Als endlich das Bein kuriert war, trat er seine Reise nach Kniephof an. Damals brauchte man die seltsamsten Vorsichtsmaßregeln. Die Postreisenden durften nicht aussteigen. Man hatte ihnen abseits auf Tischen die Speisen aufgetragen, und während die Reisenden das Essen verzehrten, blickten die Bewohner mit banger Scheu aus weiter Entfernung zu ihnen hinüber. Als Bismarck eine Magd anrief, um zu bezahlen, floh diese schreiend zurück, und er mußte das Geld auf den Tisch legen. Eine Mitreisende hatte durch das Schütteln des Postwagens die „Seekrankheit" bekommen; die weise Ortsbehörde von Stargard erblickte darin einen Choleraanfall, und das arme Mädchen wurde ohne Erbarmen in das Stargarder Gefängnis gesteckt. Auch Bismarck kam kurze Zeit zur Beobachtung in das Arrestlokal zu Stargard, und als er endlich daheim war, ließ ihn die allzu ängstliche Mutter auch erst allein.

Geschichte und Sprachen waren des eifrigen und fleißigen Schülers Lieblingsstudien. Sein Abgangsexamen, das er zu Ostern 1832 ablegte, fiel gut aus. Das Urteil unter seinem lateinischen Probeaufsatz lautete: „Oratio est lucida ac latina, sed paulum castigata." (Die Sprache ist klar und lateinisch, aber wenig gefeilt.)

Bismarck war nun siebzehn Jahre alt. Er war von hoher, schlanker Gestalt, frischem Aussehen, ein tüchtiger Reiter, ein ruhiger und beobachtender Jüngling, gefällig und zuvorkommend im Umgang — aber noch ohne Lebenserfahrung und festen Halt. Seine Mutter stand unter dem Einflusse des damals noch herrschenden Rationalismus und dieser dominierte damals auch noch in den niederen und höheren Schulen. Daher ist's begreiflich, daß auch Bismarcks Herz dem christlichen Glauben ferne blieb. Und da nur die wahre Furcht Gottes die ehrerbietige kindliche Scheu vor dem heiligen, allgegenwärtigen Gott und vor Übertretung seiner Gebote wirkt, so war es kein Wunder, daß Bismarck in seinen Jugendjahren eine Zeit durchlebte, wo seine übersprudelnde Lebenslust allerlei Schranken übersprang —

eine Sturm- und Drangperiode, die ihm den allerdings nicht feinen Ruhm des „tollen Junkers" einbrachte.

Aber ebenso wenig wie der Rationalismus konnten allerlei Genüsse und Freuden dieser Welt sein Herz befriedigen; denn im Hintergunde desselben ruhte doch ein großer Ernst; und gerade durch das zeitweilige Mitmachen in der Lust der Welt wurde er der Eitelkeit derselben um so mehr inne, so daß auch ihm durch die Erfahrung das Wort Augustins gewiß wurde: „Das Herz des Menschen ist von Gott zu Gott geschaffen und kann nur in Gott wahre Befriedigung, Leben und volles Genüge finden."





Bruder Studio.

Zweites Kapitel.
Tolle Jugend.
(1832—1847.)

Abgeschüttelt von den Sohlen
Ist der Schulstaub; hohe Wogen
Tragen jetzt das Schiff des Jünglings.
Alle Anker sind gelichtet,
Alle Segel aufgezogen,
Und der Burschenfreiheit Flagge
Lustig flatternd zeigt die Inschrift:
„Nitimur in vetitum!"

Otto von Bismarck war nun fix und fertig für die Universität. Aus dem sittsamen, fleißigen Gymnasiasten wurde im Handumdrehen ein leichtlei biger und auch leichtsinniger Bruder Studio.

Schon sein Wunsch, im flotten Heidelberg zu studieren, verriet sein Verlangen, gleich mit vollen Zügen die neue Freiheit zu genießen. Doch die Mutter, der das gerade auf dieser Universität im Schwange gehende Biertrinken durchaus widerwärtig war, gab seinem Wunsche nicht nach, sondern schickte ihn nach Göttingen. Aber junger Most läßt sich wohl in Schläuche fassen, es bleibt indes fraglich, ob der Schlauch der Gärung Widerstand leisten kann. Bismarcks Most war nicht gerade von der milden Sorte. Das wird sich gleich zeigen.

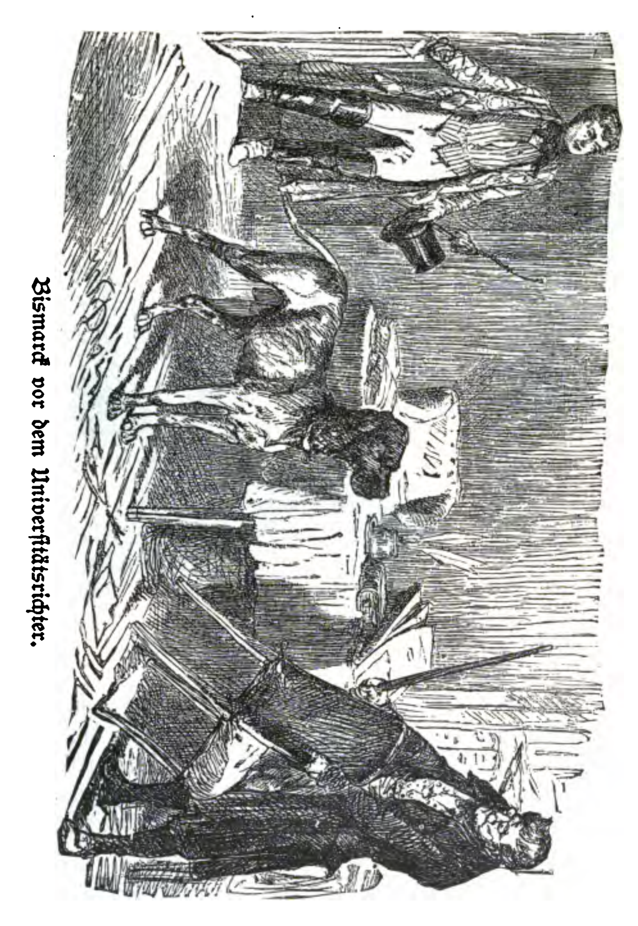
Bismarck war noch nicht in Göttingen angelangt, da hatte er schon einen ganz regelrechten Skandal fertig. Man nennt in Deutschland einen jungen Mann, der eben das Gymnasium verlassen hat und sich anschickt, die Universität zu beziehen, einen mulus, d. i. einen Maulesel. Ein ganz passender Name, lieber Leser, denn so ein junges Blut, das eben die vermeintlichen Schulfesseln abgeworfen hat, empfindet gleich dem Maulesel den schier unwiderstehlichen Drang, in alle Welt hinauszukicken. Es ist einem solchen mulus ganz unbeschreiblich wohl. Und auch dem Bismarck war's ganz unsäglich wohl zu Mute. Trifft er da in Berlin einen tapferen studierenden Jüngling, einen Judenjungen mit all den Unarten, die solche an sich zu haben pflegen. Er hieß natürlich Wolf. Mit diesem Wolf band Bismarck an — das erste Duell war fertig. Wie's dabei herging, ersieht man schon daraus, daß der tapfer zurückweichende Jude seine Brille auf dem Kampfplatz ließ, Bismarck aber einen Hieb ins Bein bekam.



Süßes Nichtsthun.

In Göttingen angelangt, wo er am 10. Mai 1832 immatrikuliert wurde, ging's nicht etwa ans Studium, sondern es wurde zunächst mit mehreren Genossen eine Harzreise unternommen, und bei der Rückkehr von derselben „setzte Bismarck auf“ — wie wir hier sagen würden. Dabei ging's toll her. Bismarck warf im Übermut eine Flasche zum Fenster hinaus — und die Folge war die Vorladung des kecken Studio vor den Universitätsrichter. Bismarck stellte sich zu rechter Zeit ein. Er trug einen Cylinder-

hut, einen bunten Berliner Schlafrock und Kanonenstiefel. Der Richter erstaunte nicht wenig über den burschikosen Anzug und retirierte ängstlich vor dem gewaltigen Köter, der sich schnüffelnd seiner Ehren nahte, als wolle er erst einmal erfahren, was man denn eigentlich von seinem Herrn verlange. Bismarck mußte den Hund zurückrufen und wurde zunächst wegen



Bismarck vor dem Universitätsrichter.

Mißachtung des hohen Gerichtshofes zu fünf Thalern Strafe verdonnert. Dann begann das peinliche Verhör wegen der Flasche, worauf eine zweite Strafe folgte. — In nicht gerade gehobener Stimmung begab sich nun Bismarck nach Hause. Sein kurioser Anzug zog ihm das Gespött einiger ihm begegnender Studiosen zu. Wütend rief er: „Sie lachen doch nicht etwa

über mich?" „Natur!" war die Antwort, „das können Sie doch sehen?" Das zweite Duell war damit fertig. Und in den nächsten anderthalb Jahren folgten einige zwanzig andere.

Eins seiner Duelle hat Bismarck gegen einen Engländer ausgefochten. Dieser hatte über den „deutschen Michel mit der Schlafmütze über den Ohren und dem bunten Schlafrock aus sechsunddreißig Lappen und Läppchen" gespöttelt. Da brauste Bismarck auf mit den Worten: „Umgürte Dich mit dem ganzen Stolz Deines England, ich verachte Dich, ein deutscher Jüngling." Von beiden Seiten wurde daraufhin gefordert.

Nicht lange darnach begab es sich, daß Bismarck eine Wette für die Einigkeit Deutschlands einging. „In Göttingen," so erzählt er selbst, „da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um 25 Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewinne. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber, um meine verlorene Wette zu bezahlen. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg. Das merkwürdigste dabei ist, daß ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten" (den Burschenschaften) „nur im Gefechtszustande verkehrte."

Nur in einem Duell erhielt Bismarck eine tiefe Schnittwunde vom Rande des linken Unterkiefers an bis zum Rande der Unterlippe. Die Narbe ist noch heute in Bismarcks Antlitz zu sehen. Der Urheber dieses Schmisses war der spätere Abgeordnete Biedenweg. Als dieser sich dem Bundeskanzler Bismarck vorstellte, rief Bismarck sofort mit leuchtendem Auge: „Sind Sie der?" und fuhr dabei mit seinem linken Daumen der Narbe entlang. „Ja wohl, Excellenz, der bin ich," erwiderte Biedenweg im Hochgefühl seiner damaligen Leistung.

In Göttingen zählte der Amerikaner J. Lathrop Motley, der spätere Geschichtsschreiber, zu Bismarcks intimsten Freunden. Mit ihm und einigen anderen Amerikanern verlebte er namentlich am 4. Juli 1832 zur Jubelfeier der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vergnügte Stunden. Lange Zeit nachher, am 4. Juli 1875, schrieb er in Erinnerung an jenen Tag dem Geschäftsführer des Public Ledger: „Dieser Tag ist einer von denen, die ich an manchem 4. Juli mit amerikanischen Freunden — zuletzt mit John Lathrop Motley in Göttingen im Jahre 1832 und mit Mitchel C. King und Armory Coffin — zugebracht habe. Ich wünsche nur, daß Sie, mein werter Herr, und ich, jederzeit so gesund und zufrieden sein

könnten, wie wir vier jungen Gesellen es vor 43 Jahren in Göttingen waren, als wir den 4. Juli feierten."

Bismarck soll im ersten Semester einigermaßen pünktlich die Vorlesungen besucht haben; mit jedem kommenden Semester wurde es damit schlechter — sein burschikoses Wesen jedoch entwickelte sich vortrefflich. Kein Wunder, daß Bismarcks Mutter bei jeder Heimkehr ihres Sohnes von neuem verblüfft war, wenn ihr Sohn in hohen Stiefeln, im Sammetrock und mit langer Pfeife bei ihr eintrat. Der Junge sah ganz und gar nicht darnach aus, als könnte einmal ein Diplomat aus ihm werden, was sie doch so sehnlichst wünschte.

Das lockere Leben brachte denn auch seine Frucht. Er bekam Karzer zudiktiert und im Mai 1833 erteilte ihm der Senat der Universität das consilium abeundi, d. h. gab ihm den ebenso höflichen wie dringlichen Rat, sich anderswo „studierenshalber" aufzuhalten, und gestattete ihm freundlich, eine noch in Göttingen erwirkte Karzerstrafe an dem neuen Orte abzusitzen. Ein Herr Mejer hat sich der Mühe unterzogen, aus den Universitätsakten Bismarcks Thaten amtlich zu konstatieren. Er hat seine Erfahrungen in einem kleinen Buche veröffentlicht. Bismarck schrieb darüber an Mejer:

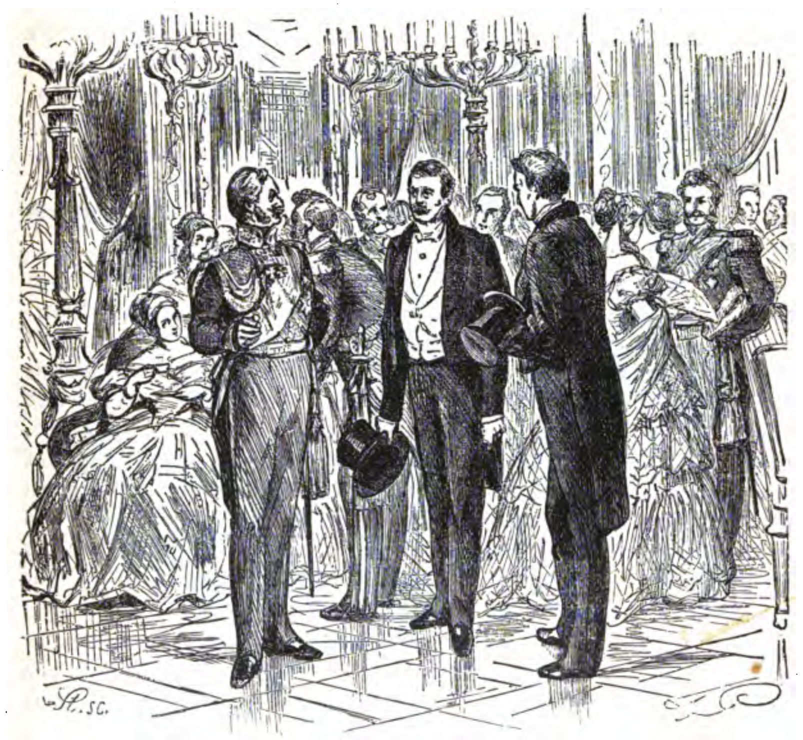
„Ew. Hochwohlgeboren haben mich durch die aktenmäßigen Mitteilungen aus meiner Jugendzeit sehr erfreut, und ich habe mich beim Lesen Ihrer Aufzeichnungen mit einer gewissen Wehmut in meine Jugend zurückversetzen können. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß das Universitätsgericht nachsichtiger über mich urteilte, als ich nach meinen Erinnerungen verdiente."

Auch in Berlin, wohin Bismarck im Herbst 1833 sich begab, setzte er sein Nichtsthun fort.

Wie konnte er denn unter solchen Umständen ein Examen bestehen? Nun, als das Examen wie ein dräuendes Gespenst näher kam, da zeigte sich Bismarcks Begabung und eiserner Fleiß. Tag und Nacht studierte er — und bestand sein Examen mit Glanz.

Sein Examen hatte er nun abgelegt — aber den Bruder Studio noch nicht. Er wurde Auskultator beim Gericht. Als solcher hatte er die Protokolle zu führen über die Verhandlungen. Zu sagen hatte er aber nichts — rein gar nichts. Da wurde nun einmal ein rechter, echter Berliner vernommen. Einer mit jener „Revolverschnauze", mit der die Berliner — unsere Berliner Leser ausgenommen — begabt sind. Den alten Richter läßt das Mauerfeuer des Berliners freilich kühl — er kennt die Kugelspritzen. Aber der Herr Auskultator, der alle die Worte zu Papier bringen soll, dem geht allgemach sein bißchen Geduld aus. Er springt auf.

„Herr," ruft er, „mäßigen Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!" Der Herr Gerichtsrat klopft seinem stürmischen Protokollanten auf die Schulter und sagt: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!" Bismarck setzt sich, die Verhandlung nimmt ihren Gang, des Berliners Maul natürlich auch. Da springt Bismarck wieder auf und donnert: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Gerichtsrat hinauswerfen!" —



Bismarcks erstes Zusammentreffen mit Prinz Wilhelm, dem nachherigen Kaiser.

Ducken ließ sich Bismarck schon damals nicht. Einer seiner Vorgesetzten, den er in seiner Office aufsuchte, würdigte ihn kaum eines Blickes und ließ ihn ungebührlich lange warten. Da vergaß denn auch Bismarck seines Chefs, trat ans Fenster und trommelte auf der Scheibe ganz lustig den Dessauer Marsch.

Possierlich ist's auch zu lesen, wie Bismarck einmal seinen Schuster Pünktlichkeit lehrte. Dieser hatte ihn trotz aller Versprechungen immer

wieder warten lassen. Als das nun wieder geschah, erschien morgens um sechs Uhr bei dem Schuster ein Bote mit der Frage: „Sind die Stiefel für Herrn von Bismarck fertig?" Auf die Verneinung des Meisters entfernte sich der Bote, aber nach zehn Minuten kam schon ein zweiter Bote: „Sind die Stiefel für Herrn von Bismarck fertig?" — und so ging es fort: alle zehn Minuten wieder ein Bote, immer wieder mit derselben Frage. Am Abend waren die Stiefel fix und fertig.

In diese Zeit fällt die erste Begegnung Bismarcks mit dem Manne, dem er später ein so treuer Berater werden sollte, mit dem späteren Kaiser Wilhelm nämlich. Dieser führte damals den Titel Prinz, und daß einmal ein König oder gar ein Kaiser aus ihm werden sollte, das wußte niemand. Bismarck wurde bei einem Hoffest zugleich mit einem Herrn von Schenk vorgestellt; dieser war ebenso groß wie Bismarck und auch bei der Justizverwaltung angestellt. Die beiden riesigen Jünglingsgestalten betrachtend, meinte Prinz Wilhelm: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemaß aus."

Wie durch sein Gardemaß, so fiel übrigens Bismarck damals auch durch seine eigenartigen Manieren und durch seine die Etikette wenig beachtende Selbständigkeit bald in der Berliner Gesellschaft auf. Er verkehrte mit Vorliebe in der Familie der Generalin von Kessel und des Grafen Bismarck-Bohlen, seines Vetters, mit geringerer Vorliebe in dem Hause eines bekannten Diplomaten, dessen Abendgesellschaften dadurch berüchtigt waren, daß man bis drei Uhr morgens tanzte und nichts zu essen bekam. Bismarck und einige seiner Freunde waren dort oft eingeladen. Zuletzt aber lehnten sie sich auf sein Anstiften gegen diese eigentümliche Hausordnung auf. Als es spät wurde, zogen sie eines schönen Ballabends große Butterbrote aus der Tasche und verzehrten sie. „Das nächste Mal gab es zu essen," erzählte der Kanzler einmal, „aber wir waren nicht wieder eingeladen."

Im Jahre 1836 wurde Bismarck Referendar in Aachen, bummelte aber auch jetzt herum. Er verkehrte hier viel mit Engländern, Belgiern und Franzosen, bis er im Herbst 1837 nach Potsdam versetzt wurde. Im Jahre 1838 genügte er seiner Militärpflicht, erst bei den Gardejägern in Berlin, dann bei den Jägern in Greifswald. Inzwischen wurde so viel Geld verjubelt, daß Bismarck den Staatsdienst quittieren und sich der Verwaltung der väterlichen Güter annehmen mußte. Sein älterer Bruder wurde Landrat und zog in die Kreisstadt Naugard, ihm fiel das Gut Külz, unserem Bismarck die Güter Kniephof und Jarchelin zu.

Aber auch jetzt blieb Bismarck der „tolle Bismarck" — und wie es auf Kniephof herging, das kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß das Gut im Volksmunde alsbald K n e i p h o f genannt wurde. Aber nun

zeigen sich endlich auch Spuren beginnender Sinnesänderung. Von seinen lustigen Brüdern und dem nächtlichen Zechgelage stiehlt sich Bismarck dann und wann hinweg und sucht grübelnd und schwermütig die Einsamkeit auf. Auch der Tod des Vaters, der im November 1845 erfolgte — die Mutter starb schon im Januar 1839 — wirkte ernüchternd. Bismarck nahm die



Bismarck als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardejägern.

Verwaltung der Güter in die Hand, führte auch hier und da ihm von der Regierung überwiesene Geschäfte gut aus. Manche fühlten auch, daß sich aus dem wildbrausenden Most ein starker und klarer Wein abzuklären begann. In den Briefen an seine einzige Schwester Malwine, der er von jeher mit herzlicher Liebe zugethan war, klingt neben aller Lustigkeit doch auch schon sittlicher Ernst durch.

Malwine hatte sich am 30. Oktober mit Bismarcks Jugendfreund, Oskar von Arnim, verheiratet. Bald nachher schreibt der Vereinsamte seiner Schwester den nachstehenden Brief:

„Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden, ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheiraten und thun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß und Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Überzeugung hervorging, daß 5 Stimmen auf Leben und Tod und zwei mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren, dazu 4 für Krug, 16—18 für Arnim und 12—15 für Alvensleben, ich bin also lieber ganz zurückgetreten. Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend, spazierengehend helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt Fuchsjagd zu nennen; wir gehen nämlich bei starkem Regen, oder jetzt 6 Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beachtung des Windes einen Kiefernbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater unumstößlich überzeugt sind, daß außer einigen holzsuchenden Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne besonders von seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „hu, la, la, he, he, faßt, häh, häh!“ in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: nein, nicht das Mindeste! Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem anderen Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es 3—4 Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die anderen a tempo ausgeschlagen haben. Karl V. war ein

dummer Kerl! Du begreifst, daß bei so mannigfachen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt, Predigers zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, so bin ich auch noch gar nicht dagewesen, es war nicht möglich. Bellin ist seit drei Tagen voll von einer Reise nach Stendal, die er gemacht, und von der Post, die er versäumt hat. Die Elbe geht mit Eis, der Wind geht Ost-Süd-Ost, das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt 8°, der Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich teile Dir dies mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleineren Begebenheiten Deines Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen; wer bei Euch und Curts gewesen ist,



Bismarck rettet seinen Reitknecht Hildebrand vom Ertrinken.

wen Ihr besucht, was Ihr gegessen habt, was die Pferde machen, wie die Bedienung sich aufführt, ob die Thüren knarren, und die Fenster dicht sind, kurz, Thatsachen, Fakta. Ferner mag er's nicht leiden, daß er Papa genannt wird, er liebt den Ausdruck nicht, avis au lecteur! . . . Der Vater läßt vielmals grüßen und wird mir bald nach Pommern folgen, er meint zu Weihnachten. Ganz Dein eigener for ever."

In das Jahr 1842 fällt eine Begebenheit, die unserem Bismarck den ersten Orden einbrachte. Und jetzt noch, da die höchsten Orden seine Brust decken, braucht er sich dieser ersten Dekoration nicht zu schämen. Bismarck war als Landwehroffizier zum Dienst bei den Stargarder Landwehrulanen

einberufen: „Er stand eines Nachmittags," so berichtet Hesekiel, „mit anderen Offizieren auf der dortigen Brücke über den See, als sein Reitknecht Hildebrand, der Sohn des Försters auf seinem Gute, das Pferd zum Tränken und Schwemmen in den See ritt, und zwar dicht an der Brücke. Plötzlich verlor das Pferd den Grund, und als der ängstliche Reiter sich am Zügel festhielt, überschlug es sich, Hildebrand verschwand im Wasser. Ein lauter Schreckensruf ertönte, Bismarck aber warf sofort den Säbel von sich, riß die Uniform ab und stürzte sich kopfüber in den See, um seinen Diener zu retten. Er faßte ihn auch glücklich, aber nun umklammerte ihn der Mensch in seiner Todesangst so gefährlich, daß er erst mit ihm auf den Grund gehen mußte, um sich von ihm loszumachen. Entsetzt stand die zusammengelaufene Menge am Ufer, man hielt Herrn und Diener für verloren, Blasen stiegen aus dem Grunde auf, dem starken Schwimmer aber war es gelungen, sich aus der todbringenden Umklammerung loszumachen, er tauchte auf und zog seinen Diener hinter sich her. Er brachte denselben auch glücklich ans Land, freilich leblos, doch erholte sich Hildebrand nach den ersten Belebungsversuchen und war am andern Tage gesund. Die kleine Stadt, die zum Teil Zeuge dieser tapferen Rettungsthat gewesen, war in gewaltige Bewegung geraten, sie gab ihren Gefühlen dadurch Ausdruck, daß der Pastor dem edlen Retter im Ornate entgegenging und ihn zu der widerfahrenen Gnade Gottes beglückwünschte. Daher schreibt sich die schlichte Medaille ‚für Rettung aus Gefahr', die bekannte preußische Rettungsmedaille, die man neben so vielen großen Sternen auf der Brust des Reichskanzlers bemerkt. Bismarck ist stolz auf dieses Ehrenzeichen, und als ihn einst ein vornehmer Diplomat, vielleicht nicht ohne einen Anflug von Spott, nach der Bedeutung dieser bescheidenen Dekoration, die damals noch seine einzige war, fragte, entgegnete er rasch: ‚Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten!' Der Diplomat schlug die Augen nieder vor dem ernsten Blick, mit welchem Bismarck das scherzende Wort begleitete."

Mit Bismarck ging's nun von Jahr zu Jahr besser, seine Sturm- und Drangperiode nahte ihrem Ende. Was er selber über diese Zeit denkt, die vielleicht — manchem jungen Leser wenigstens — recht vergnüglich oder gar nachahmenswert dünkt, das hat er später, im Jahre 1851, in einem Briefe an seine Frau dargelegt. Und dieser soll hier abgedruckt werden. Er lautet:

„Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden und habe mir mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Wein dieses Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend

nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ... Wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben. Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben, wie damals ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dieses Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemd, und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben ..."

Bismarck hat auch einmal, wie die meisten Menschen, die „Schwindsucht" gehabt. Er schreibt seiner Schwester am 22. Juli 1846: „Ich habe noch immer einen höchst widerwärtigen Husten, obgleich ich seit Angermünde keinen Wein getrunken und mich vor jeder Erkältung sorgfältig in acht genommen habe, über Mangel an Appetit nicht klagen kann und wie ein Dachs schlafe. Dabei verhöhnt mich jeder wegen meines gesunden Aussehens, wenn ich behaupte, an der Brust zu leiden .... Viele Grüße an Oskar. Dein schwindsüchtiger Bruder." Doch welcher Art dieses „Brustleiden" eigentlich war und wie es gehoben wurde — das wollen wir gleich hören. —

Trotz der „Schwindsucht" galt nämlich Bismarck noch immer bei jung und alt als der „tolle Bismarck". Namentlich die älteren Herren und mehr noch die älteren Damen der dortigen Adelsfamilien wußten sich allerhand Stücklein von dem Junker zu erzählen. Auch in der alten, soliden und christlichen Familie derer von Puttkamer in Reinfeld mögen oft genug die tollen Streiche des Bismarck am Theetisch und im Familienzimmer scharf durchgenommen worden sein. Darum fiel es wie eine Bombe in diesen trauten, stillen Kreis, als derselbe tolle Bismarck frank und frei um die Hand der schüchternen Tochter anhielt. „Ich war," erzählte später der alte Herr von Puttkamer, „wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen!" Ihm schien's, als ob sich das Sprichwort bestätige, daß der Wolf die frömmsten Schafe frißt. Und um sein Erstaunen ganz und gar auf den höchsten Gipfel zu steigern, erklärt die Tochter ganz bestimmt: Ja, diesen wolle sie und keinen andern.

Der Vater gab nach, wenn auch schweren, sorgenvollen Herzens. Die

Mutter aber protestierte. Da kam Bismarck selbst nach Reinfeld und bat um die Tochter — und die Mutter gab nun, wenn auch unter heißen Thränen, ihren Segen zu einem Bunde, den alle Beteiligte nie zu bereuen Ursache hatten. Bismarck aber meldete seiner getreuen Schwester seinen Triumph mit einem "All Right!"

Aus Bismarck wurde ein anderer Mensch, und daß hierbei seine stille, sanfte Frau den wesentlichsten Anteil hatte, das hat er selber oft genug gerühmt, wenn er zu seinen Freunden sagte: „Ihr ahnt nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat."

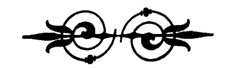
Am 28. Juli 1847 fand die Vermählung statt. Die Hochzeitsreise ging durch Tirol, die Schweiz und durch Italien. Nach derselben nahm das junge Paar im Familiensitze zu Schönhausen in der Altmark seinen Aufenthalt.

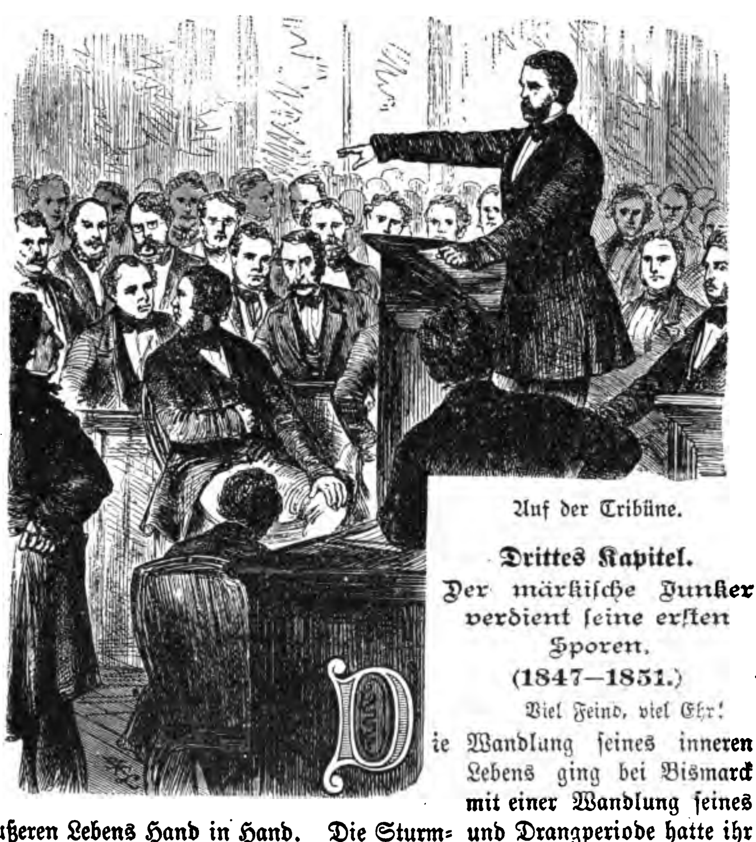
Es war Herbst, als das Bismarcksche Paar von den lachenden Gärten und Orangewäldern Italiens in die stille altmärkische Heimat zurückkehrte. Die einfachen Landbewohner empfingen die jungen Eheleute mit treuherzigem Willkommen. Die wohlwollende Herzensgüte, die aus den dunklen Augen der jungen Frau sprach, hatte die Leute bald gewonnen. „So schön, wie ich sie mir gedacht habe, ist sie zwar nicht," meinte der biedere Schulze Cunow, „aber so gefällt sie mir besser."

Im folgenden Jahre stand da, wo einst Bismarcks Wiege gestanden, auch die Wiege seines ältesten Kindes, seiner Tochter Maria.

Die Ehe Bismarcks — das wollen wir gleich hier melden — ist mit drei Kindern gesegnet worden: Maria, geboren am 21. August 1848; Herbert, geboren am 28. Dezember 1849; Wilhelm, geboren am 1. August 1852.

Bismarck war in der That ein anderer, ein besserer Mensch geworden — das wird das nächste Kapitel lehren. —





Auf der Tribüne.

Drittes Kapitel.

Der märkische Junker verdient seine ersten Sporen.

(1847–1851.)

Viel Feind, viel Ehr!

Die Wandlung seines inneren Lebens ging bei Bismarck mit einer Wandlung seines äußeren Lebens Hand in Hand. Die Sturm- und Drangperiode hatte ihr Ende erreicht, nun trat Bismarck endlich nach langem Warten und manchem vergeblichen Versuch auf den politischen Kampfplatz.

Bismarcks Geburt fiel in das Befreiungsjahr 1815. Schon mit dem Jahre 1807 war das deutsche Reich klanglos zu Grabe gegangen. An Stelle desselben trat nun der Deutsche Bund mit seinem Bundestag und seiner Eifersucht zwischen Österreich und Preußen und mit seinen Eifersüchteleien zwischen den vielen kleinen Flecken der deutschen "Crazy Quilt". Wohl rief ein Dichter, auf den leeren Kaiserthron schauend, aus:

„Steht er wohl noch lange leer?
Will sich d'rauf kein Kaiser setzen,
Allen Völkern zum Ergötzen,
Der Bedrängten Schirm und Wehr?

Ach, die Sehnsucht wird so laut!
Wollt ihr keinen Kaiser küren?
Kommt kein Ritter, heimzuführen
Deutschland, die verlass'ne Braut!"

Wohl setzte auch ein Dichter vorahnend hinzu:

„Einen hat sich Gott erseh'n,
Dem das Erbteil zugefallen,
Der ein Stern wird sein vor allen,
Und was Gott will, mag gescheh'n."



Bismarcks Gemahlin um das Jahr 1850.

Aber daß dieser eine der damals achtzehnjährige Prinz Wilhelm sein würde — wer konnte das wissen? —

Und doch kam's so — wenn auch erst nach langen und schweren Kämpfen.

Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. hatte in der Zeit der Not, unter der Fremdherrschaft Napoleons, seinem Volke eine Konstitution versprochen. Trotz allem Drängen hat er sein Versprechen nicht gehalten. Am

7. Juni 1840 starb er, und Friedrich Wilhelm IV., sein ältester Sohn, bestieg den preußischen Königsthron. Und dieser war ein wackliger Thron geworden. Nach außen zwar war Friede, aber innen herrschte eine wachsende Gärung und ein Freiheitstaumel. Man hatte ja den starren verstorbenen König zu keinen Zugeständnissen bringen können. Um so mehr versprach man sich von Friedrich Wilhelm IV. Er war ein Mann von Geist, ein Förderer von Kunst und Wissenschaft — und nicht ein einseitiger Sol-



Bismarck um das Jahr 1850.

datenfreund wie sein Bruder Wilhelm. Aber klang schon die Rede, die der König bei der Huldigung in Berlin vom Schloßbalkon seinem Volke hielt, den Ohren der Freiheitsmänner nicht wie Musik, so überzeugte man sich auch bald, daß der König einer Volksvertretung abhold sei. Bald genug wiesen unheimliche Zeichen darauf hin, daß die Spannung zwischen König und Volk zunahm. Am Morgen des 29. Juli 1845, als sich der

König und die Königin unter dem Schloßportale zu Berlin in den Wagen gesetzt hatten, um eine Reise anzutreten, wurde plötzlich von einem, in einen Mantel gehüllten Manne ein mit zwei Kugeln geladenes Doppelpistol auf den Wagen abgefeuert, die eine Kugel, durch den Mantel geschwächt, streifte den König nur leicht; die andere verfehlte ihr Ziel. Es war der Bürgermeister Tschech, der seinen König zu morden getrachtet hatte. Im Dezember 1844 büßte er seine That mit dem Tode durch Henkershand.

Doch das Volk erschrak nicht, nur noch dringlicher wurden die Forderungen nach liberalen Einrichtungen: Volksvertretung, politische Gleichstehung, Preßfreiheit. Aber so oft der König den an ihn gesandten Deputationen versprach, nach und nach und bis zu einem gewissen Grade ihre Forderungen zu bewilligen, so oft betonte er es auch, daß keine Rechte der Krone darangegeben werden sollten.

„Keiner Macht der Erde," so erklärte er noch am 11. April 1847, „soll es je gelingen, mich zu beugen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde ich es zugeben, daß sich zwischen unseren Herrn Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um durch seine Paragraphen die alte heilige Treue zu ersetzen. Die Krone kann und darf nur nach den Gesetzen Gottes und des Landes und nach eigener freier Bestimmung herrschen, nicht aber nach dem Willen von Majoritäten. Preußen kann diese Zustände nicht ertragen. Werfen Sie einen Blick auf die Karte von Europa, auf die Lage unseres Landes, vor allem thun Sie einen geistigen Blick in unsere Geschichte!"

Diese Rede mißfiel gar sehr, einer aber hatte an dieser Äußerung seines Königs eine helle Freude — und das war Bismarck, ein „treuer Vasall und ritterlicher Dienstmann seines Königs".

An Gelegenheit, seine königstreue Gesinnung öffentlich zu bekennen, sollte es ihm nicht fehlen. Der König hatte sich nämlich doch, als die Wogen hoch zu gehen drohten, entschlossen, das Scepter des unbeschränkten Herrschers aus der Hand zu geben und das Volk mitregieren zu lassen. Er hatte deshalb im Februar 1847 einen Landtag nach Berlin berufen. Auf diesem Landtage erschien auch Bismarck als Vertreter eines erkrankten Abgeordneten der Provinz Sachsen.

Bismarcks Meinung nach hatte der König viel zu viel Zugeständnisse gemacht. Er hatte das dem König gegenüber, der ihn häufig zu sich lud, um die politische Lage mit ihm zu erörtern, oft genug betont. Aber der König meinte, ein scharfes Auftreten könne gefährlich werden. Bismarck hingegen sagte: nur die Mutlosigkeit würde Gefahr bringen, also Mut,

Mut, und wieder Mut, und der König würde siegen. Einmal trat die Königin dazu und rief: „Aber, Herr von Bismarck, wie können Sie in solchen Ausdrücken mit Ihrem Könige reden?“ „Laß ihn nur,“ sagte der König lachend, „ich werde ihn schon unterkriegen.“ Natürlich gelang das dem König nie.

Wo immer nun das Königtum während der Verhandlungen in seinen Rechten bedroht schien, sprang Bismarck mit kühnem Wort zur Hilfe. Bis in die innerste Seele verhaßt war ihm das liberale Geschwätz, die liberale Phrase. Und darin wurde damals viel geleistet.

In jenem Vereinigten Landtage nun wurde von liberalen Rednern wiederholt behauptet, daß vorwiegend der Wunsch, eine Konstitution zu erlangen, das Volk im Jahre 1813 zur Verjagung der Franzosen getrieben hätte — und daß es nun endlich an der Zeit sei, diese mit Blut erfochtene Konstitution dem Volke zu gewähren. Das gab unserem Bismarck die Gelegenheit zu seiner ersten öffentlichen Rede.

Eine hohe, mächtige Gestalt, das Haar kurz geschnitten, das gesund gerötete Antlitz vom Vollbart umrahmt — so bestieg Bismarck die Rednertribüne. . . . „Ich fühle mich gedrungen, dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowohl, als auch außerhalb dieses Saales so oft laut geworden ist, wenn von Ansprüchen auf Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines anderen Motives bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten . . . .“ Hier wurde der Redner von Zischen und Mißfallensbezeugungen unterbrochen. Er konnte sich nicht mehr verständlich machen. Ruhig nahm er ein Zeitungsblatt aus der Tasche und las, bis die Ordnung wieder hergestellt war. Dann schloß er mit den Worten: „Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß Mißhandlung und Erniedrigung, welche die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen.“

Unter großem Lärmen verließ Bismarck die Tribüne. Namentlich wollten es ihm die alten Herren, die im Jahre 1813 mit dabei waren, verargen, daß ein so junger Mensch hier mitzureden verlangte. Im Nu machte sich auch die freisinnige Presse über ihn her. Sie verschrie den märkisch-pommerschen Landjunker als Schildträger eines vergangenen Zeitalters.

Daheim suchte er, unbeirrt um die Angriffe, in der Landbevölkerung die Königstreue zu pflegen. Aber was half's? Die Flut nahm ihren Weg: Dämme wurden weggespült, die man für sturmsicher gehalten. In Preußens Hauptstadt wehte nicht mehr die schwarzweiße Fahne, sondern die



Bismarck und die Bürgerwehr im März 1848.

schwarz=rot=goldene Trikolore flatterte im Winde. Am 18. März gab der König die Zusage, eine konstitutionelle Verfassung annehmen zu wollen. Doch es war zu spät! Der Zunder lag schon am Pulverfaß, die Explosion erfolgte. Die Sturmglocken heulten, Barrikaden wurden errichtet, Getümmel, Lärm, einzelne Schüsse. Endlich gab auch die Kanone ihre gewichtige Stimme ab: zweihundert Aufrührer lagen tot in den Straßen. Da erließ der König den Befehl zum Abzug der Truppen. Statt der stolzen Garderegimenter schilderten, „halb komisch, halb trübselig", Bürgerwehrmänner. Das waren schwere Tage für den königstreuen Bismarck. Der Zorn über die Pöbelscenen in der Hauptstadt entriß ihm den Ausruf, „daß die großen Städte als Herde der Revolution sämtlich vom Erdboden vertilgt werden müßten." Diese rednerische Übertreibung benutzten seine Gegner, um dem Volke die Gefahr vorzumalen, wenn einmal dieser „Junker" und „Städtevertilger" ans Ruder kommen sollte.

Gleich nach den Märztagen schrieb Bismarck einen Brief an seinen König, der nicht etwa politische Ratschläge enthielt, sondern Versicherungen der Treue und Trostworte. Der Brief lag den ganzen Sommer hindurch auf dem Schreibpulte des Königs als ein Zeichen unwandelbarer Preußentreue.

Daß Bismarck auch in dieser Zeit noch den Bruder Studio in sich spürte, das hat er einmal in einer Berliner Kneipe gezeigt. In diese hatte ihn eines Abends der Durst getrieben. „Er hatte sich," so erzählt Hesekiel, „eben niedergelassen, als an einem benachbarten Tisch eine ganz empörend ungezogene Beleidigung gegen ein Mitglied des königlichen Hauses ausgesprochen wurde. Sofort erhob sich Bismarck in seiner ganzen Länge, wendete sich gegen den Menschen und donnerte ihm zu: ‚Hinaus! — wenn Si

nicht hinaus sind, wenn ich dieses Glas ausgetrunken habe, so schlage ich's Ihnen auf dem Kopf entzwei!' Darauf entstand ein wüster Tumult, drohendes Geschrei von allen Seiten; ganz unbekümmert darum trank Bismarck sein Glas aus und schmetterte es dann so wuchtig nieder auf den Schädel des Beleidigers, daß es klirrend in Stücke flog und der Getroffene heulend zusammenbrach. Es entstand eine tiefe Stille, während welcher man Bismarck mit ruhiger Stimme, als sei gar nichts geschehen, fragen hörte: ‚Kellner, wieviel kostet das zerbrochene Glas?' Darauf erst erhob sich ein lautes Geschrei, aber nicht etwa gegen Bismarck, sondern alles jubelte und schrie: ‚Das war recht! So muß es kommen! Dem Kerl ist ganz recht geschehen!' Die That hatte eben imponiert, und Bismarck ging unbehelligt seiner Wege.

Es lag in seinem festen Antlitz mit dem krausen Bart, in dem kalten Blick, den seine Augen dann hatten, in seiner Gestalt, in seinem ganzen Wesen etwas unbeschreiblich Imponierendes. Das erfuhr eines Tages auch ein Herr Nelke oder Stengel, wir sind des Namens nicht ganz sicher. Bismarck kam mit dem alten würdigen Obristlieutenant von Wolden, dessen Andenken in manchen Kreisen noch heute fortlebt, eines Tages von Potsdam zurück. Unterwegs im Coupé führte ein naseweiser Handlungsdiener oder so etwas ähnliches in höchst vorlauter Weise das große politische Wort, und ließ es sich endlich auch beigehen, den grauen Obristlieutenant zu verhöhnen. Bismarck sah sich den Menschen ein paarmal an, der aber fuhr in seinem Geschwätz fort, bis der Zug auf dem Bahnhofe in Berlin hielt. Auf dem Perron nun trat Bismarck plötzlich in strafffter Haltung und mit einem so mächtigen Blick auf den vorlauten Herrn zu, daß dieser erschrocken einen Schritt zurückwich. Schweigend that Bismarck einen zweiten Schritt und trieb den Unglücklichen so bis an die Wand, dann fragte er ihn einfach:



„Hinaus!"

„‚Wie heißen Sie?‘

„‚Nelke, ich heiße Nelke!‘ stotterte der also Gefragte ängstlich und bleich.

„‚Dann nehmen Sie sich in acht, Sie Nelke Sie, oder ich werde Sie pflücken!‘

„Wendete sich ab und ließ die arme Nelke geknickt, aber um eine goldene Lehre reicher, an der Wand stehen.“

Die hochgehenden Wogen des Jahres 1848 legten sich allgemach. Der König gab dem Volk eine Verfassung mit einer Vertretung durch zwei Kammern. Die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone seitens des Königs von Preußen begrüßte Bismarck mit Freuden. Ihm schien die Einigung Deutschlands, von 28 Regierungen unter dem Druck des tollen Jahres angeboten, nicht diejenige zu sein, welche Preußen anstreben müsse. Bismarck war damals ganz entschieden erst Preuße und dann Deutscher. „Preußen,“ sagte er damals, „ist imstande, dem übrigen Deutschland Gesetze zu geben, und ehe ich zugebe, daß der König von Preußen ein Vasall von Volksvertretern werde, will ich lieber, daß Preußen Preußen bleibt.“ Entweder — das war sein Programm — im deutschen Staatenbund eine glänzende Rolle an der Seite von Österreich, oder die Einigung Deutschlands durch Preußens Schwert. Für die letztere glaubte er die Zeit noch nicht gekommen und Preußens Armee noch nicht stark genug; die glänzende Rolle neben Österreich suchte dieses mit allen Mitteln, namentlich durch die Gewinnung der deutschen Mittelstaaten, unmöglich zu machen. Und es gelang ihm dies; in der Übereinkunft zu Olmütz wurde der alte ohnmächtige deutsche Bund wieder eingeführt und Österreich der Vorsitz zugestanden. Bismarck, der als Abgeordneter Brandenburgs an den Beratungen in Erfurt teilnahm, die zum Vertrage von Olmütz führten, und es nicht hindern konnte, daß Preußen sich demütigte, rief den Abgeordneten zu: „Meine Herren! Wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geiste — nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen — nicht mehr Konzessionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben, und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung diesem preußischen Geiste aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mitsamt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt. Einen Trost gegen diese Eventualitäten finde ich indessen in dem festen Glauben, es wird nicht lange Zeit vergehen, so werden die Parteien zu dieser Verfassung stehen, wie in einer Lafontaineschen Fabel zwei Ärzte zu dem Patienten, dessen Leiche sie verlassen: der eine sagt: ‚Er ist tot, ich habe es gleich gesagt,‘ der andere: ‚Hätte er meinen Rat befolgt, so würde er noch leben.‘“

Im Februar 1849 wurde Bismarck in die zweite Kammer gewählt. Er verdankte diese Wahl einer Rede, die er in Rathenow im Gewächshause eines öffentlichen Gartens gehalten hatte. Bismarck, so wird berichtet, sagte:

„Jeder, der es aufrichtig meint mit dem Vaterlande, der muß jetzt die Regierung auf dem von ihr eingeschlagenen Wege unterstützen, um die Revolution, die uns alle bedroht, zu bekämpfen. Sie würden vielleicht besser thun, wenn Sie einen aus Ihrer Mitte wählten, etwa einen von den Herren Kaufleuten oder Fabrikanten, der Ihre Verhältnisse kennt und das Interesse seiner Vaterstadt besser vertreten würde, als ich es vermag. Wenn Sie einen solchen finden, der zugleich unabhängig und unparteiisch genug ist, um die Sache des Landes über jedes andere Interesse zu stellen, und dem seine Privatverhältnisse erlauben, ihr in diesem Augenblicke seine ganze Thätigkeit zu widmen, dann trete ich zurück."

Aus dem durch einen Vorhang verdeckten Glasfenster der Seitenthüre des Gewächshauses horchten zwei Männer gespannt auf diese Rede, der Wirt Bölke, und der Strohhändler Heidepriem aus Schollehne bei Genthin, der jetzt als radikaler politischer Agitator den fremden Wahlkreis unsicher machte. Er hatte zahlreiche Einwürfe gegen Bismarck. „Wat, Bölke?" rief er, „den Bismarck wollt ihr wählen? Der steckt ja so tief in Schulden, ich sage Ihnen, er kann kaum jappen! Ihr laßt euch von dem Junker den Kopp verkeilen; ich sage Ihnen, der will sich durch sein Schwadronieren man bloß retten. Glauben Sie's ihm nicht, Bölke, es ist nicht sein Ernst, damit will er Ihnen bloß fangen." Bölke rief mit anmutiger Wirtsfreundlichkeit immer bloß dazwischen: „Schweigen S'still! Ich will hören, was er red't." Und Bismarck redete weiter: „— Wenn Sie aber in der Kammer einen Vertreter wünschen, der die Sache des Vaterlandes zu seiner eigenen machen, ihr mit redlichem Willen, vollem Herzen und ganzen Kräften dienen, und dessen nächstes Streben darauf gerichtet sein wird, die alten Bande des Vertrauens zwischen Krone und Volk wieder fester zu knüpfen, damit Gesetz und Ordnung walten, der Wohlstand und das gemeinschaftliche Interesse aller friedlichen Bürger gefördert werden, dann richten Sie Ihr Auge auf mich. Das sind meine Ansichten: wenn Sie mit mir einverstanden sind, bitte ich um Ihre Stimme."

„Haben Sie's nun gehört, was er vor'n Feudaler ist?" rief Heidepriem. — „Lassen's gut sind," versetzte Bölke, „der Pochhammer ist mir viel fataler." — „Ihr versteht Euch nicht auf Politik," polterte Heidepriem und wollte sie dem Wirt klar machen; da stand plötzlich die mächtige Gestalt des Deichhauptmanns von Schönhausen vor beiden. Bismarck war auch erstaunt, Heidepriem hier zu finden und fragte ihn, wen sie in Genthin wählen würden. „Ja, det will ich Ihnen genau sagen, keenen Bismarck

wählen wir nicht; denn wenn ich von Bismarcken höre, denn gruselt mir die Haut." — „Heidepriem, Ihr seid nicht klug." — „Ja, wer weiß, wer von uns beide der klügste ist, Herr v. Bismarck!" — „Freilich, das soll sich noch zeigen," lachte Bismarck und bestieg seinen Wagen zur Rückfahrt nach Schönhausen. — „Das ist unser Mann," riefen aber die Rathenower, und Heidepriem mußte verdrossen noch an demselben Abend nach Genthin berichten, daß Pochhammer eine Stimme, Bismarck dagegen 31 erhalten habe. Bei der Zusammenzählung in Brandenburg gab Rathenow den Ausschlag. Denn Bismarck wurde nur mit acht Stimmen Mehrheit (152 gegen 144) gewählt.

Auch in der zweiten Kammer bekannte Bismarck fort und fort sein spezifisches Preußentum. „Was uns gehalten hat," so rief er am 18. Oktober 1848 in der Kammer aus, „war gerade das spezifische Preußentum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung, und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie; es waren die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offiziercorps, ausgehend, bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen. Die Armee hegt keine dreifarbigen Begeisterungen; in ihr wird man ebensowenig als in dem übrigen preußischen Volke das Bedürfnis nach einer nationalen Wiedergeburt finden. Sie ist zufrieden mit dem Namen Preußen. Diese Scharen, sie folgen dem schwarz-weißen Banner, nicht dem dreifarbigen; uuter dem schwarz-weißen sterben sie mit Freuden für ihr Vaterland. Das dreifarbige haben sie seit dem 18. März als Feldzeichen ihrer Gegner kennen gelernt. Unter ihnen sind die Töne des Preußenliedes, des Dessauer und Hohenfriedberger Marsches wohl gekannt und geliebt; aber ich habe noch keinen Soldaten singen hören: ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘ Das Volk, aus dem diese Armee hervorgegangen ist, dessen wahrster Repräsentant die Armee ist, nach dem schönen und richtigen Ausspruch des Präsidenten der ersten Kammer (Rudolf von Auerswald), hat kein Bedürfnis, sein preußisches Königtum verschwimmen zu sehen in der fauligen Gärung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Preußen sind wir und Preußeu wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und ich hoffe zu Gott, daß wir noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt."

Der Leser wird hieraus Bismarcks politische Stellung unschwer erkennen und begreifen, daß das ganze liberale Deutschland damals gegen den

„märkischen Junker“ Front machte. „Der Prinzipienstreit,“ äußerte er, „der jetzt Europa in seinen Grundfesten erschüttert, läßt sich nicht vermitteln: die Prinzipien beruhen auf entgegengesetzten Grundlagen, die sich von Haus aus einander ausschließen. Das eine Prinzip zieht seine Rechtsquellen aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden; das andere gründet sich auf eine von Gott gesetzte Obrigkeit, auf eine Obrigkeit von Gottes Gnaden, und sucht seine Entwickelung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßig bestehenden Rechtszustand. Dem einen Prinzip sind Aufrührer heldenmütige Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, dem anderen sind sie Rebellen. Über diese Prinzipien wird nicht durch Reden und Debatten entschieden: über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen.“

Diese eisernen Würfel wurden übrigens nicht geworfen. Zwischen Volkstum und Königstum hat sich im Laufe der Jahre, wenn auch nach manchem schweren inneren Konflikt, und zwar hauptsächlich durch Bismarcks Mithilfe, ein Verhältnis ausgebildet, das in der jetzigen deutschen Reichsverfassung einen alle besonnenen Bürger befriedigenden Ausdruck gefunden hat.

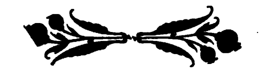
Zwischen all den aufregenden politischen Kämpfen fand Bismarck doch immer wieder Zeit, nach seinem Schönhausen zu seiner Familie zu eilen. Seine Briefe an seine Schwester zeigen, wie er die kleinen Familienunbequemlichkeiten auf Reisen nicht ohne gute Laune erträgt. Von einer Reise nach Pommern schreibt er:

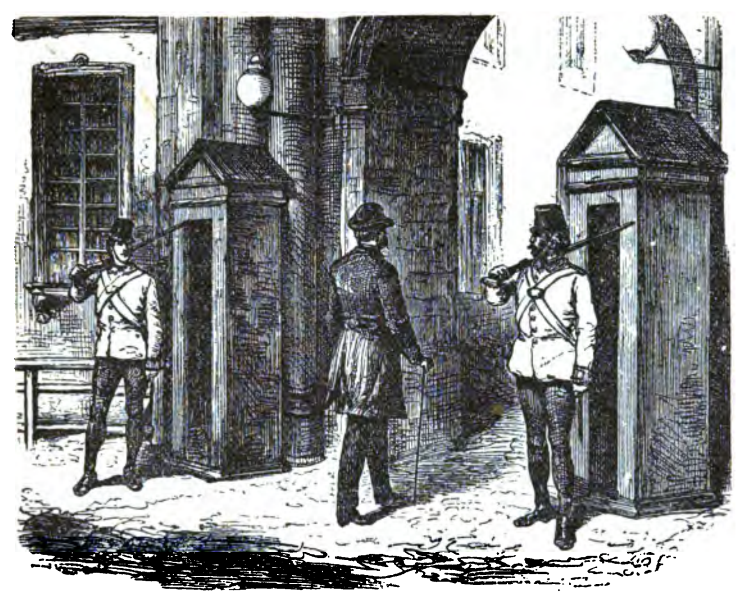
„Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein 70. Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören, mit einem ‚siehst Du wohl, ach, wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können!‘ Das kleine Wesen leidet übrigens seit einigen Tagen sehr an den Augen, die ihm thränig und verklebt sind. Vielleicht kommt es von den Salzbädern, die sie brauchte, vielleicht von Augenzähnen.“

Und in einem anderen Brief:

„Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Gentiner Bahnhof, dann beide im Wagen mit allerlei kindlichen Bedürfnissen, nasenrümpfender Gesellschaft, Johanna geniert sich, dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirtshaus, mit beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof und in Angermünde eine Stunde

auf die Pferde warten, einpacken; und wie kommen wir von Kröchlendorf nach Külz? Wenn wir in Stettin die Nacht bleiben müßten, das wäre schauderhaft. Ich habe das im vorigen Jahre mit Marie und ihrem Schreien durchgemacht. Ich war gestern so verzweifelt über alle diese Aussichten, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben, und ich ging noch mit dem Entschluß zu Bett, wenigstens gerade durchzufahren, ohne irgendwo anzuhalten. Aber was thut man nicht um den lieben Hausfrieden? Die jungen Vettern und Cousinen müssen sich kennen lernen, und wer weiß, wann Johanna Dich einmal wieder sieht; sie hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arme überfallen, und mit allen Künsten natürlich erreicht, daß alles beim alten bleibt. Aber ich komme mir vor wie einer, dem furchtbar Unrecht geschieht; im nächsten Jahr muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen; ich wache schon um 6 Uhr in gelinder Wut auf und kann nicht schlafen vor allen Reisebildern, die meine Phantasie mir in den schwärzesten Farben ausmalt, bis zu den ‚Landpartieen‘ in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich!“ —





Eintritt in den Bundespalast zu Frankfurt.



Bismarck begiebt sich zum König Friedrich Wilhelm IV.

Viertes Kapitel.
Der Junker wird Diplomat.
(1851–1859.)

Die im letzten Kapitel geschilderte Zeit war für Bismarck reich an Lehren und Erfahrungen gewesen. „Er hatte," wie Feodor von Köppen schreibt, „auf verschiedenen Fechtböden alle Parteien kennen gelernt, mit denen er später zu rechnen haben sollte, von den Altliberalen und den sogenannten Revolutionären in Glacehandschuhen bis zu den roten Sozialdemokraten, den Männern mit der schwieligen Faust, von den aufklärungslüsternen Freigeistern bis zu den Aposteln der neupreußischen Doktrin und den starren Ultramonta-

nen in der Knechtschaft Roms, und mitten unter ihnen stand er, der preußische Junker, „ein verlorener Sohn des großen Vaterlandes“, wie Beckerath ihn genannt, von allen Seiten angegriffen und verfehmt, aber nicht zuwartend und leidend, sondern trutzig, wehrkräftig und schlagfertig. Alle Mißgriffe der preußischen Politik seit dem Zusammentreten des ersten Vereinigten Landtags, das Scheitern der deutschen Einheitsbestrebungen, die Schmach von Olmütz, die Kläglichkeit der nun beginnenden Reaktionsperiode wurden der sogenannten Junkerpartei zugeschoben, aber mit unerschrockenem Mute erwiderte Bismarck auf die immer wiederkehrenden Angriffe in der zweiten Kammer: „Ich bin stolz darauf, ein preußischer Junker zu sein, und fühle mich durch diese Benennung geehrt. Die Whigs und Tories waren auch Ausdrücke, die ursprünglich etwas Geringschätziges bedeuteten, und seien Sie versichert, wir werden unsererseits auch noch den Namen des Junkertums zu Ehren und Ansehen bringen.“

Bismarck hatte unter den Kämpfen der Zeit auch in der deutschen Einheitsidee das edle Metall von den Schlacken unterscheiden gelernt; er hatte erkannt, daß ein großes vaterländisches Ziel nicht mit glänzenden Reden und Kammermajoritäten, nicht mit diplomatischen Kunstgriffen und militärischen Scheindrohungen erreicht werden könne, sondern daß dazu vor allem der thatkräftige Wille und der Nachdruck einer reellen Macht nötig sei. Darum wünschte er, zuerst sein engeres Vaterland groß und mächtig zu wissen durch die Eintracht zwischen König und Volk und durch ein starkes, waffenbereites Heer, um durch Preußen das gesamte Deutschland zu Macht und Ansehen erhoben zu sehen.“

Bismarck sollte bald seine geschärften Waffen auf einem anderen Felde, dem der Diplomatie, gebrauchen lernen. Da der deutsche Bund wieder hergestellt war, so mußte auch die Krone Preußens einen Vertreter auf den Bundestag zu Frankfurt senden. König Friedrich Wilhelm IV. übertrug diesen wichtigen Gesandtschaftsposten unserem Bismarck. Das war auffallend. Bismarck war ein noch junger Man und hatte sich im diplomatischen Dienst noch nicht versucht. Als er zum König befohlen wurde und dieser ihm seinen Entschluß mitteilte, erwiderte Bismarck ohne weiteres: „Wenn es Eure Majestät versuchen wollen, so bin ich bereit dazu!“ Auf des Königs Bemerkung, daß er den Mut, welcher vor der gestellten Aufgabe nicht zurückschrecke, bewundern müsse, erwiderte Bismarck sehr fein, daß des Königs Mut, ihn zu ernennen, jedenfalls größer sei als der seinige, die Stellung anzunehmen. „Eure Majestät können es ja mit mir versuchen,“ schloß Bismarck, „geht es nicht, so kann ich ja nach sechs Monaten, oder noch früher, wieder abberufen werden!“ —

Diese Worte bekundeten einen so entschlossenen Mut, daß der König erwiderte: „Versuchen Sie es mit Gott!“ — Der König war ja unserem

Bismarck seit dem Jahre 1848 besonders zugethan. Aber damals hatte er dem Ansinnen, ihn zum Minister zu machen, entgegnet: „Noch nicht, noch roter Reaktionär, riecht nach Blut.“ „Er hielt mich,“ so bemerkte Bismarck später, „damals für ein Ei, aus dem er erst einen Minister ausbrüten wollte.“

Bismarck kam am 11. Mai 1851 nach Frankfurt.

Schon eine Woche später, am 18. Mai, schrieb er an die Gattin einen Brief, der eine genaue Kenntnis der Sachlage bekundete. „Der hiesige Verkehr ist im Grunde nichts als ein gegenseitiges mißtrauisches Ausspionieren und wenn man noch etwas auszuspionieren und zu verbergen hätte! Es sind lauter Lappalien, mit denen die Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde. Wenn nicht äußere Ereignisse zutreten, und die können wir superklugen Bundestagsmenschen weder leiten noch vorher bestimmen, so weiß ich jetzt ganz genau, was wir in 1, 2 oder 5 Jahren zu stande gebracht haben werden, und will es in 24 Stunden zu stande bringen, wenn die andern nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig sein wollen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X. oder Herrn von ? arsky aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, so kann er mehr wie ich. Jeder von uns stellt sich, als glaube er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt.“

Später änderte sich seine Anschauung nicht; denn er schreibt seiner Schwester: „Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld alle Symptome von Kälte zu ertragen und die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf. Das bekannte Lied von Heine: O Bund, du Hund, du bist nicht gesund! wird bald durch einstimmigen Beschluß zum Nationalliede der Deutschen erhoben werden.“

Anfänglich war Bismarck noch seinem Vorgänger von Rochow unterstellt. Von dem sollte er erst einige Geschäftskenntnis lernen. Doch zeigte Bismarck gleich zu Anfang, daß er nicht gewillt sei, mit sich spielen zu lassen. Der Präsidialgesandte Österreichs sollte das gleich merken. Bismarck machte diesem Herrn seinen Besuch. Der Vertreter Österreichs empfing den Gesandten Preußens mit einer Art von Herablassung, rauchte seine Cigarre weiter, und lud Bismarck nicht einmal zum Sitzen ein. Er war aber arg an den Falschen geraten. Bismarck setzte sich nämlich, holte eine Cigarre aus der Tasche und sagte ganz gemütlich: „Darf ich um Feuer bitten, Excellenz?" Die Excellenz war so verblüfft, daß sie Feuer gab, und Bismarck nahm dasselbe ganz ruhig entgegen und begann die Unterhaltung.

Hier gleich noch eine andere, Bismarck kennzeichnende Cigarrengeschichte, die er selber so erzählt: „Bei den Sitzungen der Militärkommission (des Bundestages) hatte, als Rochow Preußen vertrat, Österreich allein geraucht. Rochow hätte als leidenschaftlicher Raucher es auch gern gethan, getraute sich aber nicht. Als ich nun hinzukam und nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den anderen Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereignis. Für diesmal rauchten nun bloß Österreich und Preußen. Aber die anderen Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten. Auch nach Berlin muß man's geschrieben haben, denn es erfolgte eine Anfrage vom Hochseligen, der selber nicht rauchte und die Sache vermutlich nicht nach seinem Geschmacke fand. Die Sache erforderte an den kleineren Höfen reifliche Überlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenck, der baierische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostitz hatte ohne Zweifel auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubnis von seinem Minister. Als er aber das nächste Mal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, mußte er, der eifrig österreichisch war — er hatte dort Söhne in der Armee — sich mit seinem Nachbar schon verständigt haben, denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren noch der Württemberger und der Darmstädter übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch und so langte richtig das folgende Mal der Württemberger eine Cigarre heraus — und ich sehe ihn noch damit, es war ein langes, dünnes und hellgelbes Ding, Couleur Roggenstroh — und rauchte mit mürrischer Entschlossenheit als Brandopfer für das schwäbische Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich."

Rochow behandelte den Bismarck mit jener Eifersucht, welche die

meisten Menschen gegen ihre Nachfolger hegen. Am Tage seiner Abreise übersandte er Bismarck die grüne Gesandtenmappe, in der sich die Akten über die laufenden Geschäfte finden sollten. Die Mappe war aber leer. Bismarck begab sich sofort zum Bahnhof, bedankte sich in den herzlichsten Ausdrücken für die überaus rücksichtsvolle Aufnahme, die er bei Rochow gefunden, und setzte diesen dadurch in eine für ihn recht peinliche Verlegenheit.

Bismarcks vornehmste Thätigkeit als Bundesgesandter bestand in der Wahrung der preußischen Rechte gegenüber dem beständig Ränke spinnenden Österreich. Es war dies um so schwerer, da Österreich fast alle kleinen Potentaten für sich gewonnen hatte. Bismarck schildert die österreichischen Bundesgesandten, mit denen er zu thun hatte, selber so:

„Mit Thun war auszukommen; der war ein anständiger Mensch. Graf Rechberg war im ganzen gleichfalls nicht übel, wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend, einer von den hitzigen Hochblonden. Doch durfte auch er es als österreichischer Diplomat damaliger Schule mit der Wahrheit nicht genau nehmen. Der dritte aber, von Prokesch-Osten, war gar nicht mein Mann; der hatte aus dem Orient die ärgsten Intriguen mitgebracht. Die Wahrheit war ihm ganz gleichgültig. Ich entsinne mich, einmal in einer großen Gesellschaft wurde von irgend einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ich es hören sollte, mit gehobener Stimme: ‚Wenn das nicht wahr wäre, da hätte ich im Namen der kaiserlich-königlichen Regierung (er betonte das Wort stark) gelogen!‘ Hierbei sah er mich an. Ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: ‚Allerdings, Excellenz.‘ Er war offenbar erschrocken, und als er sich umblickte und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das mir recht gab, wendete er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tische aber hatte er sich erholt. Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase — sonst hätte ich gedacht, er wolle mich fordern — und sagte: ‚Na, lassen Sie uns Frieden machen!‘ — ‚Warum denn nicht?‘ erwiderte ich. ‚Aber das Protokoll muß doch geändert werden!‘ — ‚Sie sind unverbesserlich,‘ erwiderte er lächelnd, und damit war es gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte.“

Schon damals erschien es Bismarck als eine unabweisliche Notwendigkeit, daß das unleidliche Verhältnis mit Österreich nur mit den Waffen zu lösen sei. Ihm erschien ein Anschluß Preußens an Österreich in der Rolle eines gehorsamen Dieners eine ganz demütigende Politik. „Es würde mich ängstigen,“ schrieb er in einem Bericht, „wenn wir vor einem möglichen Sturm dadurch Schutz suchten, daß wir unsere schmucke und seefeste Fregatte an das wurmstichige alte Kriegsschiff von Österreich koppel-

ten." . . . . „Ergreifen wir jetzt das Steuer der deutschen Politik", schreibt er ein andermal, „so treibt das Schiff mit dem Winde österreichischer Einschüchterung und westmächtlicher Strömung in den französischen Hafen, und wir in der Rolle eines widerhaarigen Schiffsjungen auf ihm." — Und als ein kecker französischer Gesandter ihm sagte, mit solcher Haltung Preußens bereite er diesem ein zweites Jena, antwortete er schlagfertig: „Warum nicht ein Leipzig und Waterloo?"

Bismarck hatte recht und ahnte recht, als er erklärte: „Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni, d. h. mit Schwert und Feuer werden heilen müssen."

Er erklärte dies im Jahre 1859, und das Jahr 1866 hat seine Voraussage wahr gemacht. —

Von Frankfurt aus ist Bismarck wiederholt nach Berlin gereist, um den Verhandlungen der zweiten Kammer, deren Glied er noch immer war, beizuwohnen. Natürlich griff er wieder mit Ungestüm in die Verhandlungen, wenn es das Königstum zu schützen galt. Dabei fiel er mit dem liberalen Vincke einmal so aus, daß dieser grob wurde. Bismarck forderte seinen Beleidiger auf Pistolen. General von Gerlach, ein vertrauter Freund Bismarcks, schreibt darüber in seinem Tagebuch: „23. März (1852). Es kommt nun doch zum Duell von Vincke und Bismarck. Gestern abend war Bismarck bei mir, sehr liebenswürdig über sein Duell; vorher Stollberg, der davon sehr bewegt, es dennoch für notwendig erklärte. Büchsel (der Hofprediger) hatte Bismarck das heilige Abendmahl verweigert — er (Bismarck) war mit Hans Kleist bei ihm gewesen; ich kann das nicht richtig finden, er ist im Stande der Notwehr und gerechten Krieges. (Eine merkwürdige Auffassung! Bismarck, der Fordernde im Stande der Notwehr!) Kleist hat Büchsel vergebens zugeredet. Heute morgen schrieb ich an Alvensleben, um auf Schulenburg-Wolfsburg (Vinckes Schwiegervater) zu wirken und an Eberhard Stolberg, Bismarcks Sekundant, um dem, was von dort kommen könnte, eine günstige Aufnahme zu verschaffen. — 28. März. Seitdem ist Bismarcks Duell, ohne daß etwas herausgekommen, vorübergegangen, und zwar am 25. März. Büchsel hat ihm das Heilige Abendmahl am Tage vorher morgens gereicht, und er hat vor dem ersten Schuß ein Gebet gesprochen. Auf Vincke soll dies doch Eindruck gemacht haben." Als Vincke nämlich seinen Gegner beten sah, mochten die Vorstellungen seines Schwiegervaters v. d. Schulenburg, daß dieser Ehrenhandel nicht blutig verlaufen dürfe, in seiner Seele Wurzel fassen, und da er als Geforderter den ersten Schuß hatte, ließ er an der Ziellosigkeit des Schusses seine Versöhnung erkennen. Darauf schoß auch Bismarck in die Luft. Bei dem Leibesumfang des Herrn v. Vinke und Bismarcks Geübt-

heit im Schießen würde er den Gegner bei ernstlichem Willen schwerlich gefehlt haben.

Eine sonderbare Figur in diesem „Ehrenhandel" spielt der Hofprediger Büchsel. Erst verweigert er, und zwar mit Fug und Recht, das heilige Abendmahl einem Manne, der die Rache in die eigene Hand nimmt, läßt sich dann aber doch dazu bereit finden und spricht gar noch ein Gebet, ehe die Duellanten die mörderischen Waffen ziehen. Und doch steht geschrieben: „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht



„Alle vorm Feinde erworben?"
Parade in München (1854.)

der HErr." — Denn daß das Duell auf ein albernes In-die-Luft-Schießen hinaus laufen würde, konnte Büchsel nicht voraussehen; und auch in diesem Falle wäre mit Abendmahl und Gebet grober Mißbrauch getrieben worden.

Während Bismarck Preußen auf dem Bundestag zu Frankfurt vertrat, unternahm er viele Reisen. Bald sehen wir ihn im leicht gezimmerten Leiterwagen durch das Grasmeer Ungarns eilen, bald am Ufer des Genfer-Sees ein Stillleben führen, bald den Hirsch jagen in den Waldungen Kurlands, bald finden wir ihn am Meer, bald im Gebirge. Dazwischen ist er

diplomatisch thätig in Berlin, Wien und Paris. Dabei denkt er immer seiner Heimat, und seine Briefe zeugen von seiner Liebe zu seiner Familie.

Auf seinen Reisen in Süddeutschland kam Bismarck im Jahre 1854 auch nach München. Dort war auch ein österreichischer General anwesend, dem zu Ehren eine glänzende Heerschau abgehalten wurde. Eine Menge Offiziere waren erschienen, alle im Schmuck ihrer Kriegsorden. Auch Bismarck hatte sich eingestellt. Er trug die preußische Landwehruniform. Auch auf seiner Brust glänzten Orden, nicht nur die Medaille für Lebensrettung, sondern auch allerlei Orden, die ihm von den Bundesstaaten verliehen waren. Freilich war darunter kein einziges Ehrenzeichen, das er sich vor dem Feinde erworben hätte. Denn Bismarcks Schlachtfeld war der Boden des Frankfurter Bundesrates gewesen, wo wohl die spitzige Waffe der Zunge, aber nicht das Schwert und die Muskete Siege erfocht. Der österreichische General, der sich gern an Bismarck reiben wollte, wies auf Bismarcks Orden und fragte etwas höhnisch: „Schaun's, Excellenz! Alle vorm Feinde erworben?" — „Ja wohl, Excellenz!" lautete die blitzschnelle Antwort Bismarcks, „alle vorm Feinde, alle in Frankfurt am Main!" —

So spitzig und sarkastisch uns Bismarck bei solchen Anlässen erscheint, so liebenswürdig und anheimelnd erscheint er uns in seinen Briefen an seine Frau oder an seine Schwester. Dabei schildert er lebensvoll und anschaulich. In einem Briefe beschreibt er eine Fahrt durch die Grasebenen Ungarns, zwischen der Donau und der Theiß. Dieser Brief — er ist an seine Frau gerichtet — mag hier eingeschaltet werden.

„In den vorhandenen Atlanten wirst Du eine Karte von Ungarn finden, auf dieser einen Fluß Theiß und, wenn Du dann über Szegedin hinauf nach der Quelle suchst, einen Ort Szolnock. . . Der Ort liegt am Rande der ungarischen Steppen zwischen Donau und Theiß, welche ich eines Spaßes halber ansehen wollte. Man ließ mich nicht ohne Eskorte reisen, da die Gegend durch berittene Räuberbanden, hier Betyaren genannt, unsicher gemacht wird. Nach einem komfortablen Frühstück unter dem Schatten einer Schönhausischen Linde bestieg ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und drei Steppenpferden davor, die Ulanen luden ihre Karabiner, saßen auf, und fort ging's in sausendem Galopp. Hildebrand und ein ungarischer Lohndiener auf dem Vordersack, und ein Kutscher, ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen, speckglänzenden, schwarzen Haaren, einem Hemd, das über dem Magen aufhört und einen handbreiten, dunkelbraunen Gurt eigener Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist und die bis an die Kniee reichen, wo die bespornten Stiefel anfangen. Denke Dir festen Rasengrund, eben wie der

Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht als die hohen, kahlen Bäume, die für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabenen Ziehbrunnen (Püttschwengel), Tausende von weißbraunen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, gehütet von berittenen, halbnackten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (Bunda) des Hirten trägt, und gelegentlich ihn selbst, dann große Scharen von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzhaltigem Wasser wilde Gänse, Enten, Kibitze waren die Gegenstände, die an uns und wir an ihnen vorüberflogen während der drei Stunden, die wir auf 7 Meilen* bis Ketskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in



Fahrt in den Pußten.

einer Csarda (einsames Wirtshaus). Ketskemet ist ein Dorf, dessen Straßen, wenn man keine Bewohner sieht, an das kleine Ende von Schönhausen erinnern, nur hat es 45,000 Einwohner, ungepflasterte Straßen, orientalisch gegen die Sonne geschlossene Häuser mit großen Viehhöfen. Ein fremder Gesandter war da eine so ungewöhnliche Erscheinung, und mein magyarischer Diener ließ die Exellenz so rasseln, daß man mir sofort eine Ehrenwache gab, die Behörden sich meldeten und Vorspann requiriert wurde. Ich brachte den Abend mit einem liebenswürdigen Offizierkorps zu, das darauf bestand, daß ich auch ferner Eskorte mitnehmen müsse, und

* Es ist hier natürlich immer die deutsche Meile (= 4 3/4 amerikanische) zu verstehen.

mir eine Menge Räubergeschichten erzählte. Gerade in der Gegend, nach der ich reiste, sollten die übelsten Raubnester liegen, an der Theiß, wo die Sümpfe und Wüsten ihre Ausrottung fast unmöglich machen. Sie sind vortrefflich beritten und bewaffnet, diese Betyaren, überfallen in Banden von 15 bis 20 die Reisenden und die Höfe und sind am anderen Tage 20 Meilen davon. Gegen anständige Leute sind sie höflich. Ich hatte den größten Teil meiner Barschaft bei Fürst W. gelassen, nur etwas Wäsche bei mir, und hatte eigentlich einen Kitzel, diese Räuber zu Pferde, in großen Pelzen, mit Doppelflinten in der Hand und Pistolen im Gurt, deren Anführer schwarze Masken tragen und zuweilen dem kleinen Landadel angehören sollen, näher kennen zu lernen. Vor einigen Tagen waren mehrere Gensdarmen im Gefecht mit ihnen geblieben, dafür aber zwei Räuber gefangen und in Ketskemet standrechtlich erschossen worden. Dergleichen erlebt man in unseren langweiligen Gegenden gar nicht. Um die Zeit, wo Du heute morgen aufwachtest, hast Du schwerlich gedacht, daß ich in dem Augenblick in Kumanien in der Gegend von Felegyhaza und Csongrad mit Hildebrand im gestreckten Galopp über die Steppe flog, einen liebenswürdigen, sonnenverbrannten Ulanenoffizier neben mir, jeder die geladenen Pistolen im Heu vor sich liegend, und ein Kommando Ulanen, die gespannten Karabiner in der Faust, hinterher jagend. Drei schnelle Pferdchen zogen uns, die unweigerlich Rosa und Csillak (Stern) und das nebenherlaufende Betyar (Vagabund) heißen, von dem Kutscher ununterbrochen bei Namen und in bittendem Ton angeredet werden, bis er den Peitschenstiel quer über den Kopf hält und mega, mega (halt an) ruft, dann verwandelt sich der Galopp in sausende Karriere. Ein sehr wohlthuendes Gefühl! Die Räuber ließen sich nicht sehen; wie mir mein netter, brauner Lieutenant sagte, würden sie schon vor Tagesanbruch gewußt haben, daß ich unter Bedeckung reiste, gewiß aber seien welche von ihnen unter den würdig aussehenden stattlichen Bauern, die uns auf den Stationen aus den gestickten, bis zur Erde gehenden Schafpelzmänteln ohne Ärmel ernsthaft betrachteten und mit einem ehrenfesten istem adiamek (gelobt sei Gott) begrüßten. Die Sonnenhitze war glühend den ganzen Tag, ich bin im Gesicht wie ein Krebs so rot. Ich habe 18 Meilen in 12 Stunden gemacht, wobei noch 2 bis 3 Stunden, wenn nicht mehr, auf Anspannen und Warten zu rechnen sind, da die 12 Pferde, die ich brauchte für uns und die Bedeckung, erst gefangen werden mußten. Dabei war vielleicht ein Drittel des Weges tiefster Mahlsand und Dünen, wie bei Stolpmünde. Um 5 Uhr kam ich hier an, wo ein buntes Gewühl von Ungaren, Slovaken, Walachen die Straßen (Szolnok ist ein Dorf von etwa 6000 Einwohnern, aber Eisenbahn- und Dampfschiffstation an der Theiß) belebt und mir die wildesten und verrücktesten Zigeunermelodieen ins Zimmer schallen. Dazwischen singen sie durch die Nase mit weit

aufgerissenem Munde, in kranker, klagender Molldissonanz, Geschichten von schwarzen Augen und von dem tapferen Tod eines Räubers, in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn er im Schornstein lettische Lieder heult. Die Weiber sind im ganzen gut gewachsen, einige ausgezeichnet schön; alle haben pechschwarzes Haar, nach hinten in Zöpfe geflochten, mit roten Bändern darin. Die Frauen entweder lebhaft grünrote Tücher oder rotsammetne Häubchen mit Gold auf dem Kopf, ein sehr schön gelbes Tuch, seidenes Tuch um Schulter und Brust, schwarze, auch urblaue kurze Röcke und rote Saffianstiefel, die bis unter das Kleid gehen, lebhafte Farben, meist ein gelbliches Braun im Gesicht, und große, brennend schwarze Augen; im ganzen gewährt so ein Trupp Weiber ein Farbenspiel, das Dir gefallen würde, jede Farbe am Anzug so energisch, wie sie sein kann. Ich habe nach meiner Ankunft um 5, in Erwartung des Diners, in der Theiß geschwommen, Csardas tanzen sehen, bedauert, daß ich nicht zeichnen konnte, um die fabelhaftesten Gestalten für Dich zu Papier zu bringen, dann Paprika-Hähndel, Stürl (Fisch) und Tick gegessen, viel Ungar getrunken, geschrieben, und will nun zu Bett gehen, wenn die Zigeunermusik mich schlafen läßt. Gutnacht. Istem adiamek!"

Aus Antwerpen in Holland schreibt er: „Das ist ein sonderbarer Ort; viele Straßen und wie Venedig, einige ganz mit dem Wasser bis an die Mauer, andere mit Kanal als Fahrdamm und mit lindenbesetzten, schmalen Wegen vor den Häusern. Letztere mit phantastisch geformten Giebeln, sonderbar und räucherich, fast spukhaft, mit Schornsteinen, als ob ein Mann auf dem Kopfe stände und die Beine breit auseinanderspreizte. Was nicht nach Venedig schmeckt, ist das rührige Leben und Treiben und die massenhaften schönen Läden; ein Gerson neben dem anderen, und großartiger aufgeputzt, als mir die Pariser und Londoner in der Erinnerung vorschweben. Wenn ich das Glockenspiel höre, und mit einer langen Thonpfeife im Munde durch den Mastenwald über die Kanäle auf die in der Dämmerung noch abenteuerlicheren, verwirrten Giebel und Schornsteine im Hintergrunde sehe, so fallen mir alle holländischen Gespenstergeschichten aus der Kinderzeit ein, von Dolph Heylinger und Rip van Winkel und dem fliegenden Holländer.

„Daß ich Holland gesehen habe, ist mir recht lieb; es ist von Rotterdam bis hier eine immer gleich grüne und gleich flache Wiese, auf der viele Büsche stehen, viel Vieh weidet, und einige aus alten Bilderbüchern ausgeschnittene Städte liegen; Acker gar nicht." — — —

Bismarcks Stellung gegen Österreich wurde eine immer schroffere. Als die unter österreichischem Joche stehenden Teile von Italien sich befreien und sich mit ihren Stammesgenossen zu einem einigen Reiche zusammenschließen wollten, trat er unumwunden für diese Nation ein. Insbesondere hielt er,

es sei durchaus verwerflich, daß Preußen um Österreichs willen sich in einen Krieg stürzen sollte. Er ging zum großen Ärger des österreichischen Vertreters mit dem sardinischen (italienischen) Gesandten Arm in Arm in Frankfurt spazieren. Immer wieder drängte er in seinen amtlichen Berichten zu einer selbständigen, vom Bunde wie von Österreich losgelösten Politik, empfahl aber engen Anschluß an die Mittelstaaten und namentlich auch an Bayern. Während er so unausgesetzt den seit dem Jahre 1870 verwirklichten Gedanken der deutschen Einigung verfolgte, galt er im Volk immer noch als ein Anhänger des Junkertums. Aber er war durchaus nicht mehr, was man einen Junker nennt. So kümmerte es ihn wenig, daß Napoleon, der ja aus einer Revolution hervorgegangen, nicht von fürstlichem Geblüt war. Wieviel Fürsten, so fragte er, giebt es überhaupt, die reines Aristokratenblut in ihren Adern haben? „Spanien, Portugal, Brasilien, alle amerikanischen Republiken, Belgien, Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden, das noch heute mit Bewußtsein in der Revolution von 1688 fußende England können ihre dermaligen Rechtszustände auf keinen legitimen Ursprung zurückführen. Selbst für das Terrain, welches die deutschen Fürsten teils dem Kaiser und Reich, teils ihren Mitständen, den Standesherren, teils ihren eigenen Landständen abgewonnen haben, läßt sich kein vollständig legitimer Besitztitel nachweisen."

Den Übergriffen der katholischen Kirche trat er damals mit großer Entschiedenheit entgegen. Als sich in Baden ein Streit zwischen der Regierung und den Katholiken entspann und Gerlach in der protestantischen (!) Kreuzzeitung sich heftig gegen Baden erklärte, „welches mit dem hölzernen Schwerte der Büreaukratie dem gewaltigen Aufschwung der römischen Kirche entgegentreten wolle," da schrieb er: „Wenn ich Herrn von Gerlach nicht seit vielen Jahren kennte, würde ich an seinem Protestantismus irre werden. Ich verstehe es nicht, wie jemand, der unzweifelhaft von einer warmen Vaterlandsliebe beseelt ist, sich in diesem Grade von jeder preußischen Anschauungsweise ganz frei machen kann."

Dieser Ausspruch verträgt sich gar wohl mit dem späteren stolzen Ausspruche Bismarcks: „Nach Canossa gehen wir nicht!" — stimmt aber leider schlecht genug zu mancher Dienerei vor dem Papste, zu der sich Bismarck in späterer Zeit aus diplomatischer Klugheit herabwürdigte.





An der russischen Grenze.



Empfang beim Kaiser Alexander.

Fünftes Kapitel.

Bismarck als Gesandter.

(1859—1862.)

Ihr sollt die Stimmen wägen
und nicht zählen,
Der Staat muß untergeh'n,
früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unver-
stand entscheidet.
Schiller.

Acht Jahre lang saß Bismarck in Frankfurt „als der Pfeffer" unter den salz- und schmacklosen Diplomaten und schrieb seine Berichte nach Berlin an Manteuffel, in denen er das Treiben dieser Gesellschaft in wahrhaft vernichtender Weise kennzeichnete. Es waren das die diplomati-

schen Lehrjahre. Langsam und sicher reiften in ihm jene Ideen, von denen sein ganzes späteres Leben geleitet war, und im Verkehr mit den Strohmännern des Bundestages hatte er das Elend Deutschlands in seiner vollen Trageweite täglich vor Augen.

Inzwischen hatten sich in Preußen Dinge zugetragen, die unseren Bismarck in einen anderen Wirkungskreis drängen sollten. König Friedrich Wilhelm IV. war an einer Gehirnerweichung erkrankt, und es war dadurch die Einsetzung einer Regentschaft nötig geworden. Anfangs provisorisch, wurde ihm später — am 9. Oktober 1858 — die Regentschaft dauernd übertragen.

Es wehte damals ein liberaler Wind. Die bisherigen konservativen Minister erhielten den Laufpaß, die neuen Minister, die „Minister der neuen Ära“, wie man sie nannte, wurden vom ganzen Volk, mit Ausnahme der äußersten Rechten, mit stürmischem Jubel begrüßt. Dazu gab auch das vom Prinzregenten am 8. November 1859 bei Eröffnung des Kabinetts entwickelte Programm Veranlassung. Zwar ging damit der Prinz nicht etwa gar in das Lager der Liberalen über, aber ebensowenig wollte er auch das Stockpreußentum und die Adelsherrschaft wieder zur Geltung bringen, sondern er versprach ehrlich zu halten, was sein Bruder dem Volke von 1848 gewährt hatte. „Es soll nur die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden, wo sich Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeigt. . . . Versprochenes muß man treu halten, nicht Versprochenes muß man mutig hindern . . . . man muß die rechte Mitte erstreben zwischen einer ganz unvorbereiteten Einführung des Selfgovernment und einem Rückfall in die alten Verhältnisse“ . . . . . Mit besonderem Nachdruck gedachte er der Armee: „Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft. Eine 40jährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indes auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Änderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zeiten und — Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können.“

Der Umschwung in der Volksstimmung zeigte sich gleich bei den Kammerwahlen. Die Zahl der 224 konservativen Abgeordneten schmolz auf ein Häuflein von 38 zusammen.

Wo blieb da Bismarck? — Für ihn war in dem liberal angehauchten Ministerium kein Platz, auch fing er an, den Herren in seiner Stellung als Bundesgesandter wegen seiner Stellung gegen Österreich unbequem zu wer-

den. Es war ihm das auch sofort klar. Er schrieb seiner Gemahlin in diesen Tagen: „Unsere Politik gleitet mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hinein ..... Doch wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelei, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Österreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwer macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären. Man ist hier sehr gut für mich, in Berlin aber intriguiert Österreich und alle lieben Bundesgenossen, um mich hier wegzubringen, und ich bin doch so artig. Wie Gott will, ich wohne ebenso gern auf dem Lande."

Es kam so, wie Bismarck erwartete. Er wurde im Februar 1859 vom Prinzregenten seines Amtes in Frankfurt enthoben. Prinz Wilhelm ernannte ihn zum Gesandten in Petersburg. An der Newa „kalt gestellt!" meinte Bismarck. Doch es war gut für den immer noch stürmischen Mann, daß er auf einige Zeit dem preußisch-österreichischem Gezänke fern stehen mußte.

Am 23. März trat Bismarck die Reise nach Petersburg an. Nur bis Königsberg führte damals die Eisenbahn, von hier ging's per Wagen weiter. Bismarck legte die 96stündige Fahrt auf dem Außensitz des Wagens zurück; da ihm im Innenraum die Luft nicht behagte, saß er lieber bei 1 bis 12 Grad Kälte draußen. „Wir hatten so tiefen Schnee," schreibt er, „daß wir mit 6 bis 8 Pferden buchstäblich stecken blieben und aussteigen mußten. Noch schlimmer waren die glatten Berge, besonders hinunter auf 20 Schritt brauchten wir 1 Stunde, weil viermal die Pferde stürzten und sich 8 untereinander verwickelten; dazu Nacht und Wind, eine rechte Winterreise in Natur. Die ganze Gegend ist ziemlich wie in Vorpommern, ohne Dörfer, meist wie zwischen Bütow und Bohren, einige gute Wälder, die Mehrzahl aber den Neu-Kolpizlowischen Küsten ähnlich. Viele Birkenwälder, meilenweite Sümpfe, schnurgerade Chaussee, alle 14 bis 22 Werst ein Posthof, wie Hornskrug, jeder gut eingerichtet, alles Mögliche zu haben und alles geheizt; jedermann sehr höflich und der Dienst pünktlich."

Am siebenten Tage, am 29. März, sah Bismarck die durch den Sonnenschein vergoldeten Kuppeln der Paläste der Stadt Newa, in deren

Wasser das Eis trieb. An seinem Geburtstage (1. April) überreichte er dem Kaiser Alexander sein Beglaubigungsschreiben.

Bei dem sonst so gesunden Mann stellten sich in dieser Zeit allerhand Leiden ein. Rheumatische Schmerzen quälten ihn, so daß ein Arzt zu Rate gezogen werden mußte. Man legte eines Abends ein Pflaster auf die Wade. Bismarck schlief ein, erwachte aber bald unter so heftigen Schmerzen, daß er mit einem gewaltigen Ruck das Pflaster, aber auch ein Stück Fleisch abriß. Besserung stellte sich nicht ein. So bat denn Bismarck um Urlaub und trat seine Rückreise nach Berlin an. Auch hier konnten die Ärzte trotz Pinselungen mit Jod die Schmerzen nicht beseitigen. Da traf endlich Bismarcks Frau ein. Sie warf alle Jod- und anderen Flaschen zum Fenster hinaus, setzte sich am Krankenbette fest und brachte ihren Mann durch ihre Hausmittel und ihre treue Pflege wieder auf die Beine. In Bädern und in Reinfeld, dem pommerschen Landsitze der Schwiegereltern, erholte sich Bismarck. Bald schreibt er von Warschau an seine Frau, daß sein alter Appetit wiedergekehrt sei. „Ich habe vortrefflich geschlafen, der Thee steht auf dem Tisch, und wenn ich ihn getrunken haben werde, fahre ich aus .... Besagter Thee, den ich eben trank, bestand übrigens nicht nur aus Thee, sondern aus Kaffee, 6 Eiern, 3 Sorten Fleisch, Backwerk und einer Flasche Bordeaux."

Am 5. Juni 1860 stellte sich Bismarck mit Familie wieder in Petersburg ein, um hier seines Amtes zu warten. Viel zu thun hatte er mit den Angelegenheiten der in Rußland wohnenden Deutschen, die ihm aber dafür auch Anerkennung zollten. Diplomatisch war wenig zu verrichten. Wie's ihm sonst ging, das sehen wir am besten aus den Briefen an seine Schwester. Seine Krankheit wirkte noch nach und machte ihn dann und wann hypochondrisch. „Ich bin," so schreibt er, „seit meiner Krankheit geistig so matt geworden, daß mir die Spannkraft für bewegte Verhältnisse verloren gegangen ist. Vor drei Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben, jetzt komme ich mir in Gedanken daran vor wie ein kranker Kunstreiter. Einige Jahre muß ich noch im Dienst bleiben, wenn ich's noch erlebe. In drei Jahren wird Kniephof pachtlos, in vier Schönhausen; bis dahin weiß ich noch nicht recht, wo ich wohnen sollte, wenn ich den Abschied nähme. Das jetzige Revirement der Posten läßt mich kalt, ich habe eine abergläubische Furcht, einen Wunsch deshalb auszusprechen und ihn später erfahrungsmäßig zu bereuen. Ich würde ohne Kummer und ohne Freude nach Paris, London gehen, hierbleiben, wie es Gott und Sr. Majestät gefällt, der Kohl wird weder für unsere Politik, noch für mich fetter, wenn das eine oder das andere geschieht. Johanna wünscht sich nach Paris, weil sie glaubt, daß den Kindern das Klima besser wäre. Krankheiten kommen überall, Unglücksfälle auch, mit Gottes Beistand übersteht man sie oder beugt sich in Ergebung seinem Willen, die Lokalität thut dabei nichts . . .



Bismarck zur Zeit seiner Gesandtschaft in Petersburg.

Ich wäre undankbar gegen Gott und Menschen, wenn ich behaupten wollte, daß es mir schlecht ginge und für Änderung bestrebt wäre; vor dem Ministerium habe ich geradezu Furcht wie vor kaltem Bade. Ich gehe lieber auf jene vakanten Posten oder nach Frankfurt zurück, selbst nach Bern, wo ich recht gern lebte. Soll ich hier fort, so wäre es mir lieb, bald davon zu hören . . . Ich lese nach einigen Störungen den Brief über und finde, daß

er einen hypochondrischen Eindruck macht; mit Unrecht, ich fühle mich weder mißvergnügt noch lebenssatt und habe bei prüfendem Nachdenken keinen unbefriedigten Wunsch entdeckt, als den nach 10 Grad Kälte weniger und etwa fünfzig Visiten gemacht zu haben, die auf mir lasten. Bescheidene Wünsche. Ich höre, daß man mich im Winter zum Landtag zu erwarten meint. Es fällt mir nicht ein, ohne strikten Befehl des Königs nach Berlin zu kommen, es sei denn im Sommer auf Urlaub. Johanna und die Kinder gehen, wie ich denke, in etwa vier Monaten nach Deutschland ab, ich folge, so Gott will, vier oder sechs Wochen später und kehre ebensoviel früher hierher zurück. Die Kinder haben der Kälte wegen seit fast drei Wochen das Haus nicht verlassen. Alle russischen Mütter haben dieses Regime, sobald es über zehn Grad ist, es muß also wohl durch Erfahrung geboten sein, wenn ich auch bis fünfzehn gehe, weiter nicht, und sie sehen für diesen Luftmangel wohl genug aus, trotz der Diätfehler, zu denen sie angeerbten Hang haben, und den Weihnachtsnäschereien. Marie ist ein verständiges Persönchen geworden, aber doch auch ganz Kind noch, was ich recht gern sehe."

In einem anderen Briefe heißt es: „Ich benutze einen englischen Kurier, um Dir einen Gruß von wenigen Zeilen zuzusenden; einen Stoßseufzer über alle Krankheit, mit der Gott uns heimsucht. Wir haben beinahe keinen Tag in diesem Winter gehabt, wo alles im Hause gesund gewesen wäre. Gegenwärtig hat Johanna einen Husten, der sie ganz erschöpft, und darf nicht ausgehen; Bill liegt im Bett, fiebert, Schmerzen in Leib und Hals, was es wird, weiß der Arzt noch nicht. Unsere neue Gouvernante hat kaum Hoffnung, Deutschland wiederzusehen; sie liegt seit Wochen, täglich schwächer und hilfloser, wahrscheinlich galoppierende Schwindsucht, meint der Doktor, wird das Ende sein. Ich selbst bin nur gesund auf der Jagd; sowie ich hier in Bälle und Theater gerate, erkälte ich mich, schlafe und esse nicht. Sobald die Witterung milder wird und alles reisefähig ist, schicke ich Kind und Kegel nach Reinfeld. Die Gleichmütigkeit, mit der ich der Versetzungsfrage entgegensah, vermindert sich unter diesen Umständen; ich würde kaum den Mut haben, dem nächsten Winter hier zu trotzen ... Abgesehen von allen politischen Unzuträglichkeiten fühle ich mich nicht wohl genug für so viel Aufregung und Arbeit. Diese Rücksicht macht mich auch bedenklich, wenn man mir Paris anböte; London ist ruhiger. Wenn Klima und Kindergesundheit nicht wären, so bliebe ich zweifellos am liebsten hier. Bern ist auch eine fixe Idee von mir; langweilige Orte mit hübscher Gegend sind für alte Leute entsprechend; nur fehlt dort alle Jagd, da ich Klettern nach Gemsen nicht liebe."

Aus diesem Briefe, der am 7. März geschrieben ist, geht hervor, daß Bismarck an eine Versetzung dachte. Seine Mutmaßung war richtig.



Das Wappen Bismarcks.

Das Wappen der Bismarcke zeigt in Blau ein goldenes Kleeblatt, welches in den drei Ecken mit silbernen Eichenblättern besetzt ist; auf dem gekrönten Helm sind zwei, von Blau und Silber übereck geteilte Büffelhörner, zwischen denen ein silbernes Krönlein schwebt. Zwei Adler dienen als Schildhalter.

Als Wappenspruch hat der Fürst die schöne Devise angenommen: „In Trinitate Robur", d. h. meine Stärke in der Dreifaltigkeit, deren Entstehungsgeschichte die folgende ist. Als Bismarck in Frankfurt den Posten des Bundesgesandten bekleidete, verlieh ihm der König von Dänemark den Danebrogorden. Nun ist es aber Herkommen, daß die Namen und Wappen der Inhaber dieser Dekoration in der Stiftskirche zu Kopenhagen mit einer Devise angebracht werden, welche einen doppelten Sinn haben muß. Da hat Bismarck sich die obige ausgewählt: „denn" — sagt er — „im Dreiblatt das alte Wappenbild meiner Familie, und im dreinigen Gott meine Kraft."

Bald darauf wurde er nach Berlin befohlen und empfing hier vom Könige Wilhelm — König Friedrich Wilhelm IV. war am 2. Januar 1861 gestorben — am 24. Mai die Ernennung zum Gesandten in Paris.

Schon am 1. Juni 1862 stand Bismarck in Paris vor dem Kaiser Napoleon. Bismarck sah das Kaisertum noch auf dem Höhepunkte seiner Macht. Napoleon übte noch das Schiedsrichteramt in Europa, behandelte den preußischen Gesandten mit wohlwollender Herablassung und ahnte nicht, wer vor ihm stand.* Bismarck wußte, daß er nur auf kurze Zeit am Hofe Napoleons weilen würde. Es war schon in der Luft, daß sein König ihn an die Spitze seines Ministeriums stellen würde. Am 1. Juni 1862 schrieb er an seine Frau:

„Heute wurde ich vom Kaiser empfangen und gab meine Briefe ab; er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker geworden, aber keineswegs dick und gealtert, wie man zu karikieren pflegt. Die Kaiserin ist noch immer eine der schönsten Frauen, die ich kenne, trotz Petersburg; sie hat sich eher embelliert (ist schöner geworden) seit 5 Jahren. Das ganze war amtlich und feierlich, Abholung im Hofwagen mit Ceremonienmeister, und nächstens werde ich wohl eine Privataudienz haben. Ich sehne mich nach Geschäften, denn ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Heute habe ich allein diniert, die jungen Herren waren aus; den ganzen Abend Regen und allein zu Hause. Zu wem sollte ich gehen? Mitten im großen Paris bin ich einsamer wie Du in Reinfeld und sitze hier wie eine Ratte im wüsten Hause. Mein einziges Vergnügen war, den Koch wegzuschicken, wegen Rechnungsexceß. Ich esse einstweilen im Café. Wie lange das dauert, weiß Gott. In 8 bis 10 Tagen erhalte ich wahrscheinlich eine telegraphische Citation nach Berlin, und dann ist Spiel und Tanz vorbei. Wenn meine Gegner wüßten, welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünsche! Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmstraße haben als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon noch einen auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergiebt; soll es sein, dann voran! wie unsere Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen. Im nächsten Sommer wohnen wir dann vermutlich in Schönhausen. Ich gehe nun in mein großes Himmelbett, so lang wie breit, als einziges lebendes Wesen im ganzen Stockwerk, ich glaube, auch im Parterre wohnt niemand."

---

* Napoleon empfing ihn allerdings sehr freundlich, soll aber hinterher gesagt haben: „Ce n'est pas un homme serieux!" — „Den Mann braucht man nicht ernstlich zu nehmen." Später wird er wohl anderer Meinung geworden sein.

Seiner Schwester schreibt er:

„Mein Barometerstand ist noch immer auf veränderlich, wie seit Jahr und Tag, und wird auch wohl noch lange so bleiben, mag ich hier oder in Berlin wohnen. Ruhe ist im Grabe, hoffe ich wenigstens. Seit meiner



Bismarck und Napoleon am Strande von Biarritz.

Abreise habe ich über die ministerielle Frage kein Wort aus Berlin von irgend jemand. Ende Juni warte ich in Ruhe ab; weiß ich dann noch nicht, was aus mir wird, so werde ich eindringlich um Gewißheit bitten, damit ich mich hier einrichten kann. Habe ich Aussicht, bis zum Januar

hier zu bleiben, so denke ich Johanna im September zu holen, obschon ein Etablissement auf 5 Monate in eigener Häuslichkeit immer sehr provisorisch ist und unbehaglich. Man schlägt beim Aus- und Einpacken ein kleines Vermögen an Glas und Porzellan entzwei. Für jetzt fehlt mir außer Frau und Kind hier vorzugsweise die Fuchsstute. Ich habe einige Mietgäule versucht, lieber aber reite ich nie wieder. Das Haus liegt sehr schön, ist aber dunkel, feucht und kalt. Die Sonnenseite mit Treppen verbraucht, alles liegt nach Norden, riecht dumpfig und kloakig. Kein einziges Möbel auf, kein Winkel, in dem man gern sitzen möchte; $^3/_4$ vom Hause ist als „gute Stube" verschlossen, überzogen, und ohne große Umwälzung der Einrichtung für den täglichen Gebrauch nicht vorhanden. Die Zofen wohnen 3, die Kinder 2 Treppen hoch; der Hauptstock (1 Treppe) enthält nur das Schlafzimmer mit einem großen Bett, sonst einem altmodischen Salon (Stil von 1818) neben dem andern, viel Treppen und Vorzimmer. Die eigentliche Existenz ist zu ebener Erde, Nordseite, am Garten, in dem ich mich wärme, sobald die Sonne scheint, höchstens dreimal wöchentlich auf einige Stunden. Am Rande siehst Du es; 1 Toilettenzimmer, Schwammgeruch und unbewohnbar, feucht; 2 Arbeitszimmer, dunkel, stinkt es; 3 Empfangszimmer; 4 Durchblick von Flur nach Garten mit Bücherspinden; 5 Eßzimmer; 6 schlafe ich; 7 Office; 8. Garten; 9 und 10 Kanzlei; 11 Hausflur; 12 Treppenhaus. Dazu in der ganzen Belletage nur ein Schlafzimmer und sonst nichts, und das ganze häusliche Treiben zwei Treppen hoch, enge, finstere, steile Treppen, die ich nicht geradeaus passieren kann wegen meiner Schulternbreite und ohne Krinoline. Die Haupttreppe geht nur in den ersten Stock, dafür aber drei leiterartige an beiden Hausenden nach oben. So haben Hatzfeld und Pourtales die ganze Zeit existiert, sind aber auch dabei gestorben, in der Blüte ihrer Jahre, und bleibe ich in dem Hause, so sterbe ich auch früher, als ich wünsche. Ich mag nicht umsonst darin wohnen, schon des Geruchs wegen" . . .

Man sieht, es gefiel Bismarck schon damals nicht bei seinen Freunden, den Franzosen. Er fing auch bald an zu reisen. Es trieb ihn zu seinem Liebling, dem Meer. Er eilte in die Pyrenäen, an den Strand von Biarritz, wo er mit Napoleon, dem er sein politisches Ziel als ehrlicher, offener Mann nicht verhehlte, manche bedeutsame Unterredung hatte.

Bismarck wurde bald aus seiner Ungewißheit gerissen: Nach wenigen

Wochen rief ihn sein König nach Berlin. Dort sollte er, dessen Lehr- und Wanderjahre nun abgelaufen waren, seine Meisterschaft beweisen.

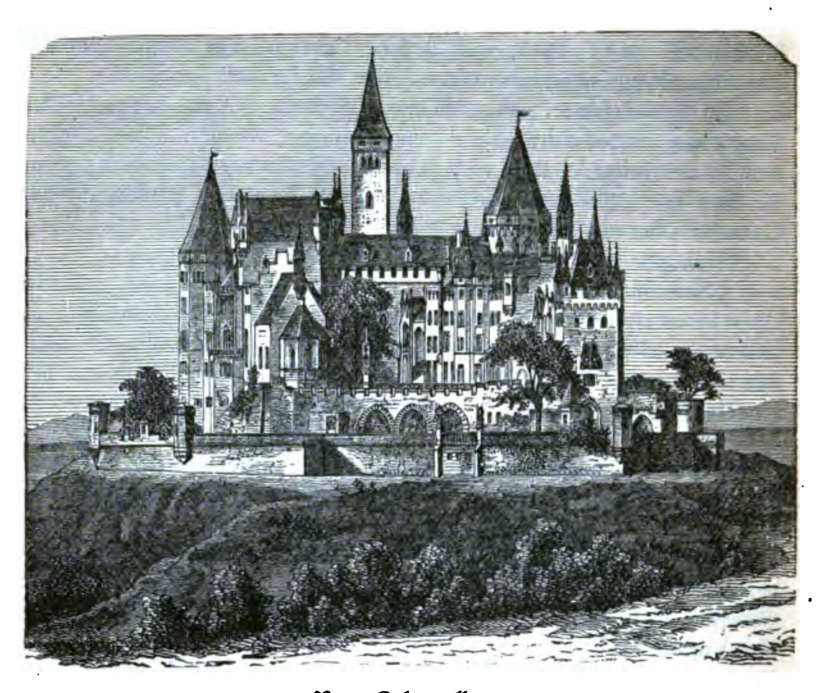
In Berlin suchte man nach einem Manne, der das arg verfahrene Staatsschiff wieder auf hohe See bringen könnte, der Mut, Hingebung und Einsicht vereinigte. Und nach langem reiflichen Erwägen berief König Wilhelm den „Wirklichen Geheimen Rat von Bismarck-Schönhausen zum Staatsminister und Vorsitzenden des Staatsministeriums."

Was war's denn, das den König gerade zu Bismarck zog?

„Einleuchtend ist," so beantwortet Hans Blum diese Frage, „wieviele Züge seines eigenen Charakters und Wesens der Prinz bei Bismarck finden und wiedererkennen mußte, so daß er sich von selbst zu dem jungen Wortführer der äußersten Rechten der ersten preußischen Landtage sympathisch hingezogen fühlen mochte. Da war dieselbe glühende Vaterlandsliebe und eifersüchtige Sorge für Preußens Ehre, von der des Prinzen Herz selbst bewegt war. Da offenbarte sich, trotz des stürmischen Feuers der Jugend, schon jenes kühl verständige realpolitische Denken und Handeln, welches der Prinz als eines seiner besten eigenen Güter schätzte. . . . . . Außerdem war Bismarcks Frömmigkeit, Furchtlosigkeit, Pflichterfüllung und Hingebung den entsprechenden Tugenden des Prinzen verwandt, und daneben besaß Bismarck noch eine Fülle glänzender Eigenschaften und Gaben, die der Prinz weder deshalb übersah noch beneidete, weil sie ihm selbst abgingen: sprudelnder Witz, jugendliches Feuer, vielseitiges gründliches Wissen, lebhafte Einbildungskraft, die allezeit über eine Fülle treffender Bilder und Vergleiche verfügte, endlich eine meisterhafte Beherrschung und Bildung der Sprache, die dem Prinzen in Rede und Schrift immer etwas ungefüge blieb. Schließlich gesellte sich als ein mächtiges Mittel gegenseitiger Anziehung hinzu eine anfänglich vollkommene Übereinstimmung der politischen Überzeugungen und Grundanschauungen beider Männer. Sie beide sahen in der ungeschmälerten Königswürde den starken Hauptpfeiler des preußischen Staates und in Preußen den Grundbau Deutschlands."

Dreißig Jahre lang haben diese beiden Männer in unwandelbar treuem Zusammenwirken die Wandlung der deutschen Verhältnisse vorbereitet und durchgeführt. Und da ist es denn gewiß keine Abschweifung von unserem Thema: Bismarck und seine Zeit, wenn wir das nächste Kapitel einem Rückblick auf des Prinzen Leben widmen.





Burg Hohenzollern,
das Stammschloß der deutschen Kaiserfamilie, nach ihrer Restaurierung unter König Friedrich Wilhelm IV.

Sechstes Kapitel.
Der Prinz von Preußen.
(1797–1862.)

> Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil.

Es war am 22. März 1797, als Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig im kronprinzlichen Palast zu Berlin geboren wurde. Noch lebte der König Friedrich Wilhelm II., der sich über die Ankunft des kleinen Enkels herzlich freute. Noch größer war freilich die Freude des Vaters. Er drückte den Kleinen so stürmisch an seine Brust, daß die

Oberhofmeisterin darüber erschrak. Und als der Vater gar das Fenster der Wochenstube öffnete, um frische Luft hereinzulassen, da seufzte die Oberhofmeisterin: „Unerlaubt, unerlaubt, aber man darf ja nichts sagen!"

Am 3. April war der Tauftag. Da wurde das Königskind auch ein Gotteskind. Als der Oberhofprediger Sack den Namen Friedrich Wilhelm Ludwig über dasselbe aussprach, da ahnte freilich niemand, welchen Klang dieser Name einst in der Welt bekommen sollte.

Als im Herbst desselben Jahres die Blätter welkten, legte der König — der Großvater des Kaisers — sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe nieder, und der Vater unseres Wilhelm bestieg als Friedrich Wilhelm III. den preußischen Königsthron.

Einfach und bieder war der Vater — edel und liebreich war die Mutter, die Königin Luise — herzlich und lieblich war auch die Ehe dieser einfachen Menschen. „Wie ich höre, sprichst Du Deine Gemahlin mit ‚Du' an," hatte eines Tages der königliche Vater zu seinem Sohne gesagt. „Geschieht aus guten Gründen," war von dem Kronprinzen lächelnd entgegnet worden; „mit dem ‚Du' weiß man immer, woran man ist; dagegen bei dem ‚Sie' ist immer das Bedenken, ob's mit einem großen ‚S' gesprochen wird oder mit einem kleinen." —

Unter der Obhut eines solchen Vaters und einer solchen Mutter zu stehen, war eine ganz besondere Gnade Gottes. Älter als Wilhelm war Fritz, der nachherige König Friedrich Wilhelm IV.; nach ihm geboren wurden Charlotte (die spätere Kaiserin von Rußland), Friederike, Karl, Alexandrine (die spätere Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin), Ferdinand, Luise (die spätere Prinzessin Friedrich der Niederlande) und Albrecht.

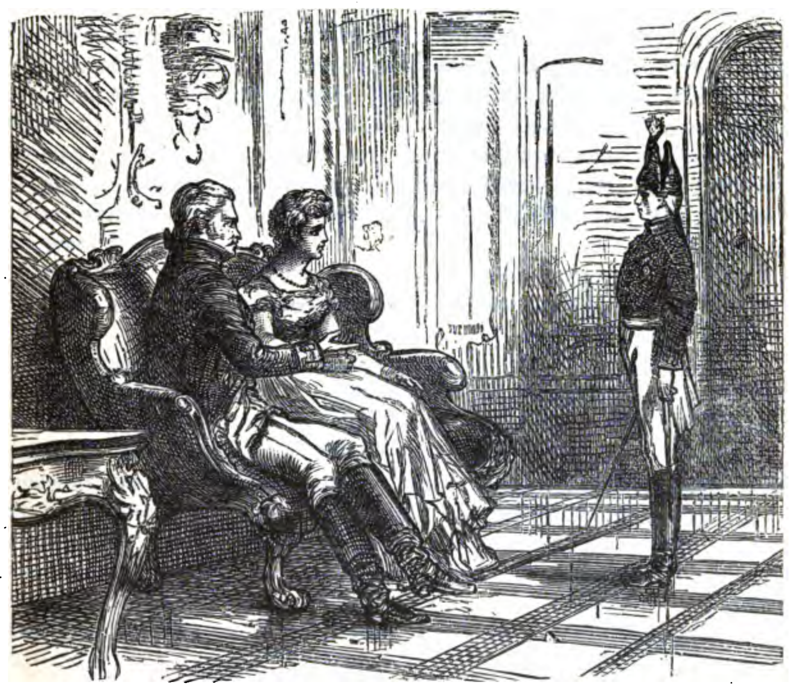
Prinz Wilhelm war ein schwächliches Kind; er mußte lange Zeit in weiblicher Pflege verbleiben, weil er häufig kränkelte. Die Mutter wachte mit ängstlicher Sorge über ihn, denn sie zitterte für die Erhaltung seines Lebens. Schon zum Jüngling herangereift, war er immer noch schwächlich. Erst die Strapazen des Befreiungskrieges gaben seinem Körper die Kraft, die er sich bis ins höchste Alter bewahrte. König Wilhelm hat dies einmal selbst seinen Generälen — es war am 8. Januar 1861 — erzählt. „Nie hätte ich geglaubt, daß Gott mich zu diesem schweren Amte (nämlich zum Könige) berufen, nie habe ich daran gedacht, daß ich meinen teuren Bruder überleben würde. Ich war in der Jugend so viel schwächlicher als er, daß nach den Gesetzen der Natur meine Nachfolge auf dem Throne unserer Ahnen aus aller Berechnung lag; darum hatte ich auch stets meine Lebensaufgabe nur im Dienste der preußischen Armee erkannt, darum habe ich mich diesem Dienste mit voller Liebe und Ausdauer hingegeben und glaubte so am besten die Pflichten eines preußischen Prinzen gegen seinen König und sein Vaterland zu erfüllen."

Der König pflegte in der ihm eigenen knappen Redeweise seinen Kindern oft vorzuhalten, wie angenehm ihre Jugend wäre und wie kärglich man ihn gehalten hatte. „Wollt immer hoch hinaus“, sagte er, „bedenkt aber nicht, wie es mir in Eurem Alter erging; da erhielt ich zu meinem Geburtstage ein Reseda-Töpfchen, sechs Dreier wert, und wollte mein Hofmeister mir 'mal was zu gute thun, dann führte er mich nach einem öffentlichen Garten und ließ mir da für einen, und wenn's hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben.“ Der König ahnte nicht, daß seine Kinder auch, und er mit ihnen, durch eine schwere Leidensschule gehen würden. Schon im Jahre 1805 ballten sich am Horizonte finstere Gewitterwolken: Napoleon sollte Luthers prophetisches Wort erfüllen: „Wenn die Deutschen nicht besser zusammenhalten, wird einst einer kommen, der sie regieren wird mit eisernem Scepter.“ Am 9. Oktober 1806 erklärte Preußen an Frankreich den Krieg! Das Heer war marschbereit: ein schönes, stattliches Heer, siegesgewiß, ja trotzig. Aber ein Tag, der verhängnisvolle 14. Oktober, machte dieser geträumten Macht ein Ende! Bei Jena und Auerstädt wurde das Heer völlig vernichtet! Und nun begann eine schmachvolle Zeit. Ehrlos übergaben fast alle Kommandanten die Festungen den anstürmenden Feinden. Vor ihnen mußte auch die königliche Familie fliehen. Die Prinzen waren mit ihrem Erzieher nach Schwadt geflüchtet, hierhin begab sich auch die Königin. Von dort ging's nach Stettin, und während die Prinzen von hier nach Danzig und dann, Ende Oktober, nach Königsberg gingen, eilte die tiefgebeugte Königin nach Küstrin, wo sie mit dem Könige zusammentraf. Nichts als Erbärmlichkeit, Feigheit und Verrat kam zu ihrer Kunde. Und doch schrieb die Königin ihrem Vater: „Glauben Sie nicht, daß Kleinmut mir das Herz beengt. . . . Wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand.“ — Ende Oktober trafen die Eltern bei ihren Kindern in Königsberg ein. Unter welchen Erschütterungen sah man sich wieder! Seufzer, Thränen und Jammerlaute, vor der Welt verborgen gehalten, verrieten den Kindern die Größe des über das Vaterland hereingebrochenen Unglücks.

Angesichts des bevorstehenden neuen Feldzuges ward Memel als Aufenthaltsort für die Königin und die Kinder ausersehen. Bei der Neujahrs-Gratulation (1807), welche die ganze Familie um den geliebten Vater versammelte, rief der König den Prinzen Wilhelm zu sich und sagte ihm: „Da an Deinem Geburtstage keine Gelegenheit sein wird, Dich ordentlich einzukleiden, weil Ihr nach Memel müßt, so ernenne ich Dich heute schon zum Offizier. Da liegt Deine Interims-Uniform.“ Und in der That lag der Rock nebst Degen, Stock und Hut mit Federbusch auf einem Tische bereit. Der Prinz kleidete sich sofort als Offizier an, und auch der damals noch übliche Puder und Zopf durfte nicht fehlen, wenngleich der Zopf ein

falscher war, da das eigene Haar des Prinzen noch zu kurz erschien, um daraus einen Zopf zu flechten. Mit nicht geringem Stolz stand alsbald der neugebackene Herr Lieutenant vor seinen Eltern. Er war also noch vor Antritt seines zehnten Lebensjahres, mit welchem sonst gewöhnlich alle preußischen Prinzen in die Armee eintreten, von seinem Vater in dieselbe aufgenommen worden.

Inzwischen sah sich der König von Preußen nach dem Verlust der Schlachten bei Eylau und Friedland zu einem schimpflichen Frieden genötigt,



Prinz Wilhelm stellt sich seinen Eltern als Offizier vor.

der ihn aller seiner Länder westlich von der Elbe beraubte. Das Unglück, welches über den Staat hereingebrochen war, drückte sich auch in der Umgebung der königlichen Familie aus. Es gab Augenblicke, wo beim Mangel an barem Gelde für die täglichen Ausgaben nur noch das Unentbehrlichste übrig blieb. Sie, die früher, umgeben von Pracht, Reichtum und Herrlichkeit, in prächtigen Sälen an Tafeln des Überflusses gesessen hatten, saßen nun in beschränkten Zimmern, an Tischen, welche die Mäßigkeit gedeckt hatte, genügsam und bescheiden da. „Für unsere Kinder mag es

gut sein," schrieb die Königin ihrem Vater, „daß sie die ernste Seite des Lebens kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen könne, sehen sie an dem ernsten Angesichte des Vaters und an der Wehmut und den öfteren Thränen der Mutter."

Noch immer war Prinz Wilhelm so schwächlich, daß die Königin bei den Lehrern darauf drang, ihn nicht zu sehr anzustrengen. Er las gern seines Ahnherrn, Friedrichs des Großen, Schriften, namentlich „die Geschichte des siebenjährigen Krieges". In dieser Zeit schrieb die klarsehende Königin ihrem Vater: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten. Deshalb überflügelte sie uns. . . . Gern werden Sie hören, daß das Unglück, das uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller denn je. . . . Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. — Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm, nur wird er, glaube ich, nicht schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt."

Am 15. Januar 1808 kehrte der König mit seiner Familie nach Königsberg zurück, wo er auch noch das Unglück hatte, daß seine Kasse um 80,000 Thaler bestohlen wurde. Weil die Kriegskosten, die an Napoleon zu zahlen waren, die Leistungsfähigkeit des Volkes überschritten, schickte der König das Silberzeug der Krone, selbst das goldene Tafel-Service, nach Hamburg und Amsterdam, wo es für 1½ Millionen Thaler verkauft wurde. Diese ganze Summe gab der König für Tilgung der Kriegsschuld her, und seitdem speiste der königliche Hof, auch bei feierlichen Gelegenheiten, nie mehr von Gold. —

Gegen Ende des Jahres 1808 konnte man endlich an die Rückkehr nach Berlin denken.

Am 24. Dezember erfolgte der feierliche Einzug. Der Kronprinz, Prinz Wilhelm und Prinz Friedrich marschierten mit dem Garderegimente zu Fuß durch das Bernauer Thor in die Hauptstadt ein. Auf dem Balkon des Schlosses standen Vater und Mutter mit rotgeweinten Augen. Es war ein wehmütiger, erinnerungsschwerer Festtag! Als man den König ersuchte, abends einer großen Oper im Opernhause beizuwohnen, erwiderte er: „Nicht so. Mein erster Gang in Berlin wird in die Kirche sein. Gott die Ehre und den Dank!" —

Wenige Tage nach dem Einzuge der königlichen Familie richtete der nun nahezu zwölfjährige Prinz Wilhelm an seinen bisherigen Lehrer Zeller

in Königsberg einen Brief, der ein so ehrendes Zeugnis für die einfache Denkart des jungen Prinzen ablegt, daß wir ihn hier mitteilen. Er lautet:

„Lieber Vater Zeller! Ich danke Dir von ganzem Herzen für das Gute, was Du uns erwiesen hast. Ich denke noch oft an die Tage mit Freuden zurück, die wir im Institute zugebracht haben, und besonders an den letzten. Er soll mir unvergeßlich sein. Ich bitte Dich, die Herren Gries, Funk, Schirmacher, Kolbe und das ganze Institut zu grüßen. Lebe wohl, lieber Vater.

Berlin, den 28. Dezember 1809.

Dein Dich liebender Sohn Wilhelm."

Zum Gouverneur aller königlichen Prinzen wurde der Generalmajor von Diercke, zum Lehrer in militärischen Wissenschaften der General von Reiche ernannt. Der letztere schreibt: „Prinz Wilhelm that sich durch schnelles Auffassen und durch einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter hervor. Es lag in ihm der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer." —

Doch dem „Willi" stand für sein nächstes Lebensjahr ein Leid bevor, das tiefer ging, als alles, was ihm bisher Schmerzliches widerfahren war.

Ende Juni reiste nämlich Königin Luise zu ihrem Vater nach Strelitz. Dort befiel sie ein starker, mit Brustkrämpfen verbundener Husten. Am 16. Juli wurden die Krämpfe so stark, daß der herzogliche Leibarzt für ihr Leben fürchtete. Man schickte einen Boten nach Berlin, und in kurzem befand sich ihr Gemahl, Friedrich Wilhelm III., an ihrem Sterbebette. Der König war trostlos. Bald versicherte er der Königin, sie würde genesen, bald rief er: „Ach, wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; da sie aber meine Frau ist, stirbt sie gewiß!"

Am 19. Juli, zehn Minuten vor neun Uhr war es, als das schöne bleiche Haupt Luisens sanft zurückfiel, die Augen sich schlossen und kaum hörbar noch die Worte sich von ihren Lippen löften: „Ich sterbe, HErr JEsu, JEsu, mach es kurz!" Und in wenigen Minuten war die Seele in ihrer Heimat. Der König erlag fast seinem Schmerze. Unter Thränen drückte er seiner Luise die Augen zu — „seines Lebens Sonne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet". Der Herzog von Mecklenburg rief die Prinzen herbei, die sich am Bett der toten Mutter niederwarfen und ihre kalten Hände mit Thränen benetzten.

„Unsere Heilige ist im Himmel," so rief Blücher, als ihm die Trauerkunde wurde. „Der König hat seinen besten Minister verloren," sagte Napoleon. —

Aber der Sturm hatte doch ausgetobt, die Wolken begannen sich zu verteilen, ein neues Morgenrot brach an. In der Stille vollzog sich eine

Ummwandlnng in Preußen, die dem übermütigen Korsen zum Verderben gereichen sollte. Wie sich dieselbe vollzog, gehört nicht in den Rahmen dieser Skizze. — Prinz Wilhelm hatte in diesen Jahren stiller Zurüstung für den großen Kampf die beste Gelegenheit, seine militärischen Anlagen zu entwickeln.



Königin Luise, die Mutter des Prinzen Wilhelm.

Napoleon war nach dem mißglückten Feldzug gegen Rußland erschöpft nach Frankreich zurückgekehrt. Bisher Bedränger von Europa, galt es jetzt für ihn, einem halben Weltteile Widerstand zu leisten. Denn alle von ihm verletzten Völker, von der Ostsee bis zum Tiber, harrten nur des günstigen Zeitpunktes, um sich gegen den gemeinsamen Unterdrücker zu erheben.

Auch Preußen rüstete. Der König, der sich in Berlin nicht frei genug fühlte, siedelte nach Breslau über. Vorher ließ er seinen ältesten Sohn Friedrich Wilhelm konfirmieren. Als dieser vor dem Altar gefragt wurde: „Was soll der Glaube an Gottes allweise und allgütige Weltregierung in einer dunklen Zeit wie die gegenwärtige auf Sie wirken?" — da antwortete er: „Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Übermute spricht: Bis



hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Ich glaube an den Allgerechten, der den Frommen das Licht lässet aufgehen in der Finsternis und Freude den redlichen Herzen. — Das Morgenrot eines besseren Tages bricht an. Ich hoffe mit freudiger Zuversicht, der allmächtige, gnädige Gott wird mit meinem königlichen Vater, seinem Hause und treuen Volke sein. Amen."

Wenige Tage später reiste der König nach Breslau und erließ von hier

am 17. März jenen bekannten Aufruf: „An mein Volk und an das Heer.“ Der zündete. Männer, Jünglinge eilten zu den Waffen. Auch des Prinzen Wilhelm jugendliche Brust schwoll von Thatendurst. Aber wie ein Donner traf ihn das Wort des Vaters: „Mußt zu Hause bleiben. Bist zu jung, zu schwach für die Kriegsstrapazen. Du bleibst!“ Das war ein harter Befehl, aber der Prinz mußte parieren und daheim den Krieg aus Büchern studieren.

Doch der König hatte seinen Wilhelm nicht vergessen. Nachdem die Schlacht von Bautzen geschlagen und ein Waffenstillstand vereinbart war, ließ der König seinen Jungen in sein Hauptquartier kommen. „Viele Verluste an Offizieren bei Lützen und Bautzen,“ sagte er in seiner kurzen Weise, „Deine Kameraden sind darum avanciert; sollst auch avancieren.“ — „Wie kann ich denn,“ sagte Prinz Wilhelm kleinlaut, „mein Regiment war im Feuer, ich aber hinterm Ofen!“ — „Nicht Deine Schuld,“ antwortete der König, „hab's befohlen. Sollst darum nichts verlieren. Bist jetzt Premierlieutenant. Aber zu Hause bleiben; noch zu schwach, zu jung!“ —

Und wieder gab's Schlachten, die bei Großbeeren und Dennewitz, an der Katzbach und bei Leipzig. Und Wilhelm saß noch immer daheim hinterm Ofen. Aber auch seine Zeit kam. Am 30. Oktober 1813 ließ der König ihn zu sich rufen. „Ich ernenne Dich zum Kapitän!“ begann er. „Wilhelm, zweimal mußte ich Deine Bitte, mit ins Feuer zu gehen, rund abschlagen. Weiß, mein lieber Sohn, wie sauer Dir's geworden, mir zu gehorchen. Nun kommt der Lohn. Sollst mit mir in den Krieg, wenn ich wieder hinreise, aber — nur auf sechs Wochen; bist noch zu schwächlich.“

Mit in den Krieg? Wie freudig schlug da das Prinzenherz. Und schon im Februar des Jahres 1814 bekam der Prinz Pulver zu riechen. Es war bei Bar-sur-Aube in Frankreich. „Kann heute heiß hergehen,“ hatte der König am Morgen zu seinen Söhnen gesagt; „Ihr sollt mit dabei sein.“ Und es ging heiß her. Der König hielt mit seinen Söhnen auf einer Anhöhe. „Reite dort hinüber,“ sagte er plötzlich zu seinem Sohne Wilhelm, „und erforsche, was das dort für ein Regiment ist, und von welchem Regiment die vielen Verwundeten kommen.“ Flugs gab der Prinz seinem Pferde die Sporen und fragte, von Kugeln umsaust, kaltblütig nach dem Namen des Regiments, zählte ganz ruhig die Verwundeten und ritt dann zu seinem Vater zurück, um Bericht zu erstatten. Der König aber verlieh seinem tapferen Jungen bald darauf das eiserne Kreuz.

Nach dem Kriege kehrte Prinz Wilhelm, durch die Bewegung in frischer Luft sichtlich gekräftigt, nach Berlin zurück. Nun wurde er, der preußische Gardemajor und Ritter des eisernen Kreuzes, am 8. Juni 1815 konfirmiert. „Ich will nie vergessen,“ heißt es in dem von ihm geschriebenen Glaubensbekenntnis, „daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur

Mensch ist, und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die anderen, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden ....

„Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen.

„Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demütig zu sein vor meinem Gott. Bei allem Guten, welches mir zu teil wird, will ich dankbar auf Gott blicken und bei allen Übeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige. Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm alles anheimstellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Mut zu erhalten suchen. Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag ....

„Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht. Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten, — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. — Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen niemanden überheben, niemanden durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von andern etwas fordern muß, mich dabei herablassend und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, so viel ich kann, zu erleichtern suchen."

Das sind jedenfalls aufrichtige Erklärungen — und die in ihnen ausgesprochene Gesinnung hat sich ja der Kaiser bis an sein Ende erhalten. Bedauerlich ist's nur, daß sich in dem ganzen Glaubensbekenntnis kein Wort von Christo, dem Sünderheiland, findet! —

Noch einmal zog Prinz Wilhelm mit seinem Vater gegen Napoleon, als dieser, aus Elba zurückgekehrt, von neuem die Kriegsfackel entzündete. Wieder stand er mit seinem Gardebataillon vor Paris. Da befiel ihn eine Brustfellentzündung. Aber Gott segnete ihm diese Krankheit; denn mit seiner Genesung verlor er nun jede Spur seiner früheren Schwächlichkeit; männlich, ausdauernd, stahlfest stand nun sein Körper da. So kehrte er denn, ein jugendlicher Held, in die Heimat zurück und sang am 21. Oktober 1815 beim Siegesfest mit König und Volk: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr' und Dank für seine Gnade!" —

Prinz Wilhelm wuchs inzwischen in der Schule des langen nun folgen-



Prinz Wilhelm.



Prinzessin Augusta.

den Friedens immer mehr zu einem Schützer des Reichs, zu einem Kriegsmann heran. So ein preußischer Prinz ersteigt freilich die Leiter der Ehren schneller als andere Menschenkinder. Schon im Jahre 1816 wurde Prinz Wilhelm Oberst, 1818 Generalmajor, 1820 Kommandeur der 1. Garde-Division, 1825 kommandierender General des 3. Armeekorps und General-Lieutenant und 1838 General-Kommandeur des Gardekorps. Aber wenn irgend einer ein solches schnelles Avancement verdiente, so war es unser Prinz, dem das Soldatenwesen mehr als alles andere anzog und dessen ritterliches, männliches Wesen so sehr gerühmt wird.

Im Januar 1817 geleitete der Prinz seine Schwester Charlotte zu ihrer Vermählung mit dem Großfürsten (späteren Kaiser) Nikolaus von Rußland nach Petersburg. Hier wurde er von einem Unfall betroffen. Bei einem Besuche in dem Marstalle fiel ihn ein Hund an und biß ihn derb in den Fuß. Da der Hund sofort getötet wurde, so war man unsicher, ob derselbe toll gewesen sei, und ließ, um alle bösen Folgen abzuwenden, die Wunde ausschneiden und ausbrennen. Dabei verzog der Prinz keine Miene. Die Zarin, der man dies mitteilte, rief: „Was Wunder, er ist ja ein preußischer Prinz!“ — — —

Gehorchen ist schwer, sehr schwer, wenn man unter dem Gehorsam einen Herzenswunsch begraben muß. Und der Prinz mußte einen solchen Herzenswunsch begraben. Er fühlte sich zu der lieblichen Prinzessin Elise Radziwill hingezogen und wünschte sie zu ehelichen. Aber das war gegen die herrschenden Begriffe der Ebenbürtigkeit, und so mußte denn der König seinen Sohn veranlassen, seine Neigung niederzukämpfen. Er that dies in einem von Zärtlichkeit überströmenden Brief. Dem Prinzen schnitt dieses Verlangen tief in die Seele, — aber er gehorchte! Er werde, so schrieb er seinem Vater, das Vertrauen des Königs durch Bekämpfung seiner Neigung rechtfertigen; Gott selbst aber, das sei sein Gebet, möge ihn mit seinem Beistand in dieser schweren Prüfung nicht verlassen.

Im Winter 1826 auf 1827 hielt sich der Prinz am weimarschen Hof auf, und hier ließ ihn Gott einen Ersatz finden. Er lernte die Prinzessin Augusta kennen und lieben. Am 18. Oktober 1828 wurde das Eheversprechen und am 11. Juli des folgenden Jahres die Vermählung im Schlosse zu Berlin gefeiert. — Das neuvermählte Paar bezog das neugebaute, kleine Palais am Ende der Linden in Berlin, wo sie Freud und Leid mehr denn fünfzig Jahre geteilt haben.

Am 18. Oktober 1831 wurde dem Paare der erste und einzige Sohn geboren, der in der heiligen Taufe am 13. November den Namen Friedrich Wilhelm erhielt, der aber in unseren Tagen als „unser Fritz“ bekannt ist. Am 3. Dezember 1838 wurde ihm ein Schwesterlein, die Prinzessin Luise (jetzige Großherzogin von Baden) geschenkt.

Im tollen Jahre 1848 genoß Prinz Wilhelm den ganzen Haß der Berliner Umstürzler. Man beschuldigte ihn sogar, dem Militär den Befehl gegeben zu haben, auf das Volk zu schießen, und die Wogen der Bitterkeit gegen den „Kartätschenprinzen" gingen so hoch, daß der König den Prinzen veranlaßte, nach England zu reisen. An seinem Geburtstage, am 22. März 1848, mußte er den heimischen Boden verlassen. Sein Palais trug die Aufschrift: National-Eigentum und in den Sälen desselben tobte eine wilde Menschenmenge und verwünschte den rechtmäßigen Eigentümer. Prinz Wilhelm ging zuvörderst nach Spandau, wurde dann von den Offizieren der Spandauer Garnison auf der Havel nach der Pfaueninsel gerudert, hielt sich eine Weile dort bei dem treuen Hofgärtner Fintelmann verborgen und gelangte endlich nach manchen Abenteuern im einspännigen Wagen nach Hamburg und von dort am 27. März nach London. Am Sonntag, den 2. April, eilte er trostbedürftig in die deutsche Kirche. Beim Eintritt in dieselbe reichte ihm der Küster das aufgeschlagene Gesangbuch — es war das hannoverische —, Lied Nr. 399. Man begann gerade den dritten Vers:

Da siehst du Gottes Herz,
Das kann dir nichts versagen.
Sein Mund, sein teures Wort
Vertreibt ja alles Zagen.
Was dir unmöglich dünkt,
Kann seine Vaterhand
Noch geben, die von dir
Schon so viel Not gewandt.

Der Prinz war freudig ergriffen, er nahm dies als eine ihm von Gott gewordene Verheißung. Er ließ sich das Gesangbuch schenken und schrieb vorn hinein, daß es ihm zur Erinnerung an jene Zeit dienen sollte. Neben den drei Zeilen, die oben gesperrt gedruckt sind, machte er mit Tinte zwei kräftige Striche und schrieb unten auf den Rand: „Bei meiner ersten Beiwohnung des Gottesdienstes 1848 den 2. April wurde dieser Teil des Liedes gesungen, als vom Küster mir dargebracht." Hierunter setzte er ein Kreuz und drei starke Ausrufungszeichen.

Ein Monat war vergangen, ohne daß sich auch nur eine Stimme für den verbannten Prinzen erhob. Man schwebte damals in solcher Furcht vor den großmäuligen Revoluzern, daß sogar die Pastoren den Prinzen in dem vorgeschriebenen allsonntäglichen Kirchengebet nicht mehr zu erwähnen wagten und daß ein besonderer Erlaß des Kultusministers sie dazu wieder veranlassen mußte. Endlich verwendeten sich einige Zeitungsschreiber für die Rückkehr des Prinzen, aber in Ecken- und Maueranschlägen tobte man noch wider ihn; ja, als endlich der König auf Antrag des Ministeriums die Zurückberufung des Prinzen beschloß, drohte man den Palast zu demolieren,

warf auch einige Fensterscheiben ein und konnte eine völlige Zerstörung nur dadurch verhindern, daß man die unleserlich gewordene Aufschrift „National-Eigentum" wieder auffrischte. Aber der Prinz kam doch und die Besonnenen jubelten ihm entgegen, zumal es klar war, daß der Prinz zwar anfänglich der freiheitlichen Entwicklung der Verfassung entgegen war, aber nun doch auch davon sich überzeugt hatte, daß die neue Bewegung nicht zu hemmen, sondern nur zu leiten war. Er selbst äußerte: „Wer in dem Streben der Völker, ihre Zustände zu verbessern, Revolutionen sieht, der macht erst die Revolution; es ist Pflicht der Regierung, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und sie zu leiten!" Das sind gewiß wahre Worte!

Als aber die Nationalversammlung in barer Unkenntnis der militärischen Verhältnisse eine deutsche Wehrverfassung entwarf, bei der das arme Deutschland eine Beute jedes angreifenden Feindes geworden wäre, da setzte sich der Prinz von Preußen an den Schreibtisch und verfaßte seine schneidigen „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung", fand damit aber wenig Beachtung.

Auch die Reichsverfassung, die das Frankfurter Parlament plante und die — das muß man gestehen — der nun vollendeten Verfassung in vielen Punkten ähnlich ist, war doch nur von den Volksvertretern und ohne Zustimmung der Fürsten entworfen, und darum lehnte auch Friedrich Wilhelm IV. mit gutem Gewissen die ihm dargebotene Kaiserkrone ab, die der Kaiser Wilhelm mehr denn zwanzig Jahre später auch nur aus der Hand der Fürsten annahm, nachdem das wider den Erbfeind verspritzte Blut die deutschen Stämme geeint hatte. — — —

Inzwischen ging der Tanz im badischen Ländle los. Der gutmütige Großherzog hatte der Zuchtlosigkeit, die auch seine Armee erfaßte, nicht steuern können. Die Folgen mußte er tragen: er mußte, nachts im finstern Walde auf dem Protzkasten einer Kanone sitzend, sich vor seinem eigenen Volke in Sicherheit zu bringen suchen. Abenteurer aus Frankreich, Ungarn und Polen waren zu dem Mummenschanz herbeigeströmt. Es ging hoch her.

Da wandte sich der Großherzog an den König von Preußen, und dieser stellte den Prinzen Wilhelm an die Spitze seiner „Fürstenknechte" — wie man damals die Soldaten nannte. Der Prinz schickte sich sofort an, das Kommando zu übernehmen. Er reiste nach Baden. In Niederingelheim, zwei Stunden von Mainz, war umgespannt worden. Kaum hatten die Wagen den Ort verlassen, als aus dem Getreidefelde an der Straße ein Schuß fiel, der offenbar dem Prinzen galt; die Kugel traf jedoch nur das Stangenpferd und verwundete den fahrenden Postillon am rechten Oberschenkel. Der Thäter wurde gefaßt, von dem Gericht in Mainz aber freigesprochen.

Mit den Aufständischen wurde der Prinz, der rückhaltslos vorging, bald fertig. Nachdem er bei Germersheim über den Rhein gegangen war, warf er in drei Gefechten bei Waghäusel, Ulpstadt und Durlach am 21., 23. und 25. Juni die Rebellen zurück.

Die Bewohner von Durlach hatten den Preußen Brot und Wein gebracht. Der Prinz ließ sich auch von einem alten Bürger ein Stück Brot geben und aß davon sichtlich mit vielem Appetit, brach den Rest durch und gab den einen Teil einem Musketier mit den Worten: „Da, Kamerad, iß auch!" Hierauf ritt der Prinz weiter. Der Jubel der wackeren Durlacher



„Da, Kamerad, iß auch!"

läßt sich denken. Alles drängte sich um jenen Musketier. Jeder wollte ein Stückchen Brot zum Andenken haben und jeder, der ein solches bekommen konnte, verbarg es in der Brusttasche.

Die Aufständischen waren nur noch ein unordentlicher Haufe. Ihr General Mieroslawski hatte zwar noch große Entwürfe im Kopfe oder doch im Maule. Er that das beste, was er thun konnte: er legte sein Kommando nieder, weil keine Armee mehr da sei. Sein Nachfolger wurde Sigel. Aber auch der konzentrierte sich rückwärts.

In der Festung Rastatt lagen noch 5000 bis 6000 Insurgenten — ein

zusammengelaufener Haufe von Soldaten, Volkswehren und Freischaren; darunter Abenteurer aller Nationen, Franzosen, Polen und Ungaren. Gouverneur der Festung, — da Mieroslawski und Sigel sich gedrückt hatten, — wurde ein früherer griechischer Offizier Namens Tiedemann. Aber dieser mußte sich mit seinem Haufen bald genug, am 24. Juli 1849, auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Damit war der Aufruhr gebrochen und der Großherzog konnte wieder in Karlsruhe einziehen. Der Prinz aber kehrte nach Berlin zurück. Da hatte sich der Wind inzwischen sehr stark gedreht. Der Palast des Prinzen war festlich geschmückt und der Bürgermeister richtete an den Prinzen im Namen der Stadt eine Anrede. „Nicht auf mich," erwiderte der Prinz, „beziehe ich diese Anrede; sie gebührt dem treuen, tapferen und zu jeder Aufopferung bereiten Heere!" —

Verhältnismäßig stille Jahre kamen nun für den Prinzen Wilhelm. Er bezog mit seiner Gemahlin ein Schloß bei Koblenz am Rhein, kümmerte sich wenig um politische Vorgänge, stand namentlich den Schmeichlern und Hofschranzen fern, die den König Friedrich Wilhelm IV. beeinflußten und ihn, den ohnehin nicht charakterfesten Mann, für ihre Rückschrittspläne zu gewinnen wußten. Des Prinzen Studium war die Armee, ihr widmete er alle Sorgfalt. Die Vermählung seiner Tochter, der Prinzessin Luise, mit dem Großherzog von Baden und die Vermählung seines Fritz mit der Prinzessin Royal von England waren zwei erfreuliche Ereignisse für ihn und das Land. —

Aber das gemütliche Stillleben am Rhein nahm mit dem 23. Oktober 1857 ein Ende. An diesem Tage legte der schwer und hoffnungslos erkrankte König die Zügel der Regierung in seines Bruders Hände. „Ich bitte Gott, daß er mir die Kraft und den Segen verleihen möge, die Stellvertretung zur Zufriedenheit des Königs und zum Heile des Landes zu führen," mit diesen Worten übernahm der Prinz-Regent, — diesen Titel führte er nun, — die Leitung der Staatsgeschäfte.

Am 2. Januar 1861 wurde König Friedrich Wilhelm IV. von seinen Leiden durch den Tod erlöst — und nun trat König Wilhelm I. ganz und voll die Erbschaft an.

Der erste Akt des Königs, die Weihe der Fahnen für neugebildete Regimenter am 17. und 18. Januar 1861, wodurch Preußens kriegstüchtige Armee zu der Stärke von 700,000 Mann anwuchs, gab gleich von vornherein aller Welt Kunde, daß König Wilhelm ein Soldatenkönig, daß seiner Ansicht nach die kommenden Ereignisse ein treues, wohlgeübtes, starkes Heer erheischten. Und diese Ansicht war allerdings eine richtige.

Es war für Preußen und Deutschland in der That eine Fügung Gottes, daß kein jugendlicher Schwärmer, kein ungestümer, ehrgeiziger Regent,

sondern ein zielbewußter, besonnener, geprüfter Fürst, der bereits im vierundsechzigsten Lebensjahre stand, die Krone Preußens auf sein Haupt setzte — ein Mann, der nicht auf stürmische Weise den Herzenswunsch aller Deutschen: die Wiederherstellung des Deutschen Reiches, anstrebte, der aber auch nicht zaudernd innehielt, wenn's einen kühnen Griff galt.

Den Stürmern und Drängern war ein solcher Mann freilich nicht recht. Das sollte der König bald genug erfahren.

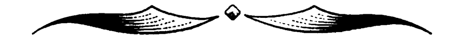
Am 8. Juli 1861 trat König Wilhelm eine Reise nach Baden-Baden an. Hier ging er in Begleitung des Grafen Flemming am 14. Juli morgens zwischen 8 und 9 Uhr spazieren. Es begegnete ihnen ein anständig gekleideter junger Mensch, der sehr höflich und freundlich grüßte. Sie gingen weiter. Da fiel hinter ihnen ein Schuß. Der König und der Graf sahen sich um. Der junge Mann, der ihnen vorhin begegnet war, stand mit leeren Händen hinter ihnen, die Schußwaffe, ein Pistol, fand man in seiner Nähe. Der König hatte seine Fassung behalten, ja, gab ausdrücklich den Befehl, den Thäter nicht zu mißhandeln. Dann setzte er, da er keine Verletzung fühlte, seinen Spaziergang fort, und man fand, daß die Kugel die linke Seite des Halses gestreift hatte. Die Stelle war mit Blut unterlaufen. Der Thäter, gefragt, warum er den König ermorden wolle, antwortete, man werde das in seiner Brieftasche finden. In demselben fand sich wirklich ein Brief folgenden Inhalts:

„Baden, 13. Juli 1861. Das Motiv, weshalb ich Se. Majestät den König von Preußen erschießen werde, ist, daß derselbe die Einigkeit Deutschlands nicht herbeiführen kann und die Umstände überwältigen, daß die Einigkeit stattfindet; — dieserhalb muß er sterben, daß ein anderer es vollbringt. Man wird mich um der That willen lächerlich machen, oder für überspannt halten; ich aber muß die That vollziehen, um das Vaterland glücklich zu machen. Oskar Becker, stud. jur.* aus Leipzig."

Mitschuldige scheint der unglückliche Mensch nicht gehabt zu haben, sein eigener, krampfhaft überspannter Kopf hatte ihm den teuflischen Plan eingegeben. Er wurde zu einer langjährigen Kerkerhaft verurteilt.

Des Königs Hauptsorge wandte sich der Entwicklung des preußischen Heerwesens zu. Sein Kriegsminister **Roon** und sein Generalstabschef **Moltke** waren treue Helfer. Aber Soldaten kosten Geld — und das wollte das Abgeordnetenhaus nicht bewilligen. So entstand zwischen dem König und den Volksvertretern das, was man einen **Konflikt** nennt. Und den sollte **Otto von Bismarck-Schönhausen** brechen.

* Abkürzung für Studiosus juris, d. h. Student des Rechts.





Im Abgeordnetenhause. (1863.)

Siebentes Kapitel.
Der Konflikt.
(1862–1865.)

> Das ist ein trostlos Silbenstechen,
> Mißtrauen hier, Verstimmung dort:
> Sie möchten wohl von Sühnung sprechen,
> Doch keiner trifft das rechte Wort.
>
> Erhitzt bekämpfen sich die Reihen
> Zur rechten und zur linken Hand,
> Und über'm Hader der Parteien,
> Denkt keiner mehr ans Vaterland.
>
> E. Geibel.

Wohl war es eine sehr schwierige Aufgabe, die der König Wilhelm seinem Ministerpräsidenten stellte. Bismarck hat sich später — am 21. Februar 1879 — selbst einmal im deutschen Reichstag darüber ausgesprochen. „Als ich Minister wurde," so sagte er, „hatte ich eine lediglich politische Aufgabe: ich übernahm die

Erbschaft des Kampfes mit Österreich um die Hegemonie in Deutschland auf civilem und friedlichem Gebiete; daneben eine mächtige Verstimmung mit Rußland, und die einzige Macht, mit der wir verhältnismäßig politisch gut standen, war Frankreich. In Bezug auf Rußland brachte ich meinerseits persönliche, bessere Traditionen mit, und in der Zeit, als ich ziemlich einsam, ich kann wohl sagen, einer Welt voll Zorn und Haß gegenüberstand, habe ich mein Ziel nicht aus den Augen verloren, sondern zuerst diese Beziehungen zu Rußland befestigt durch den Vertrag gegen den polnischen Aufruhr .... Eine Frage war für mich — im Hinblick auf die Aufgabe, über die ich mir beim Eintritt in den Ministerialdienst vollständig klar war, die Auseinandersetzung mit Österreich um die Hegemonie in Deutschland — die Beziehung zu Frankreich; die war günstig infolge des bereits abgeschlossenen Handelsvertrags. Ich hatte allen Grund, dieses gute Einvernehmen durch Aufrechthaltung dieses Vertrags zu erhalten. Es ist mir dies gelungen, nicht bloß in der kurzen Zeit, in der ich in Paris Gesandter war, persönlich, sondern auch in den recht schwierigen Zeiten durch die politische Krisis hindurch, in der Frankreich uns gegenüberstand, doch die Beziehungen, und nicht am wenigsten an der Hand dieses Handelsvertrages, so zu pflegen, daß wir schon in der dänischen Frage eine freundliche Haltung von Frankreich aus zur Seite hatten, die den Velleitäten anderer Mächte, uns den Kampf mit Dänemark nicht allein ausfechten zu lassen, von Hause aus den Boden entzog. Ja noch mehr: in dem weiteren Kampfe, der 1865 mit Österreich drohte und 1866 ausbrach, wäre ganz gewiß die Zurückhaltung Frankreichs nicht bis zu dem Zeitpunkte fortgesetzt worden, bis zu dem sie sich in der That glücklicherweise für uns fortgesetzt hat, wenn ich nicht die Beziehungen zu Frankreich in jeder mir möglichen Weise gepflegt hätte. Dadurch entstand eine wohlwollende Beziehung mit dem Kaiser Napoleon, der seinerseits lieber mit Preußen Verträge hatte als mit anderen, aber allerdings nicht darauf rechnete, daß der Krieg 1866 den Verlauf nehmen würde, den er nahm. Er rechnete darauf, daß wir geschlagen würden, und daß er uns dann mit Wohlwollen, aber nicht ganz ohne Entgelt schützen würde. Aber es ist meiner Ansicht nach politisch ein Glück, daß er bis zur Schlacht von Sadowa, bis zu der Enttäuschung über die gegenseitige militärische Stärke uns wohlgesinnt und mir persönlich namentlich wohlgesinnt blieb."

Bismarck war bei der Übernahme des Ministerpostens im Volke wenig bekannt und noch weniger beliebt. Man erinnerte sich, daß er die Liberalen im Landtage bekämpft, daß er die Achtundvierziger Rebellen genannt hatte. Die freisinnige Presse nannte ihn einen „burschikosen Junker", einen „hohlen Renommisten", den „Napoleonvergötterer", „Städtevertilger", „Jagdbummler" u. s. f.

Und dieser Mann sollte den schon vorhandenen jähen Riß zwischen der Regierung und den Volksvertretern überbrücken!

Wodurch war denn dieser Riß entstanden? — Zunächst dadurch, daß die Minister immer wieder mit dem Gesuch um Geldbewilligungen für die Verstärkung der Armee vor die Kammer kamen und immer wieder mit ihrer Forderung abgewiesen wurden. Sobald man hörte, daß eine große Anzahl von Regimentern errichtet werden sollte, und daß in Zukunft jeder, sonst diensttaugliche, Preuße wirklich seine drei, oder doch wenigstens sein eines Jahr als Soldat dienen müsse, gab es Murren und Widerspruch. Allein König Wilhelm war weit entfernt, sich dadurch beirren zu lassen. Was man fünf Jahrzehnte lang sorgsam bei sich erwogen hat, davon läßt man nicht so leicht. Zumal bei einer Charakterfestigkeit, wie sie dem Könige eigen. Er war vielmehr entschlossen, diesen seinen Lebensplan unter allen Umständen durchzuführen. So verlieh er denn 32 von ihm gebildeten Linieninfanterieregimentern, acht neuen Kavallerieregimentern und 6, sage sechs, neuen Garderegimentern öffentlich und feierlich vor seinem Palaste ihre Fahnen. Das ärgerte ungemein. Und noch größer wurde der Ärger, als der König im Oktober desselben Jahres sich selbst zu Königsberg krönte und bei dieser Gelegenheit den Mitgliedern des Landtags folgendes erklärte:

„Es war mir ein Bedürfnis, die Vertreter des Landes um mich zu versammeln, nnd ich danke Ihnen, daß Sie meinem Wunsche gefolgt sind. Die Herrscher Preußens empfangen ihre Krone von Gott. Ich werde deshalb morgen die Krone vom Tische des HErrn nehmen und sie auf mein Haupt setzen. Dies ist die Bedeutung des Königtums von Gottes Gnaden, und darin liegt die Heiligkeit der Krone, welche unantastbar ist.“

Seitdem wuchs der Widerstand gegen die Armeereorganisation des Königs von Monat zu Monat. Teils weil man zu sehen glaubte, daß König Wilhelm selbst in religiöser Beziehung in die Bahnen seines verstorbenen Bruders einlenkte, teils weil selbst eine ruhige Betrachtung der Dinge die Überzeugung nahe legte, die preußische Armee sei doch nichts als ein kostbares Spielzeug, möge sie nun groß oder klein sein. Wirklich war der einzige Dienst, den sie seit 46 Jahren geleistet, die Niederwerfung des Aufstandes in Baden. Die Stellung Preußens zu den europäischen Großmächten war dagegen, ihr zum Trotz, seit Jahrzehnten jämmerlicher und immer jämmerlicher geworden.

Im Jahre 1850 hatte man die Armee mobil gemacht, um dann schimpflich zu Kreuze zu kriechen. Während des Krimkrieges hatte man mit ihr geprahlt, um schließlich von allen Seiten Nichtachtung und Spott zu ernten. Ja noch 1859 hatte man sie mit ihren Waffen rasseln lassen, um am Ende zu erleben, daß sich Frankreich mit dem ihm feindlichen Österreich

verständigte, ohne Preußen auch nur einen Fetzen Einfluß zu gönnen. Und diese Politik nannte Herr von Schleinitz die Politik der freien Hand. Konnte man eine so erfolglose Politik nicht ohne einen so ungeheuren Aufwand, ja ohne allen Aufwand, zum Beispiel mit Zinnsoldaten in Scene



König Wilhelm.

setzen? Solche und ähnliche Betrachtungen erregten die Gemüter der Zeitungsschreiber und je länger je mehr auch die der meisten anderen Gebildeten. Und als der König trotz alledem und alledem auf seiner Militärreorganisation bestand, bildete sich ein „Konflikt". Das Abgeordnetenhaus bewilligte nicht das Budget (das heißt den Voranschlag der jährlichen

Staatsausgaben), und die Regierung kehrte sich nicht daran. Zuletzt erklärten die Minister, sie könnten ihre Ämter so nicht fortführen. Der König sah, sie hatten versprochen, was sie nicht ausführen konnten, und ließ sie fallen. —

Und nun saß Bismarck am 29. September zum erstenmal am Ministertisch des Abgeordnetenhauses. Er schlug einen versöhnenden Ton an. „Der Konflikt," sagte er, „so ernst er auch werden kann, wird doch zu tragisch aufgefaßt, von der Presse zu tragisch dargestellt. Wir sind Kinder desselben Landes. Die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beseitigt werden, so bietet sie gern die Hand dazu; — das ist kein Programm, sondern eine persönliche Äußerung, die ‚aus gutem Herzen' kommt; man möge sie hinnehmen als die Worte eines Mannes, der mit den Abgeordneten an einem gemeinsamen Werke zu arbeiten berufen ist . . . . . Preußen hat von jeher die Vorliebe, eine zu große Rüstung für seinen schmalen Leib zu tragen; es ist die altpreußische Überlieferung, stark gerüstet zu sein, um diese Rüstung im günstigen Augenblicke sogleich vorzufinden und zu verwenden. Preußens geographische und politische Lage nötigt es, jene altpreußische Tradition, die Haltung einer verhältnismäßig starken Armee, fortzusetzen, und man darf nicht mit Neid auf die verhältnismäßig geringeren Militärbudgets und Kriegslasten der deutschen Nachbarstaaten blicken. Preußen muß aber seine Rüstung auch nützen und sich stärken, damit es nach und nach hineinwachse. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf Preußens Macht. Wir müssen unsere Kräfte zusammenfassen und zusammenhalten für den günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt ist. Preußens Grenzen, wie sie die Wiener Verträge geschaffen haben, sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, — das ist der Irrtum in den Jahren 1848 und 1849 gewesen, — sondern durch **Blut und Eisen!**" —

Bismarck fügte dann noch hinzu, er suche aufrichtig eine Verständigung mit den Abgeordnetenhause und schloß mit der Aufforderung: „Sie können doch uns als ehrlichen Leuten trauen."

Das Abgeordnetenhaus bewilligte trotz alledem keinen Pfennig für die Vergrößerung der Armee, und für die wagehalsige Blut- und Eisenpolitik des Junkers hatte man nur Worte des Spotts. Das Übel einer budgetlosen Regierung dauerte fort. — Bismarck war sich des Ernstes der Lage wohl bewußt; aber der Humor blitzt auch in diesen Tagen bei ihm durch. Seiner Gemahlin, welche mit den Kindern in Pommern weilte, schrieb er am 7. Oktober vom Ministertisch in der Kammer aus: „Am Kammertisch mit einem Redner, der mir Sottisen sagt, auf der Tribüne vor mir,

zwischen einer abgegebenen und abzugebenden Erklärung, gebe ich Dir Nachricht von meinem Wohlbefinden. Arbeit ist viel, etwas müde, nicht genug Schlaf, aller Anfang ist schwer; mit Gottes Hilfe wird es besser werden." Nach Knöchlendorf, von wo ihm seine Schwester eine Probe von ihren landwirtschaftlichen Vorräten zuschickte, schrieb er am 18. Oktober: „So gute Blutwurst aß ich nie und so gute Leber nur selten; mögen Deine Schlachtthaten an Dir gesegnet werden; ich frühstücke seit drei Tagen davon."

Seinem amerikanischen Freunde Motley schrieb er:

„Heute früh kaum gefrühstückt, da saß mir Karolyi schon gegenüber; ihn lösten ohne Unterbrechung Dänemark, England, Portugal, Rußland, Frankreich ab, dessen Botschafter ich (um) ein Uhr darauf aufmerksam machte, daß es für mich Zeit sei, in das Haus der Phrasen (Abgeordnetenhaus) zu gehen. In diesem sitze ich nun wieder, höre die Leute Unsinn reden, und beendige meinen Brief; die Leute sind alle darüber einig, unsere Verträge mit Belgien gut zu heißen, und doch sprechen 20 Redner, schelten einander mit der größten Heftigkeit, als ob jeder den andern umbringen wollte; sie sind über die Motive nicht einig, aus denen sie übereinstimmen, darum der Zank; echt deutsch, leider, Streit um des Kaisers Bart, querelle d'Allemand; etwas davon habt Ihr Anglo-Saxon Yankees auch .... Eure Gefechte* sind blutig, unsere geschwätzig; diese Schwätzer können Preußen wirklich nicht regieren, ich muß dem Widerstand leisten, sie haben zu wenig Witz und zu viel Behagen, dumm und dreist. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Teil gescheit, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung, aber von der Politik über die Kirchturm-Interessen hinaus wissen sie so wenig, als wir Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweise dumm, einzeln verständig."

Dann verfällt Bismarck in einen gemütlichen Ton und fährt fort: „Ich gehe nie an unserm alten Logierhause in der Friedrichstraße vorüber, ohne zu den Fenstern aufzuschauen, die einst geschmückt zu sein pflegten mit einem Paar roter Pantoffeln, die auf dem Fensterbrett aufrecht gehalten wurden von den Füßen eines Herrn (gentleman), der in Yankee-Weise dasaß (d. h. während er die Beine hochhielt), mit dem Kopf drunten und außer Sicht. Meine Frau ist sehr verbunden für Dein freundliches Gedenken. Die Meinen sind leidlich wohl, Gott sei Dank," schließt der Brief. „Nun leb herzlich wohl. Ich kann so spät am Abend eine so unorthographische Sprache wie englisch nicht länger schreiben. Aber bitte, versuche

---

* Es war während des amerikanischen Secessionskrieges 1862—64.

Du es bald wieder. Deine Hand sieht aus wie Krähenfüße, ist aber sehr leserlich; meine auch? Dein treuer alter Freund v. Bismarck."

In dieser Zeit erhielt Bismarck fast täglich Drohbriefe, die er freilich mit dem Gefühl größter „Wurschtigkeit" ins Kaminfeuer warf. Sein steter Kampf mit den Volksvertretern schuf eine Erbitterung, die ihm das Schlimmste drohte. Mehrmals sagte er: „Der Tod auf dem Schafott ist unter Umständen ebenso ehrenvoll wie der auf dem Schlachtfelde!" oder: „Ich kann mir schlimmere Todesarten denken als die Hinrichtung!" — Aber wankend machte ihn nichts.

Der König stand im allgemeinen wohl fest in den sorgenvollen Tagen des Konflikts, die Königin Augusta war aber immer geneigt, den König zum Einlenken zu bestimmen. „Acht Tage Baden-Baden und Augusta," so erzählte Bismarck später, „hatte die zuversichtliche Stimmung des Königs wieder vollständig verändert." Sehr kennzeichnend in dieser Hinsicht ist, was Hans Blum berichtet. Er schreibt: „Am 4. Oktober wollte König Wilhelm wieder in Berlin eintreffen. Bismarck fuhr ihm bis zur Station Jüterbog entgegen, deren Bahnhof damals noch nicht fertig war. Als Bismarck anlangte, war alles dunkel. Niemand wußte Bescheid, nicht einmal, ob der König komme. Bismarck setzte sich im Freien auf eine umgestülpte Karre und wartete auf den gewöhnlichen Zug, mit dem der König kommen wollte. Der Zug fuhr ein. Immer noch kein Licht. Bismarck lief dem Zug entlang. Nicht ohne Schwierigkeit fand endlich Bismarck den König in einem Coupé erster Klasse. Der König war freudig überrascht, seinen Ministerpräsidenten hier zu sehen, und lud ihn ein, in seinem Coupé, allein mit dem Monarchen, nach Berlin zu fahren. Bismarck fand den Herrscher jetzt fast noch gebeugter als am 20. September. ‚Seine Gemahlin hatte ihn beim Rüssel der Weltgeschichte gefaßt. Ich faßte ihn nun beim preußischen Portepee,' (eine silberne Troddel, die von den Offizieren am Degengriff getragen wird) berichtete Bismarck über die nun folgende Scene. — ‚Ja, was soll denn werden,' fragte der König, nachdem Bismarck ihn zu mutigem Festhalten ermahnt hatte. ‚Ich sehe weit genug von meinem Schlosse,' fuhr der König fort, ‚um auf dem Platz davor Ihr Haupt fallen zu sehen, und dann fällt das meinige.' — Da brach Bismarck in die Worte aus: ‚Nun, was mich betrifft, Majestät, kann ich mir denn einen schöneren Tod denken, als diesen oder den auf dem Schlachtfelde? Ich würde dann fallen wie ein Lord Strafford und Ew. Majestät nicht wie ein Ludwig der Sechszehnte, sondern wie ein Karl der Erste. Das ist doch eine ganz anständige historische Figur.' „Et après?" (Und dann?) fragte der König nachdenklich weiter. Bismarck aber that die Gegenfrage: ob denn der König als Kompanieführer seine Kompanie im Gefecht werde im Stiche lassen wollen? ‚Nein, gewiß nicht!' versetzte der König fest, und damit

hatte Bismarck den Monarchen wiedergewonnen. Das preußische Portepee hatte gesiegt."

Wohl war's Bismarck, wenn er mit seinem Könige den Truppenübungen beiwohnen konnte. Er atmete gern Pulverdampf, hörte gern das Gekrach der Salven und den Hurraruf der Grenadiere! Wenn er in seiner Kürassieruniform an den Kolonnen vorbeiritt, dann blickte das buschige



Bei den Feldmanövern des Gardecorps (im Herbst 1863).

Auge trutzig und scharf unter dem Stahlhelm hervor und schien zu fragen: „Ob sie's wohl noch könnten?" und sein Herz unter dem eisernen Wams schlug höher und gab ihm gute Antwort.

Weil denn Bismarck nicht nur die Kammer und das ganze liberale Preußen, sondern auch den größten Teil des übrigen Deutschlands gegen sich hatte, so glaubte Österreich gerade jetzt seine Hegemonie neu befestigen zu können. Anfangs August traf Kaiser Franz Joseph in Gastein den Kö-

nig von Preußen und teilte diesem mit, er habe sich entschlossen, den Reform- und Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes durch Einführung einer neuen Bundesverfassung entgegenzukommen. Er wolle zu diesem Zwecke die deutschen Fürsten auf den 16. August nach Frankfurt einladen, und der König werde sich gewiß doch auch dort einfinden. Der König versprach, sich die Sache zu überlegen. Bismarck riet entschieden ab; denn er sah in dem Vorgehen Österreichs nur eine Falle für Preußen. Und so kam denn auch der Frankfurter Fürstentag — aber nicht König Wilhelm. Nun sandten die Fürsten den König von Sachsen an den Preußenkönig ab. Da wurde dieser wieder wankend. „Dreißig Fürsten als Einlader," sagte er, „ein König als Kabinettskurier, wie kann man da ablehnen?" Doch auch jetzt fügte er sich, wenn auch schweren und besorgten Herzens. Bismarck hatte endlich die schriftliche Absage des Königs in der Tasche und übergab sie dem Boten. „In Bismarcks Innern kochte der Zorn über die lange Spannung," erzählt Sybel. „Als hinter den Sachsen sich die Thüre geschlossen, zerschlug er einen auf dem Tische stehenden Teller mit Gläsern: ich mußte etwas zerstören, sagte er, jetzt habe ich wieder Atem."

Die Beratungen des Frankfurter Fürstentages, der mit allem Glanz verlief, interessieren uns hier nicht, zumal die Abmachungen Preußens Zustimmung nicht erhielten, also auf dem Papier blieben.

Während nun ganz Deutschland mit Spannung auf den Konflikt zwischen Österreich und Preußen sah, geschah etwas, das niemand erwartet hatte — nicht der Krieg zwischen Preußen und Österreich kam, sondern ein Krieg, in dem Preußen und Österreicher als Bundesgenossen gegen die Dänen zogen. Wie das zuging und möglich war, ist heute noch ein Rätsel. Folgte etwa Österreich aus Mißtrauen den Preußen in den Kampf, oder hatte sich Österreichs Kaiser durch Bismarck, dem er stets wohlwollte, bestimmen lassen zu dem gemeinsamen Waffengang? Hatte doch der Kaiser Franz Josef, als einst Bismarck in seiner Gegenwart scharf getadelt wurde, ganz ungezwungen ausgerufen: „Wenn ich ihn nur hätte!" — —

Dennoch konnte Bismarck von den Abgeordneten seines Landes nicht die Bewilligung von Geldmitteln für den schleswig-holsteinischen Krieg erlangen, wo es doch galt, Deutsche von dem Joch dänischer Willkür zu befreien. Man hatte eben gar keine deutsch-nationale Gesinnung. Mit 275 gegen 51 Stimmen lehnte man eine Geldanleihe ab, worauf Bismarck erklärte, er werde das Geld nehmen, woher er es bekommen könne.

Und doch begann nun eine neue Zeit. Bismarck eröffnete seinen diplomatischen Feldzug, führte ihn mit Hilfe der preußischen Kanonen glänzend durch und legte Deutschland die lang umworbenen drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Füßen. Nach langen Jahren urteilte er hierüber so: „Das ist die diplomatische Aktion, auf die ich am

meisten stolz bin. Gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark dachte ich an die Erwerbung Schleswig-Holsteins. Aber es war schwer zu vollbringen. Alles war gegen mich: Österreich, die Kleinstaaten, die Damen unseres Hofes, die Liberalen, die Engländer. Napoleon widersetzte sich nicht; er dachte uns dadurch zu verbinden. Selbst der König wollte lange nichts davon hören. Wir hielten damals einen Staatsrat, bei welchem ich die längste Rede losließ, die ich je gehalten habe, und meinen Zuhörern Dinge vortrug, die ihnen überspannt und unmöglich erschienen sein müssen. Nach ihren erstaunten Mienen zu schließen, vermuteten sie wirklich, daß ich beim Frühstück zu viel Wein getrunken hätte."



Kriegsminister v. Roon.

Aber Bismarcks Diplomatenkünste hätten schwerlich verfangen, wenn ihm nicht die tüchtige preußische Armee zur Seite gestanden wäre. Seit Jahren war diese ja unter Kriegsminister von Roon auf den Kampf meisterhaft geschult worden. Wenden wir darum, ehe wir dem Gang der Ereignisse folgen, unsere Aufmerksamkeit auf diesen Mann, der dem Diplomaten Bismarck, dem er in herzlicher Freundschaft zugethan war, die Waffen geschärft hatte.

Unweit der Stadt Colberg in Pommern, am Strande der Ostsee, liegt das Gut Pleushagen. Hier wurde Albrecht Theodor Emil von

Roon am 30. April 1803 geboren. Als er neun Jahre alt war, starb ihm der Vater und die Mutter zog mit ihm in das Städtchen Altdam bei Stettin, wo die Großmutter, eine verwitwete Majorin von Borcke, wohnte.

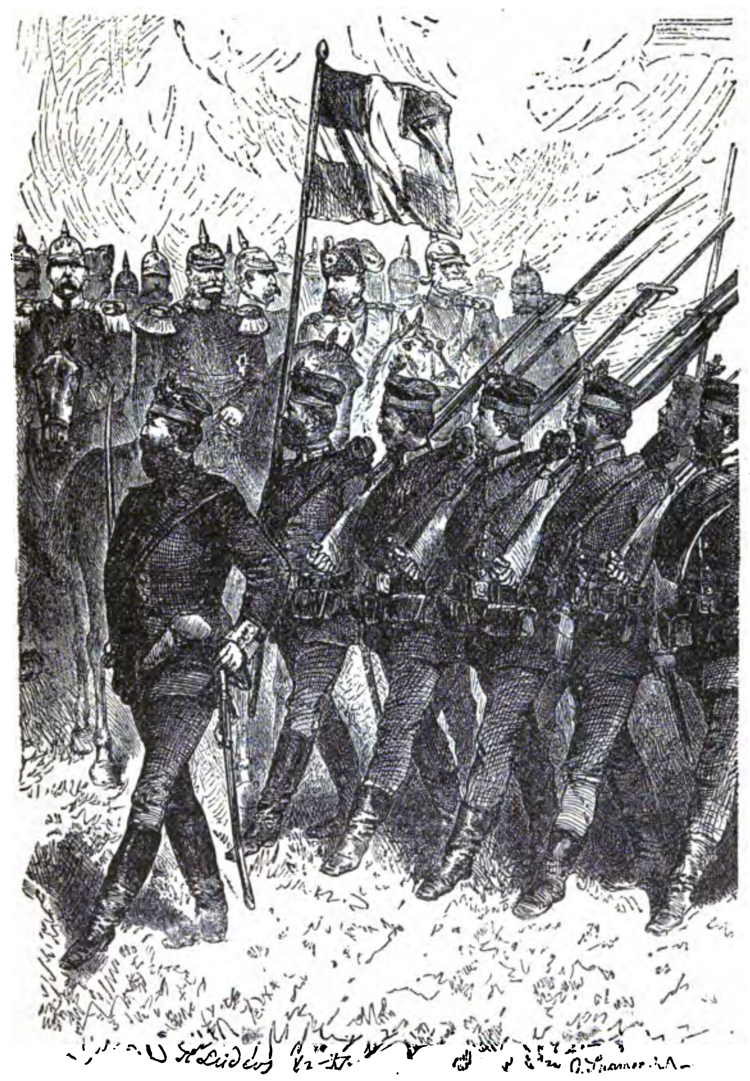
Schon der Knabe zeigte viel. Mut und Unerschrockenheit. In Stettin und Altdamm lagen damals (1812) Franzosen, die sich gegen anrückende preußische Regimenter verteidigten. Es war am 3. August, am Geburtstage König Friedrich Wilhelms III. Die 72jährige Großmutter, eine begeisterte deutsche Patriotin, füllte ein Glas mit Wein, öffnete das Fenster, und brachte den vorüberziehenden Franzosen zum Trotz ein lautes Hoch auf den preußischen König aus. Neben ihr stand mit funkelnden Augen der neunjährige Albrecht uud stimmte begeistert in das kühne Hoch seiner Großmutter ein.

Die Franzosen spielten auch dem Obstgarten arg mit. Der kleine Roon nahm, kurz entschlossen, einen Besenstiel, befestigte daran ein altes Bajonett und patroullierte, so bewaffnet im Garten auf und ab. — Wo er schießen hörte, da suchte er sich einzustellen, und wirklich zerplatzte auch einmal in seiner unmittelbaren Nähe eine Granate, so daß ein Splitter derselben ihn leicht verletzte. —

Doch die französische Schreckenszeit zog vorüber, und der zwölfjährige Knabe zog auf die Kadettenschule nach Clum und später, 1818, in das Berliner Kadettenhaus. Nach geeigneter Vorbildung trat er 1821 als Sekonde-Lieutenant in das 14. Infanterie-Regiment, das damals in Königsberg in der Neumark stationiert war.

Gleich Moltke war Roon ein Lieutenant ohne Zulage, aber gerade darum um so strebsamer. Im Jahre 1824 kam er auf die Kriegsschule nach Berlin, und hier widmete er sich unter Ritters und Raumers Leitung außer seinen Berufswissenschaften vornehmlich der Geographie und Geschichte. Man erkannte seine Fähigkeiten und ernannte ihn zum Lehrer am Berliner Kadettenhause. Hier fand er Muße, seine „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde", ein dreibändiges Werk, im Jahre 1832 erscheinen zu lassen, ein Werk, das noch heute, nachdem es mehrere Auflagen erlebte, viele Freunde hat. Er gab auch kurze Zeit darauf seine „Anfangsgründe der Erdkunde" für Schulen heraus. Einige der Leser sind vielleicht nach dem „großen" oder „kleinen Roon", wie man jene Schriften zu bezeichnen pflegt, unterrichtet worden. Später wurde Roon Examinator bei der Examinationskommission und Lehrer an der Kriegsschule. Am 2. September 1836 verheiratete er sich mit der ältesten Tochter des Pastor Rogge zu Groß-Tinz bei Liegnitz.

Inzwischen avancierte Roon ziemlich schnell. Im Jahre 1836 wurde er Hauptmann, 1842 Major, 1850 Oberstlieutenant, 1851 Oberst, 1856 Generalmajor, 1859 Generallieutenant.



Königsparade der Düppelstürmer.

Den Plan zum Feldzuge gegen Dänemark hatte zwar kein anderer als Moltke entworfen, aber der alte Wrangel, der das Oberkommando führte, hat in der willkürlichsten Weise daran herumgedoktert, was namentlich Bismarck in den Harnisch brachte. Wrangel merkte das und telegraphierte dem König: „Diese Diplomaten, welche die schönsten Operationen stören, verdienen den Galgen." „Natürlich," so schreibt Hans Blum, „verbarg der König seinem Minister die Depesche nicht, sondern dieser erhielt amtliche Kenntnis von derselben. Bismarck war natürlich nur wenig erbaut von der Offenherzigkeit, mit welcher der alte Haudegen seine innersten Gedanken über ihn aussprach. So oft Bismarck in der Folge den Marschall Wrangel wiedersah, übersah er ihn und behandelte ihn als Luft. Wrangel konnte das nicht lang ertragen. Als beide einmal an der königlichen Tafel nebeneinander saßen, fragte Vater Wrangel den Minister: ‚Mein Sohn, kannst Du nicht vergessen?' — ‚Nein.' — Nach einer kurzen Pause: ‚Mein Sohn, kannst Du nicht vergeben?' — ‚Von ganzem Herzen,' rief Bismarck. Erst von da an waren sie wieder gute Freunde."

Doch trotz Wrangel nahm der Feldzug, so weit Preußen dabei in Betracht kam, einen glänzenden Verlauf. Die einzelnen Phasen des Kampfes können wir hier nicht schildern. Preußens Ehrentag war der 18. April 1864. An diesem Tage wurde das Bollwerk der Dänen, die Düppeler Schanzen erstürmt. „Die Kunde von der Eroberung dieser zehn Schanzen brauste wie ein Sturmwind durchs Land," erzählt Köppen. „Mit Stolz und Hochgefühl sprach man von den Einzelnheiten des Kampfes, von dem Heldenprinzen Friedrich Karl, dem „All Tiet vorup", der den Schanzensturm geleitet, von dem General von Raven, der von der Sänfte aus, auf seine Wunden deutend, noch den Seinigen zugerufen: „Zeit ist es, daß wieder einmal ein preußischer General für seinen König blutet!" — von dem tapferen Major von Beeren, der in der eroberten Schanze gefallen mit dem Hoch auf den König auf seinen Lippen, von dem Feldwebel Probst mit der Fahne in der Hand, — „Tambour, schlag' an, es gilt einem Mann!" — — von dem Pionier Klinke mit dem Pulversack, dem preußischen Winkelried. Piefke's Sturmmarsch ward Konzertstück vom Alsensund bis zum Rhein, vom Rhein bis zur Weichsel, und in ganz Deutschland klangen die Lieder zu Ehren der Helden: „Was brausen und jagen die Wasser der Schlei? — Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei!"

Es war dem Könige ein Bedürfnis, seinen tapferen Truppen zu danken. Mit Bismarck und Roon brach er Ende April nach Schleswig auf und ließ in Sundewitt die Düppelstürmer in ihrem Feldanzuge mit den lustig flatternden Dänenfahnen an sich vorbei marschieren.

Es war ja von vornherein klar, daß das kleine Dänemarck dem Anprall zweier Großmächte nicht standhalten konnte. Die zähe Tapferkeit der

Dänen war eben hoffnungslos: der König verzichtete auf alle seine Rechte zu Gunsten des Königs von Preußen und des Kaisers von Österreich. Großes war damit erreicht. Herzogtümer, welche seit Jahrhunderten unter fremder Herrschaft geseufzt hatten, waren dem deutschen Vaterlande zurückgegeben. Der Herzog von Augustenburg erhob Ansprüche auf die Herzogtümer, die wohl nicht ganz unbegründet waren. Aber Bismarck hatte gar kein Interesse daran, einen neuen Mittelstaat, deren es schon viele in Deutschland gab, gegründet zu sehen. Er widersetzte sich den Ansprüchen des Herzogs



Zusammenkunft in Gastein.

Bismarck. Mensdorf-Pouilly. Wilhelm. Franz Joseph.

aufs entschiedenste, und seiner diplomatischen Kunst gelang es denn auch, Österreich wenigstens zu einem Provisorium zu bringen. Es waren das heiße Tage für Bismarck. „Einen Tag um den andern," schreibt er seiner Gemahlin, „kommt ein Feldjäger, einen um den andern geht einer. Keine Ruh bei Tag und Nacht. Mit dem Frieden sieht es faul aus; in Gastein muß es sich entscheiden." In Gastein fand denn auch eine Einigung statt. Am 14. August wurde ein Übereinkommen unterzeichnet, wonach die Regierung Schleswigs an Preußen, die Holsteins an Österreich abgetreten

werden sollte. Bismarck, den der König in den Grafenstand erhob, schrieb aber noch am nämlichen Tage sehr richtig: „Wir arbeiten an Verklebung der Risse im Bau.“ Er hatte selber wenig Vertrauen in den Bestand einer solchen Abmachung.

Bismarck hatte sich bei diesen Verhandlungen übrigens als ein recht pfiffiger Diplomat erwiesen. Er hatte, um seinen Gegner, den österreichischen Bevollmächtigten Blome, hinters Licht zu führen, mit diesem Karte gespielt. „Obwohl ich,“ so erzählt er, „sonst gar nicht mehr spiele — schon lange nicht mehr — spielte ich da so leichtsinnig darauf los, daß sich die anderen nicht genug verwundern konnten. Ich wußte aber, was ich wollte. Blome hatte gehört, daß man beim Kartenspiel die beste Gelegenheit hätte, die Menschen kennen zu lernen, und wollte das jetzt versuchen. Ich dachte, sollst ihn schon kennen lernen. Ich verlor damals ein paar hundert Thaler, die ich eigentlich, als im Dienste Seiner Majestät verwendet, hätte berechnen können. Aber ich machte ihn damit irre, er hielt mich für waghalsig und gab nach.“ —

In den Tagen vom 7. bis 17. Dezember zogen die Sieger von Düppel und Alsen mit Sträußen, Kränzen und Ehrenzeichen geschmückt durch die „via triumphalis“, durch die Straße „Unter den Linden“, die in den nächsten Jahren noch so oft zur Siegesstraße werden sollte, bis zum Denkmal des alten Fritz. Dort scholl es:

„Halt! — Der ganze Waffenblitz
Präsentiert vor König Fritz.
Alles still, kein Pferdegeschnauf,
Zehntausend blicken zu ihm auf;
Der neigt sich leise und lüpft den Hut:
„Concediere, es war gut!“ —

Ja, die preußischen Truppen hatten ihrem Kriegsheern und dem alten Preußennamen alle Ehre gemacht. Aber im Abgeordnetenhause dauerte doch trotz Düppel, Alsen und glorreichen Frieden der Konflikt fort. Einige Abgeordneten, ärgerlich darüber, daß die Regierung auch ohne Genehmigung Geld bekam, Feldzüge machte und Frieden schloß, bedienten sich einer Sprache, die alle Grenzen überstieg. Es kam so weit, daß der Abgeordnete Virchow dem Ministerpräsidenten Mangel an Wahrheit vorwarf.

Da regte sich noch einmal der Student in Bismarck, da besprach er sich wieder mit seinem Fleische, vergaß wieder das Wort: „Rächet euch selber nicht,“ und sandte dem Abgeordneteu Virchow eine Forderung auf Pistolen. Virchow lehnte ab. Diesmal fand sich ein Mann, der Pastor André, der Bismarck Vorstellungen machte und der auch zugleich wegen einer anderen Sache, die damals viel Staub aufwirbelte, um eine Erklärung bat. In Gastein hatte nämlich ein Photograph ein Bild angefertigt, auf welchem

Graf Bismarck und neben ihm die königliche Kammersängerin Pauline Lucca erschien. An dieser Zusammenstellung nahmen viele Freunde Bismarcks gerechten Anstoß; es kam unter den Feinden des Grafen allerlei wüstes Gerede auf. Der Brief nun, den Bismarck an Andre schreibt, läßt tiefe Blicke in das Herz des Ministers thun. Derselbe lautet:

„Berlin, den 26. Dezember 1865. Lieber André. Wenn auch meine Zeit knapp bemessen ist, so vermag ich doch nicht, mir die Beantwortung einer Interpellation zu versagen, die mir in Berufung auf Christi Namen aus ehrlichem Herzen gestellt wird. Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Ärgernis gebe, aber gewiß bin ich, daß das in meinem Beruf nicht ausbleiben kann; ich will nicht davon reden, daß es in den Lagern, welche mir mit Notwendigkeit politisch gegenüberstehen, ohne Zweifel zahlreiche Christen giebt, die mir auf dem Weg des Heils weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampf zu leben habe; ich will mich nur darauf berufen, daß Sie selbst sagen: ‚Verborgen bleibt vom Thun und Lassen in weiten Kreisen nichts.‘ Wo ist der Mann, der in solcher Lage nicht Ärgernis geben sollte, gerechtes oder ungerechtes? Ich gebe Ihnen mehr zu, denn Ihre Äußerung vom Verborgenbleiben ist nicht richtig. **Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe!** Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach, eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir unrecht; er soll sein Gewissen auf diesem Kampfsplatz erst selbst einmal versuchen. Was die Virchowsche Sache anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat annimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebet vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im HErrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt. (Da irrt Bismarck sehr; seine Forderung zum Zweikampf kam nur aus dem Fleische!) Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es unrichtig, daß ich niemals ein Gotteshaus besuche. Ich bin seit sieben Monaten entweder abwesend oder krank; wer also hat die Beobachtung gemacht? Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel, als Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richter an mir berufen fühlen, will ich gern genauer Auskunft darüber geben, Sie selbst werden es mir ohne medizinische De-

tails glauben. Über die Luccaphotographie würden auch Sie vermutlich weniger streng urteilen, wenn Sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat. Außerdem ist die jetzige Frau von Rahden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebensowenig, wie mir selbst, jemals unerlaubte Beziehungen nachgesagt hat. Dessenungeachtet würde ich, wenn ich in dem ruhigen Augenblick das Ärgernis erwogen hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherz genommen haben, aus dem Bereich des auf uns gerichteten Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse und mich in keiner Weise des Urteils derer, die mit mir denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft aber und von Ihrer eigenen christlichen Erkenntnis erwarte ich, daß Sie den Urteilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen; wir bedürfen deren alle. Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes an Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte, noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen.

In Eile Ihr

Bismarck."

Der Vertrag von Gastein war ein Provisorium. Bismarck hatte recht, wenn er sagte, die Risse wären nun verklebt und würden bald noch um so stärker klaffen. Und je weiter die Risse wurden, je wohler wurde ihm, der endlich einmal reine Bahn haben wollte. Er sehnte die Entscheidung herbei, ob künftig Deutschland unter Preußens Führung die gebührende Stellung in Europa einnehmen, oder ob es, ein ohnmächtiger, machtloser Bund jedes Winkes aus Wien in blindem Gehorsam gewärtig sein sollte. —





Ein Bild Bismarcks aus dem Jahre 1866.

Achtes Kapitel.

Die deutsche Frage wird mit Blut und Eisen gelöst.

(1866.)



König Wilhelm am Eckfenster.

Das Eisen ist warm; so schmiede, Graf,
Du „Eiserner", schmiede das Eisen!
Der Ambos war kalt und die Esse leer,
Da kamst Du, ein schneidiger Schmied, daher;
Des wird man Dich immerdar preisen!

Durch den Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 waren die Herzogtümer Holstein und Schleswig an Preußen und Österreich abgetreten, sie waren dahin gekommen, wohin sie gehörten, zu Deutschland. Was nun? Wem sollte das Erworbene zufallen? Österreich forderte, daß Schleswig-Holstein ein neuer Mittelstaat werden sollte,

Preußen sah dadurch den von ihm angestrebten deutschen Bund unter seiner Führung gefährdet. Bismarck, wie wir wissen, sah nur einen Ausweg für diesen Konflikt: einen ehrlichen, offenen Kampf. Die Mittelstaaten, deren leitender Geist der sächsische Minister von Beust war, hatten ein Interesse daran, das alte Schaukelsystem zwischen Preußen und Österreich aufrecht zu erhalten, weil dieses allein die Existenz der Kleinstaaten sicherte.

Inzwischen wurde viel Tinte verbraucht zwischen Berlin und Wien, zugleich aber auch rüstete man sich zum Kriege. Bismarck sah sich nach einem Helfer um und fand denselben in Italien, welches nach dem Besitz Venetiens verlangte. Italien verpflichtete sich, an Österreich den Krieg zu erklären, falls Preußen binnen drei Monaten in einen Krieg mit dieser Macht verwickelt werden sollte. Napoleon wußte um diesen Vertrag, und in Österreich ahnte man, daß ein solcher geschlossen war. Auch Napoleon bot im Geheimen den Preußen seine Hilfe an, beileibe nicht aus Uneigennützigkeit. Er erwartete als Gegenleistung ein Stück des linken Rheinufers. Aber so sehr Bismarck nach Bundesgenossen ausschaute, so war es ihm doch ein Ernst damit, daß nicht ein Fuß deutscher Erde abgetreten werden solle. Als später — es war im Jahre 1874 — ihm ein ultramontaner Abgeordneter vorwarf, er habe sich bereit erklärt, einen Teil des linken Rheinufers an Frankreich abzutreten, rief Bismarck entrüstet aus: „Diese Behauptung ist eine dreiste, tendenziöse Lüge, die zur Anschwärzung meiner Person erfunden worden ist. Ich habe niemals jemand die Abtretung auch nur eines Dorfes oder eines Kleefeldes zugesichert oder in Aussicht gestellt.“

Was nun Verhandlungen und Vermittlungen nicht zuwege brachten, die Aufrechterhaltung des Friedens, das glaubte ein junger Mensch mit seinem Revolver durchsetzen zu können.

„Es war am 7. Mai 1866, nachmittags nach fünf Uhr,“ so berichtet Hesekiel, „als Bismarck auf seinem ersten Ausgange nach schwerer Krankheit, von dem Vortrage bei dem Könige zurückkehrend, die mittlere Allee unter den Linden heraufschritt; ungefähr dem Hotel der kaiserlich russischen Gesandtschaft gegenüber hörte er hinter sich rasch aufeinander zwei Schüsse fallen; wie sich nachher zeigte, hatte ihn die eine Kugel in der Seite gestreift. Bismarck wendete sich hart um und sah einen jungen Menschen vor sich, der zum drittenmal den Revolver zum Schuß erhob. Bismarck trat rasch auf den Menschen zu und faßte ihn am rechten Handgelenk und an der Kehle; bevor er aber an ihn heran war, feuerte dieser den dritten Schuß ab, es war ein Prellschuß an der rechten Schulter, den Bismarck noch lange fühlte; dann wechselte der Verbrecher den Revolver blitzschnell in die linke Hand und feuerte so in nächster Nähe noch zwei Schüsse auf den Ministerpräsidenten ab. Der eine Schuß ging durch eine rasche Wendung fehl, so daß er nur den Rock verbrannte; der andere aber hatte getroffen,

und in diesem Augenblick glaubte sich Bismarck zum Tode verwundet, denn er fühlte, daß eine der Kugeln gerade auf die Rippe aufschlug. Wahrscheinlich hat die Rippe gefedert, wie man beim Rotwild sagt, d. h. sie hat elastisch nachgegeben. Bismarck überwand rasch das Gefühl der Schwäche, das ihm infolge der Erschütterung des Rückgrats durch die getroffene Rippe auf einen Moment angekommen, er übergab den Verbrecher, den er mit eiserner Faust festgehalten, Offizieren und Mannschaften vom ersten Bataillon des zweiten Garderegiments zu Fuß, welches eben die Straße herunter marschiert kam, und schritt seinem Hotel in der Wilhelmsstraße zu,



Attentat auf Bismarck am 7. Mai 1866.

welches er glücklich erreichte, bevor die Kunde von dem Attentat dahin gedrungen war.

„Es war in dieser ganzen Zeit vor dem Kriege nichts Ungewöhnliches, daß der Ministerpräsident länger als sonst bei dem König blieb, so daß häufig das für fünf Uhr bestimmte Diner um eine halbe Stunde und länger hinausgeschoben werden mußte. So überraschte es denn auch an jenem Tage nicht, daß der Minister später erschien. Niemand im Hause hatte auch nur eine Ahnung von dem meuchlerischen Mordanfall unter den Linden, von der wunderbaren Rettung des Hausherrn. Es war eine kleine Gesellschaft von Frau von Bismarck versammelt, die den Ministerpräsidenten erwartete; dieser trat endlich ein, niemand merkte ihm irgend welche Unruhe

oder Aufregung an, nur schien es einigen, als ob er freundlicher noch als sonst grüßte; mit den Worten: ‚Ei, wie eine liebe Gesellschaft!‘ nahm er seinen Weg nach seinem Arbeitszimmer, wo er in der Regel noch einige Minuten verweilt, bevor er zu Tisch geht. Heute berichtet er kurz den Vorfall an des Königs Majestät. Darauf kam er zurück zu der Tischgesellschaft und sagte, wie er das häufig zu thun pflegte, wenn er sehr spät kam, in spaßhaft vorwurfsvollem Tone zu seiner Gemahlin: ‚Warum essen wir denn heute gar nicht?‘ Er näherte sich einer Dame, um dieselbe zu Tisch zu führen, da erst, beim Ausgange aus dem Salon, trat er auf seine Gemahlin zu, küßte sie auf die Stirn und sprach: „Mein Kind, sie haben auf mich geschossen, aber es ist nichts.“

„So zart und vorsichtig nun auch diese Meldnng gemacht wurde, so malte sich doch begreiflicherweise das Erschrecken auf allen Gesichtern, dann drängte sich alles um den verehrten Herrn in bebender Freude über die wunderbare Erhaltung. Dieser aber ließ sich nicht aufhalten, ging zum Speisesaal und saß nach dem kurzen Tischgebet vor seiner Suppe, die ihm um so trefflicher munden mochte, je weniger er, nach Menschengedanken, noch eine halbe Stunde zuvor ein Anrecht auf dieselbe zu haben schien. Der hinzugekommene Arzt sagte nachher, als man allerlei Theorieen darüber aufstellte, wie das Attentat habe so unschädlich verlaufen können, mit Recht: ‚Meine Herren, es ist hier nur eine Erklärung, Gott hat seine Hand dazwischen gehabt!‘ Es sollte überhaupt an jenem Tage ein vielfach unterbrochenes Diner sein; außer Bismarck selbst speiste niemand. Noch vor sechs Uhr, also etwa eine halbe Stunde nach dem Mordanfall, kam der König, der selbst von seiner Suppe aufgestanden war, um seinen Minister gleich zu beglückwünschen. Bismarck ging seinem königlichen Herrn bis zur Treppe entgegen, und blieb kurze Zeit mit ihm allein. Das mag wohl ein tiefbewegtes Wiedersehen gewesen sein für beide, für den teuren Herrn, daß er seinem bewährten Diener noch die lebenswarme Hand drücken konnte, wie für den Minister, der zu jeder Stunde bereit, für seinen König zu sterben, sei es nun auf dem Schlachtfelde oder auf dem Straßenpflaster! Von Ceremoniell war im Ministerium des Auswärtigen an jenem Tage wenig die Rede. Kaum hatte sich der König entfernt, so erschienen nacheinander die in Berlin anwesenden Prinzen des königlichen Hauses, die sich mit an den Familientisch setzten und ein Glas Wein auf Bismarcks Wohl tranken. Die Gesellschaft wurde, je weiter sich die Kunde von dem Mordanfall verbreitete, immer größer; der greise Generalfeldmarschall Graf Wrangel gehörte zu den ersten, welche herbeieilten, ihre Teilnahme auszusprechen. Generäle, Minister, Gesandte, Freunde und Verehrer, ja, auch politische Gegner drängten sich um den so wunderbar dem Vaterlande erhaltenen teuren Mann. Unten in dem Hausflur wimmelte es stundenlang von

Männern aller Stände, welche als Zeichen ihrer Teilnahme ihre Namen in die ausgelegten Listen eintrugen."

Schon am Tage nachher fand das nachstehende Gedicht von G. Hesekiel als ein Flugblatt allgemeine Verbreitung.

Fünf Schüsse — ein Zeichen.

(7. Mai 1866.)

Fünf Schüsse fielen auf einen Mann,
Den sah der Herr in Gnaden an;
Scharf zielte der Mörder und schoß vorbei,
Und wo er getroffen, versagte das Blei,
Graf Bismarck aber voll Mannesmut,
Den Mörder faßt er so fest und gut,
Und der ging aus, wie glüher Brand
Geht aus im festen Druck der Hand.
Fünf Schüsse fielen auf einen Mann,
Dran Gott uns große Gnade gann,
Denn was an Bismarck heut gescheh'n,
Wir sollen's morgen an Preußen seh'n;
Die Feinde unsers Ruhms und Glücks,
Sie zielen nach uns hinterrücks,
Sie scheuen Preußens Angesicht,
Sie zielen scharf und treffen nicht. —
Wohlauf, mein Preußen, fasse Du
Nur scharf und fest wie Bismarck zu,
Ersticke kühn den glühen Brand
Im Eisendrucke Deiner Hand!
Voran mein König, stolz und fest,
Die Dohlen stoßen aufs Adlernest!
Fünf Schüsse sind ein Zeichen fein —
Gott will auch fürder mit Preußen sein. —
Die Klinge blank und die Kugel im Lauf;
Mein altes Preußen, mit Hurra, drauf!

Der politische Schwärmer, der das Mordattentat wagte, war der Stiefsohn des Achtundvierziger Flüchtlings Blind. Er beging Selbstmord, bevor eine Untersuchung eingeleitet wurde.

Daß solche ruchlose That in dem Herzen eines unreifen Burschen auftauchen konnte, daran waren die österreichischen Hetzereien schuld. Stand doch in diesen Tagen in einem der verbreitetetsten Wiener Blätter als „Eingesandt":

„Da Graf Bismarck als Landwehrmajor gegen uns ins Feld zu ziehen gedenkt und ich den Grafen gern einmal anders, denn als Gast unsers Kaisers, im Lande wissen möchte, so sage ich hundert Gulden demjenigen Krieger zu, der sothanen Grafen Bismarck der Erste ergreift und, sei es allein

oder mit Hilfe anderer, sei es mit ganzem oder durchlöchertem Felle, sei es tot oder lebendig, zum Gefangenen macht. Dr. Josef Hundegger, Advokat in Murau."

Der Mordbube hatte das Gegenteil erreicht von dem, was ihm als Ziel vorschwebte: er hatte Bismarck populär gemacht. Die Glückwunschadressen aus dem deutschen Lande zählten 300,000 Unterschriften, außerdem gingen 1400 Depeschen und 700 Briefe ein. Am 8. Mai versammelte sich eine große Volksmenge vor Bismarcks Wohnung. Nachdem das Musikcorps des 2. Garderegiments „Lobe den Herren" und die Preußenhymne gespielt hatte, richtete Bismarck folgende Ansprache an die versammelten Tausende:



Bismarck als Landwehrmajor.

„Meine Herren und Landsleute! Nehmen Sie meinen Dank für diesen Beweis Ihrer Teilnahme. Seien Sie versichert, daß ich mein Leben für unsern teuern König und für unser Vaterland stets bereit bin zu geben, sei es auf dem Felde, sei es auf dem Straßenpflaster. Ich verlange nichts Besseres und erflehe als eine besondere Gnade von Gott, daß mir ein solcher Tod vergönnt sei. Sie werden dies patriotische Gefühl mit mir teilen, darum ersuche ich Sie, daß Sie mit mir ausrufen: Se. Majestät, unser teurer Herr und König, er lebe hoch!"

Der diplomatische Federkrieg der ersten Hälfte des Jahres 1866 ging zu Ende. Schwer ruhte in diesen Tagen, die dem blutigen Waffengange vorausgingen, die Arbeitslast auf Bismarcks Schultern. Bis spät in die Nacht beantwortete er Depeschen, und schon das erste Morgengrauen sah ihn beschäftigt. Als er eines Tages beim Könige nicht sogleich zum Vortrage gelangen konnte, weil dieser mit Moltke verhandelte, schlief der ermüdete Staatsmann auf dem Sofa im Vorzimmer des Königs ein. Erst als Moltke aus dem Arbeitszimmer des Königs trat, erwachte Bismarck.

Der 14. Juni sollte die Entscheidung bringen. Österreich hatte in Holstein den Herzog von Augustenburg begünstigt und eine große Volksver-

sammlung gestattet, die zum Herzog Stellung nahm, Bismarck verbat sich das, weil dadurch der Vertrag von Gastein verletzt würde. Als Österreich dann gar die holsteinischen Stände einberief, gab der König dem General Manteuffel den Befehl, von Schleswig aus in Holstein einzurücken; Gablenz, der österreichische Heerführer, zog sich vor der Übermacht langsam nach Hannover zurück. Nun beantragte Österreich am 14. Juni die Mobilisierung der Bundestruppen gegen Preußen. Mit neun gegen sechs Stimmen wurde der Antrag angenommen, und der preußische Vertreter von Savigny erklärte hierauf, daß Preußen nun den Bund für aufgelöst ansehe.

„Als Savignys Telegramm," so berichtet Hans Blum, „über die verhängnisvolle letzte Bundestagssitzung in Berlin eintraf, begab sich Bismarck zum König, um ihm Vortrag zu halten, und dessen Zustimmung zu den letzten entscheidenden Beschlüssen einzuholen. Seit Monaten schon war der Krieg unvermeidlich gewesen und nur der Tag seines Ausbruches noch ungewiß. König Wilhelm wußte das so genau wie sein Minister, wenn auch beide bis zum letzten Augenblicke jedes nur denkbare Mittel ergriffen, um den Frieden zu erhalten. Trotz dieser seit Monaten immer mehr verstärkten Überzeugung war der König doch tief erschüttert, als Bismarck jetzt die amtliche Nachricht brachte: die letzte Friedenshoffnung sei erloschen und er bitte nun um seines Herrn und Königs Befehle für den Krieg. Ehe der König die Entscheidung gab, welche Bismarck am Schlusse seines Vortrages begehrte, erklärte er dem Minister den Wunsch sich auf kurze Zeit in sein Zimmer zurückziehen zu wollen. Als Bismarck allein war, warf er von ungefähr einen Blick in den Spiegel, in welchem ein Teil des Nebengemaches sich abzeichnete, da der König beim Eintritt in dieses Zimmer die Verbindungsthüre nicht völlig geschlossen hatte. Da erblickte Bismarck ein herzbewegendes Bild! Sein König lag auf den Knieen und flehte in heißem Gebet zu dem Herrn aller Heerscharen, zum König aller Könige. Bismarck wandte das Haupt ab und Thränen rollten über dieses eherne Antlitz. Inzwischen trat der König wieder lautlos ein, und dessen milde Stimme sprach jetzt zu Bismarck: ‚Ich habe die Entscheidung getroffen. Ich genehmige Ihre Vorschläge.'"

Es fehlte auch in dieser letzten Stunde nicht an Stimmen, die, um „das Vaterland von dem Rande des Abgrundes zurückzureißen", die Entlassung Bismarcks forderten. So schrieb der ehemalige Minister Bethmann-Hollweg an den König: „Viele betrachten Bismarcks Maßregeln, die stets, weil in sich widersprechend, in das Gegenteil des Bezweckten umschlagen, als Fehler der Unbesonnenheit. Anderen erscheinen sie als Schritte eines Mannes, der auf Abenteuer ausgeht, alles durcheinander wirft und es darauf ankommen läßt, was ihm zur Beute wird, oder eines Spielers, der nach jedem Verlust höher pointiert und endlich va banque macht. Jede

Verständigung ist unmöglich, so lange der Mann an Ew. Majestät Seite steht, Ihr entschiedenes Vertrauen besitzt, der dieses Ew. Majestät bei allen anderen Mächten geraubt hat. Legen Ew. Majestät die auswärtigen Angelegenheiten in die Hände eines Mannes, der durch und durch Preuße und deshalb unfähig ist, Preußens Ehre etwas zu vergeben, aber imstande, dies Vertrauen wieder zu gewinnen, so halte ich es noch für möglich, daß sie zu einem glücklichen Ziele führen. Aber es ist die elfte Stunde, sind einmal die blutigen Würfel gefallen, so ist es zu spät!"

„Der ehrliche nordamerikanische Präsident Abraham Lincoln," bemerkt hierzu Hans Blum, „sagte einmal: ‚Wenn jemand durch einen angeschwollenen Strom reitet, so ist es nicht geraten, das Pferd zu wechseln.' Aber noch weit gefährlicher und undenkbarer erschien dem Könige, sich jetzt von Bismarck zu trennen. Das Schreiben Bethmann-Hollwegs machte ihm also etwa den Eindruck, wie der Rat gethan haben würde: König Wilhelm möge sich die rechte Hand abhauen, ehe er zum Schwert griffe, oder sich blenden, ehe er sehen wolle."

Die Ereignisse folgten sich nun schnell. Schon am 15. Juni erließ Bismarck an Hannover, Sachsen und Kassel die Aufforderung, ihre Truppen auf den Friedensstand zurückzuführen. Da alle drei Staaten diese Anfforderung ablehnten, so rückten am 16. Juni preußische Truppen in ihr Gebiet ein. In wenigen Tagen waren Hannover, Sachsen und Kurhessen von preußischen Truppen besetzt und der König von Hannover zur Kapitulation von Langensalza genötigt. Die drei großen Armeen unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Prinzen Friedrich Karl und dem General Herwarth zogen über das Riesengebirge und Erzgebirge in Böhmen ein und folgten den Spuren des großen Friedrich. In Berlin befand sich alles in fieberhafter Aufregung. Doch schon am 29. Juni kamen die ersten Siegesnachrichten aus Böhmen. Und, o wetterwendische Volksgunst! Vergessen war der Konflikt, der schleswig-holsteinische Feldzug, die Einverleibung Lauenburgs, die Annexion der Herzogtümer: die Thatsachen redeten. Der Jubel und das Hochrufen nahm kein Ende. Vor der Wohnung Bismarcks schwoll die Menschenmenge zu vielen Tausenden an. Man ruhte nicht, bis er auf dem Balkon erschien. „Gott hat uns," so sprach Bismarck, „gestern und vorgestern Siege gegeben. Nächst Gott verdanken wir diese Siege aber unserm allerhöchsten Kriegsherrn, dem Könige. Er hat von Jugend auf sich bemüht, uns eine tapfere Armee zu schaffen; als er sie hatte, hat es ihm viel Mühe und Kampf gekostet, sie zu erhalten. Jetzt sehen Sie, daß er recht gehabt hat. Ohne des Königs Pläne wäre es nicht möglich gewesen, solche Siege zu erstreiten. Darum danken wir Gott, und lassen Sie uns den König, den Schöpfer dieses Kriegsheeres, loben — der Himmel gebe seinen Segen dazu!"

Als in diesem Augenblick in der That der Donner rollte und die Blitze leuchteten rief Bismarck: „Der Himmel schießt Salut zu unseren Siegen."

Ehe wir nun dem Gang der kriegerischen Ereignisse folgen, wollen wir einen Blick auf das Leben des Mannes werfen, der den Feldzug gegen Österreich in der Stille seines Arbeitszimmers geplant hatte.

Als Deutschland in den Jahren 1813 bis 1815 den Franzmann von seinen Gauen trieb, da war es der alte Marschall Vorwärts, der Vater Blücher, der die roten Hosen ausklopfte. Aber das Draufschlagen allein thut's ja nicht. Die Hand, die zuschlägt, muß richtig geleitet werden. Und dafür sorgte Gneisenau.

„Der Blücher hat die Macht,
Der Gneisenau den Bedacht.
Drum hat's Gott wohl gemacht,
Der sie zusammen gebracht."



Helmuth Karl Bernhard Moltke.

Gott hat auch für die Kriege, deren Schilderung uns obliegt, der deutschen Faust den rechten Kopf zugesellt. Die Hiebe, die ein Steinmetz, Falkenstein, Fransecky, Werder austeilte, wurden von Moltke so vortrefflich gelenkt, daß nun fein Freund wie Feind ihn den großen Strategen, den Schlachtendenker nennt. Man heißt ihn aber auch den großen

Schweiger und kennzeichnet damit des Mannes ernste, in sich gewandte Natur.

Moltkes Lebensgang ist trotz allem Schlachtenbraus ein stiller gewesen. Am 25. Oktober 1800 wurde er in dem mecklenburgischen Städtchen Parchim, wo die Mutter sich zum Besuch aufhielt, im Hause seines Onkels geboren. In der Taufe erhielt er den Namen Helmuth Karl Bernhard.

Moltke ist von Geburt ein Mecklenburger, doch lag das Gut seines Vaters, der dänischer Offizier war, in Holstein. Hier brachte er auch im Hause des Pastor Knickbein, für den er stets ein gutes Andenken bewahrt hat, seine Kinderjahre zu. Der Vater war ziemlich unbemittelt, zumal ihm sein Gut samt der Ernte niederbrannte. Mit seinem Bruder wurde er, zwölf Jahre alt, in die Kadettenschule nach Kopenhagen geschickt. „Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt," so erzählt Moltke selber, „brachten wir dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und heute, wo mein Urteil doch unparteiisch darüber geworden ist, muß ich sagen, sie war zu streng, zu hart. Das einzige Gute, welches diese Behandlung mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mußten. Jedoch auch diese Behandlung hatte vielleicht ihre gute Seite, und wenn es auch keine andere wäre, als mich mit unvergänglicher Dankbarkeit für eine Kopenhagener Familie zu erfüllen, die uns liebreich und freundlich aufnahm. Der General Hegermann-Lindenkrone besaß einen sehr hübschen Landsitz nahe der Stadt, welcher der Tummelplatz unserer Knabenspiele am Sonntage wurde mit den drei Söhnen des Hauses, welche sich später alle drei in der dänischen Armee hervorgethan haben. Der Verkehr mit den edlen, feingebildeten Mitgliedern dieser Familie hat, ich versichere es Ihnen, höchst wohlthätig auf meine ganze Entwickelung gewirkt. Man könnte den Eltern, die ihre Söhne ins Kadettenhaus schicken, nicht genug anraten, dieselben irgend einer gebildeten Familie anzuempfehlen, — ich habe bei mir die Wirkung davon gesehen."

Im März 1819 — und von dieser Zeit an zählt er seine Dienstzeit im Heere — trat er als Lieutenant in das oldenburgische Regiment in Rendsburg. Drei Jahre hielt er es hier aus, dann veranlaßte ihn die geringe Aussicht auf Avancement in der kleinen dänischen Armee, um seinen Abschied einzukommen. Dieser wurde ihm gewährt. Er kam nun um Aufnahme in die preußische Armee ein, bestand sein Examen und wurde am 12. März 1822 in das Leib-Infanterieregiment Nr. 8 in Frankfurt an der Oder eingereiht. „Ich fand," so schreibt er, „in dem Hause des Generals von der Marwitz eine sehr freundliche Aufnahme. Ich sehe immer noch den biederen General vor meinen Augen — es war der höflichste Mann der Welt, der vor jedem Eintretenden das Käppchen abzog und es auf das Papier legte, welches gerade vor ihm lag, — der höflichste Mann der Welt,

und der dennoch den jungen Lieutenant — ich meine mich selbst — eine strenge Lektion einst gegeben, die dieser nie vergessen hat.

„Ich trat eines Tages bei ihm ein — wie gesagt, legte er gleich das Käppchen auf das vor ihm liegende Blatt Papier, und mit einem freundlichen Lächeln forderte er mich auf ‚abzulegen‘. Ich lege mit der größten Gemütlichkeit meinen Tschako auf einen Sessel, schnalle meinen Degen ab und bereitete mich vor, denselben in eine Ecke zu stellen, als der General mit ruhiger, aber desto durchdringender Stimme mir sagt: ‚Ins Vorzimmer, Herr Lieutenant, wenn ich bitten darf, ins Vorzimmer!‘ — Ich fühle mich noch immer rot werden, wenn ich an jene so verdiente Zurechtweisung denke. —

„Die erste Zeit meiner Karriere war arm an Freuden des Lebens. Ich kam auf die Kriegsschule in Berlin zu einer Zeit, wo das Vermögen meiner Eltern durch die Kriege, und eine unabsehbare Reihe von Unglücksfällen fast gänzlich verloren gegangen war. Kein Pfennig Zulage konnte mir gewährt werden, und man kann sich kaum vorstellen, wie ich mich einschränken mußte. Und trotzdem gelang es mir, so viele Ersparnisse noch zu machen, daß ich Unterricht in neueren Sprachen nehmen konnte. Es ist wahrlich kein beneidenswertes Los, das eines armen Lieutenants! Glücklicherweise kehrte ich bald zum Regiment zurück, wo mir die Direktion der etwas verwilderten Divisionsschule übergeben wurde, und als ich meine Aufgabe zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten gelöst, attachierte man mich an die Kommission, welche die topographischen Vermessungen in Schlesien und im Großherzogtum Posen vorzunehmen hatte. Doch leider war das Avancement damals beim Generalstabe nicht so schnell wie jetzt; — ich blieb sieben Jahre — sage sieben Jahre Hauptmann; doch fiel glücklicherweise gerade in diese sieben Jahre mein vierjähriger Aufenthalt (1835—1839) in der Türkei. Meine Briefe über Zustände und Begebenheiten dort sind nachmals veröffentlicht worden."

Aber weder auf diese Erlebnisse Moltkes im Orient noch auf seine Erfahrungen als Adjutant des Prinzen Heinrich in Rom können wir hier eingehen. Moltke wurde später nach Magdeburg versetzt, wurde Oberstlieutenant, Oberst, General — und immer noch war er dem Volke unbekannt. Erst das Kriegsjahr 1866 machte ihn populär, vom Tage von Königgrätz an war sein Name im Munde aller. Aber er blieb still und bescheiden.

„Ich habe eine Abneigung gegen Lobhudeleien," sagte im Gespräche nach der Heimkehr vom Feldzuge der bescheidene Mann, „wie . . . nun, wie gewisse Leute vor gewissen Tieren haben. Es macht mich für einen ganzen Tag verstimmt, so etwas zu hören. Ja! Der böhmische Feldzug ist ein erhabenes, ein unsterbliches Blatt in der Weltgeschichte, ein Ereignis, dessen

splitter über die Köpfe hinweg — die Schlacht von Königgrätz hatte ihren Anfang genommen.

Bei dem Dorfe Dub, das um acht Uhr erreicht wurde — es blitzte und krachte nun schon von allen Seiten her — verließ der König mit seinem Gefolge die Wagen. Man bestieg die bereit gehaltenen Pferde, der König seine prächtige Rappstute, die er später „Sadowa" nannte, Graf Bismarck seinen stattlichen großen Fuchs. Der König trug einen Offizierüberrock und Regenmantel, Bismarck trug die Uniform eines Majors des 7. schweren Landwehr-Reiter-Regiments. Der König ritt bis an den Rand einer Anhöhe. Vor ihm floß die Bistritz, unten im Grunde an der Straße nach Königgrätz lag Sadowa, dahinter ein Wald, von dem aus das Land zu den von österreichischer Artillerie dicht besetzten Höhenzügen von Lipa und Chlum aufstieg.

Immer heißer tobte die Schlacht. Nur Prinz Friedrich Karl, der Kommandeur der ersten Armee, und Herwarth von Bittenfeld, der Führer der Elbarmee, waren zur Stelle. Sie sollten nicht nur standhalten, sie sollten auch die ihnen an Zahl überlegenen Feinde aus ihren wohlverwahrten Positionen drängen. Anfänglich gelingt das auch, dann aber steht das Gefecht. Ja, schon will sich hier und da eine rückgängige Bewegung zeigen, so daß der heldenhafte Fransecky seine Division zurufen muß: „Nicht weiter Leute — nicht weiter zurück — hier sterben wir!" Schon sind auch die Reserven herangezogen worden.

„Ist der Kronprinz noch nicht da?" — so geht die ängstliche Frage von Mund zu Mund, und immer wieder richten sich die besorgten Blicke nach der Gegend, aus der man den Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete.

Es war ein Uhr mittags geworden. Die Schlacht war nun auf der ganzen Linie zum Stehen gekommen, zwölfhundert Geschütze speien ihre Geschosse donnernd in die Reihen, die preußischen Linien können jeden Augenblick durchbrochen werden. König Wilhelm bewahrt seine Ruhe auch in dieser schweren Stunde im Granatfeuer, dicht neben ihm hält ernst und kaltblütig Bismarck, den Überrock zurückgeschlagen, das Glas mit der Rechten haltend und immer wieder unter dem blanken Helmschirm in die Ferne schauend. Da beobachtet sein scharfes Auge dunkle Linien. Die Nächststehenden, darauf aufmerksam gemacht, halten die Linien für Ackerfurchen. Bismarck blickt noch einmal hinüber. „Das sind keine Ackerfurchen," erklärte er bestimmt. „Die Linien bleiben sich nicht gleich, sie bewegen sich vorwärts — das sind Heeressäulen."

Und es war so — bald meldeten heransprengende Offiziere den Anmarsch der kronprinzlichen Armee. Nun war auch wie mit einem Schlage das Gefechtsbild geändert.

Der Morgen des 3. Juli dämmerte herauf. Ein kalter Regen träufelte vom graudüsteren Himmel hernieder, über die Thäler zog ein niedriger Nebel hin. Schon um 5 Uhr brach das königliche Hauptquartier auf. Der König fuhr mit Moltke im offenen Wagen, im nächsten Wagen saß Graf Bismarck mit dem Legationsrat von Keudell. Auf allen Seiten zogen die



Der König und Bismarck bei Königgrätz.

Heeressäulen vorwärts. Wenn der König in die Nähe der Truppen kam, rief er ihnen sein „Guten Morgen, Grenadiere!“ zu und ein vollkräftiges, hundertstimmiges „Guten Morgen, Majestät!“ klang ihm zurück.

Es mochte inzwischen halb acht Uhr geworden sein, da ballte sich ein Klumpen von Rauch vor dem Gehölze auf der Hügelkette bei Sadowa zusammen, dann ein Blitz, ein dumpfer Krach. Zischend flogen die Granat=

splitter über die Köpfe hinweg — die Schlacht von Königgrätz hatte ihren Anfang genommen.

Bei dem Dorfe Dub, das um acht Uhr erreicht wurde — es blitzte und krachte nun schon von allen Seiten her — verließ der König mit seinem Gefolge die Wagen. Man bestieg die bereit gehaltenen Pferde, der König seine prächtige Rappstute, die er später „Sadowa" nannte, Graf Bismarck seinen stattlichen großen Fuchs. Der König trug einen Offizierüberrock und Regenmantel, Bismarck trug die Uniform eines Majors des 7. schweren Landwehr-Reiter-Regiments. Der König ritt bis an den Rand einer Anhöhe. Vor ihm floß die Bistritz, unten im Grunde an der Straße nach Königgrätz lag Sadowa, dahinter ein Wald, von dem aus das Land zu den von österreichischer Artillerie dicht besetzten Höhenzügen von Lipa und Chlum aufstieg.

Immer heißer tobte die Schlacht. Nur Prinz Friedrich Karl, der Kommandeur der ersten Armee, und Herwarth von Bittenfeld, der Führer der Elbarmee, waren zur Stelle. Sie sollten nicht nur standhalten, sie sollten auch die ihnen an Zahl überlegenen Feinde aus ihren wohlverwahrten Positionen drängen. Anfänglich gelingt das auch, dann aber steht das Gefecht. Ja, schon will sich hier und da eine rückgängige Bewegung zeigen, so daß der heldenhafte Fransecky seine Division zurufen muß: „Nicht weiter Leute — nicht weiter zurück — hier sterben wir!" Schon sind auch die Reserven herangezogen worden.

„Ist der Kronprinz noch nicht da?" — so geht die ängstliche Frage von Mund zu Mund, und immer wieder richten sich die besorgten Blicke nach der Gegend, aus der man den Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete.

Es war ein Uhr mittags geworden. Die Schlacht war nun auf der ganzen Linie zum Stehen gekommen, zwölfhundert Geschütze speien ihre Geschosse donnernd in die Reihen, die preußischen Linien können jeden Augenblick durchbrochen werden. König Wilhelm bewahrt seine Ruhe auch in dieser schweren Stunde im Granatfeuer, dicht neben ihm hält ernst und kaltblütig Bismarck, den Überrock zurückgeschlagen, das Glas mit der Rechten haltend und immer wieder unter dem blanken Helmschirm in die Ferne schauend. Da beobachtet sein scharfes Auge dunkle Linien. Die Nächststehenden, darauf aufmerksam gemacht, halten die Linien für Ackerfurchen. Bismarck blickt noch einmal hinüber. „Das sind keine Ackerfurchen," erklärte er bestimmt. „Die Linien bleiben sich nicht gleich, sie bewegen sich vorwärts — das sind Heeressäulen."

Und es war so — bald meldeten heransprengende Offiziere den Anmarsch der kronprinzlichen Armee. Nun war auch wie mit einem Schlage das Gefechtsbild geändert.



Preußische Dragoner attackieren österreichische Kavallerie.

„Der Kronprinz ist da! Nun vorwärts!" so tönte es durch die Reihen.

„Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!" ruft Roon frohen Herzens seinem Freunde zu.

Der alte König sprengte nun selbst in die vordersten Schlachtlinien vor. In unmittelbare Nähe des Königs schlugen die Granaten. Sein treuer Bismarck blieb immer dicht bei ihm. Er schrieb hierüber an seine Gattin: „Der König exponierte sich am 3. allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen anderer fruchteten nicht, und niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich es mir beim letzten Male, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10 Kürassieren und 14 Pferden neben uns sich blutend wälzte und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glücke nicht. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmiert über seine Truppen und mit Recht, so daß er das Sausen und Einschlagen neben sich gar nicht zu merken schien, ruhig und behaglich, wie am Kreuzberg, und fand immer wieder Bataillone, denen er danken und guten Abend sagen mußte, bis wir dann richtig wieder ins Feuer hineingeraten waren. Er hat aber so viel darüber hören müssen, daß er es künftig lassen wird, und Du kannst beruhigt sein: ich glaube auch kaum noch an eine wirkliche Schlacht."

Diese briefliche Angabe findet eine interessante Ergänzung in einer mündlichen Mitteilung Bismarcks, welche ein Ohrenzeuge veröffentlicht hat. Bismarck erzählte: „Der König hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gang des Kampfes gerichtet und achtete nicht im geringsten auf die ihn dicht umsausenden Granaten. Auf meine wiederholte Bitte, Majestät möge sich nicht so rücksichtslos dem mörderischen Feuer aussetzen, erhielt ich die königliche Antwort: ‚Der oberste Kriegsherr steht dort, wohin er gehört'. Erst später, als der König beim Dorfe Lipa persönlich das Vorgehen der Kavallerie befohlen hatte und die Granaten wieder um ihn herum niederfielen, wagte ich aufs neue zu bitten: ‚Majestät, da Sie keine Rücksicht auf Ihre Person nehmen, so haben Sie wenigstens Mitleid mit Ihrem Ministerpräsidenten, von dem Ihr getreues preußisches Volk seinen König fordern wird; im Namen dieses Volkes bitte ich: verlassen Sie diese gefährliche Stelle!' Da reichte mir der König die Hand: ‚Nun Bismarck, so lassen Sie uns weiter reiten!' Der König wandte auch wirklich seine Rappstute und setzte sie in einen so langsamen Galopp, gerade als wär's ein Spazierritt die Linden hinunter in den Tiergarten. Da zuckte es mir doch in Händen und Füßen — Sie alle und noch manche andere Leute kennen ja den alten heißblütigen Bismarck —, ich ritt meinen Dunkelfuchs dicht an die Sadowa heran und versetzte ihr einen kräftigen Stoß mit

meiner Stiefelspitze; sie machte einen Satz vorwärts, und der König blickte sich verwundert um. Ich glaube, er hat es gemerkt, aber er sagte nichts." In einem Brief vom 11. Juli schrieb Bismarck: „Bei Königgrätz ritt ich den großen Fuchs, 13 Stunden im Sattel ohne Futter. Er hielt sehr gut aus, schrak weder vor Schüssen noch vor Leichen, fraß Ähren und Pflaumblätter mit Vorliebe in den schwierigsten Momenten und ging flott bis ans Ende, wo ich müder schien als das Pferd." Wie der König, so brachte auch Bismarck die folgende Nacht in Horitz zu. Es fand sich zunächst kein Zimmer für ihn, da alles voll Verwundeter lag. So legte er sich denn unter der Vorhalle eines Wohnhauses auf das Straßenpflaster nieder, „ohne Stroh, mit Hilfe eines Wagenkissens." Hier fand ihn der Großherzog von Mecklenburg und lud ihn ein, mit ihm und drei anderen sein Zimmer zu teilen, „was ihm des Regens wegen sehr erwünscht kam." Das Benehmen der Soldaten konnte er nicht genug loben: „Unsere Leute sind zum Küssen, jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen; sonst könnte das alles nicht so sein."

Als der König am Abend der Schlacht seine braven Truppen begrüßte, brach ein nicht enden wollender Jubel los. „In welcher Aufregung ich war," so schrieb damals der König an seine Gemahlin, „kannst Du Dir denken! und zwar der gemischtesten Art! Freude und Wehmut! Endlich begegnete ich noch spät acht Uhr Fritz mit seinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite; ihm stürzten die Thränen herab, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Also völlige Überraschung! — — Einstens alles mündlich. Erst um elf Uhr war ich in Horitz, ohne alles, so daß ich auf einem Sofa kampierte."

Auf dem Schlachtfelde sah es gräßlich aus. Eine halbe Million Krieger hatte gegeneinander gekämpft, der Donner von 1500 Geschützen hatte den Erdboden weithin erzittern gemacht. Nahezu 7000 Tote deckten das Feld.

Aus dem siegreichen Lager aber erklang, von hunderttausend Stimmen gesungen, das Lied: „Nun danket alle Gott." — — —

Als Moltke am Abend der Schlacht den König traf, sagte er diesem: „Ew. Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen." Bismarck aber setzte hinzu: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wieder zu gewinnen."

Das Schlachtfeld rauchte noch, da traf schon von dem freundlichen

Makler Napoleon eine Depesche nachstehenden Inhalts ein: „Sire, die eben so raschen als glänzenden Erfolge Ew. Majestät haben Ereignisse herbeigeführt, welche mich nötigen, aus meiner Rolle vollständiger Unthätigkeit herauszutreten. Der Kaiser von Österreich kündigt mir an, daß er mir Venetien abtreten und meine Vermittelung annehmen wolle, um dem Kampf



Der König überreicht dem Kronprinzen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz den Orden „pour le mérite".

ein Ende zu machen, der sich zwischen Österreich, Preußen und Italien erhoben hat. Ich kenne die Hochherzigkeit Ew. Majestät sowie Ihr liebevolles Vertrauen zu mir zu gut, um nicht zu glauben, daß Sie, nach solchem Aufschwung Ihres Waffenruhmes, mit Genugthuung die Schritte begrüßen werden, die ich thun will, um Ihren Staaten wie Europa den Segen des

Friedens wiedergeben zu helfen. Wenn Ew. Majestät meinen Vorschlag genehmigt, so werden Sie ohne Zweifel angemessen finden, daß ein für Deutschland und Italien geschlossener Waffenstillstand unmittelbar den Weg der Verhandlungen eröffne. Euer Majestät guter Bruder Napoleon." Als König Wilhelm dieses telegraphische Schreiben des „guten Bruders" empfing, war sein erster Ausruf: „Unglaublich!"

Kaiser Franz Joseph hatte also, „der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Trieb", die Vermittlung des Franzosenkaisers gesucht, hatte Venetien, für das Italien als Bundesgenosse der Preußen kämpfte, dem Kaiser Napoleon abgetreten, damit dieser nun dieses Beutestück dazu gebrauchen sollte, Italien zum Frieden zu bewegen. Dann konnte Österreich seine dort beschäftigten Truppen zur Aktion gegen die Preußen verwenden und vielleicht die Niederlage wieder wett machen. Ein ganz netter Plan, der jedenfalls dem Kaiser Napoleon und seinen Franzosen schmeichelte. Aber Bismarck war auch noch da.

Es galt freilich Vorsicht. Und in diesem Sinne schrieb Bismarck an seine Gemahlin: „Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn."

So erklärte denn auch König Wilhelm in seiner Antwort vom 5. Juli, er nähme zwar die Vermittlung an, doch müsse auch Italien verständigt werden. So lange jedoch noch keine bestimmten Friedensbedingungen angenommen wären, würden seine Truppen ihren Vormarsch fortsetzen. Auch Italien erklärte, es wolle sich nichts schenken lassen; seine Truppen seien nunmehr nach mancher Niederlage auf erfolgreichem Vormarsch in das venetianische Gebiet.

Der aalglatte französische Botschafter Benedetti kam in das Hauptquartier und trat immer wieder mit Forderungen einer Gebietsabtretung als Belohnung für die Maklerdienste vor Bismarck. Ja, er stellte endlich im Namen seiner Regierung unumwunden das Ultimatum: „Mainz oder Krieg!"

„Gut!" versetzte Bismarck kaltblütig, „dann wählen wir den Krieg."

Aber Napoleon war auf den Krieg nicht vorbereitet, wie ihm das sein Kriegsministerium ehrlich erklärte. Jene Kriegsdrohung, ließ er darum Bismarck sagen, sei ihm während einer Krankheit durch seinen Minister Drouyn de Lhuys abgepreßt worden. Er sei ein friedlicher Mann! — Um dieser seiner Versicherung noch mehr Nachdruck zu geben, ernannte er Lavalette zum Minister und befahl ihm, in einem Rundschreiben vom



Des Königs Räte.

Roon. Bismarck. Moltke.

16. September 1866 zu erklären: „Der Kaiser glaubt nicht, daß die Größe eines Landes von der Schwächung der Völker abhänge, die es umwohnen; und er sieht kein wahres Gleichgewicht als in den befriedigten Wünschen der europäischen Nationen.“

Zwei Dinge waren hiernach allen denen, die in die geheime Geschichte jener Tage eingeweiht waren und insonderheit Bismarck klar: daß Napoleon von einem maßlosen Appetit auf das linke Rheinufer gepeinigt wurde, und daß er viel, sehr viel von seiner alten Geschicklichkeit verloren hatte. Seitdem fürchtete ihn Bismarck nicht mehr.

Während aller dieser Verhandlungen war das preußische Heer stetig vorwärts gerückt. Die Vorposten standen an der Donau, und die Stadt Wien lag den Siegern zu Füßen. Der Kaiser hielt Heerschau über die Truppen, die der Hauptstadt zunächst standen. Dabei erreichte er eine Anhöhe, auf welcher Generalstabsoffiziere sich eine Hütte, behufs der Beobachtung, eingerichtet hatten. Der König verließ seinen Wagen und trat in die Hütte. Dann nahm er ein Fernglas und betrachtete lange, lange die Kaiserstadt, die sich vor seinen Füßen ausbreitete. Seine Umgebung war ehrerbietig zurückgewichen. Da stand er, der siebente König von Preußen, nach einem beispiellos kurzen und durchaus siegreichen Feldzug, wohin sein Vorfahr Friedrich II. nach drei schweren und blutigen Kriegen nicht hatte gelangen können! —

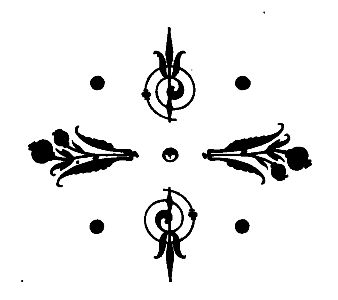
Es lohnt sich für uns nicht, auf die Friedensverhandlungen näher einzugehen. In Nikolsburg, einem mährischen Städtchen, wurde man über die Bestimmungen einig, die in dem Prager Friedensvertrag (23. August) unterzeichnet wurden. Durch diesen blieb Österreich im vollen Besitz seines Territoriums, mit Ausnahme von Venetien, das an Italien kam, übernahm aber eine Zahlung von 20 Millionen Thalern Kriegskosten und schied aus dem deutschen Bunde aus. Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt wurden preußisch. Sachsen blieb selbständig. Die norddeutschen Staaten erklärten ihren Beitritt in einen neu zu gründenden Bund.

Der König Wilhelm war nicht ganz mit dem Erfolg zufrieden, er schrieb sogar an den Rand der Vereinbarung die Worte: „Ich habe diese wenig ehrenvollen, den erfochtenen Siegen nicht entsprechenden Bedingungen nicht genehmigen wollen. Nachdem ich dieselben aber meinem Sohn und Thronfolger vorgelegt und dieser sich auf die Seite meines Ministerpräsidenten gestellt hat, bleibt mir nichts übrig, als meine Genehmigung zu erteilen.“

Diesmal war Bismarck der Besonnene. Er wußte, daß man viel aufs Spiel gesetzt hätte, wenn man des Königs Forderungen hätte durchdrücken wollen. Gewitterschwere Wolken drohten nicht nur von Frankreich, sondern

auch von Rußland her. Kam doch der aufdringliche Benedetti noch am 26. Juli morgens, gerade als Bismarck den Vertrag unterzeichnen wollte, wieder mit der Forderung um eine kleine Entschädigung auf dem linken Rheinufer. „Machen Sie mir heute keine amtliche Mitteilung dieser Art!" herrschte ihn Bismarck an und unterzeichnete den Vertrag, der den Frieden sicherte.

Der König war seinen drei Räten: Bismarck, Moltke und Roon von Herzen dankbar. Als die Friedensurkunde vollendet war — am 28. Juli — sprang der König auf und umarmte und küßte, dankend und weinend, mit vielen beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann Roon und Moltke. Das war gewiß für diese drei Männer der schönste Lohn für alle Fährlichkeiten und Mühsalen und Sorgen, die der Krieg gebracht hatte.



Bismarck im norddeutschen Reichstage.



Leopold, Prinz von Hohenzollern.

Neuntes Kapitel.

Bismarck als Bundeskanzler.
(1867—1870.)

Das neue Haus ist eingericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall hinein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus!

Zimmerspruch von L. Uhland.

Bald nach dem Abschluß der Friedensbedingungen trat König Wilhelm mit seinem Gefolge die Rückreise nach

Berlin an, wo er am 4. August anlangte. „Wir sind rascher wiedergekommen, als wir dachten," sagte Bismarck zu einem ihn begrüßenden General; „heute vor fünf Wochen reisten wir ab, eigentlich war schon vor drei Wochen alles fertig." — „Der einzige Rechenfehler, den Sie gemacht haben, Excellenz!" versetzte der General schlagfertig.

Es war allerdings viel erreicht worden — aber es war doch noch viel zu erstreben; denn nach den Waffenthaten des Heeres galt es nun eine geschickte Arbeit am Bau der deutschen Einheit, es galt auch, Mäßigung zu üben. Hatte man vor dem Kriege alle Hebel gegen Bismarck in Bewegung gesetzt, so konnte man nun nach dem Kriege die Forderungen garnicht hoch genug stellen.

Ja, in der nächsten Nähe des Königs agitierte man dafür, den Krieg fortzusetzen. Bismarck war entschieden dagegen. „Sie aber blieben dabei" — erzählt er selbst später — „und vergebens sprach ich noch einmal gegen den Plan. Da ging ich aus der Stube hinaus in die Kammer, die bloß durch einen Bretterverschlag getrennt war, schloß ab und warf mich aufs Bett, wo ich laut weinte vor nervöser Aufregung. Da wurden sie drüben nach einer Weile alle still, und die Sache ist danach unterblieben."

Insonderheit drängte die konservative Partei zur Ausnutzung der regierungsfreundlichen Stimmung des Volkes und zur Demütigung der Volksvertreter der Konfliktszeit. „Mit den Feinden wird man fertig," klagte Bismarck; „aber die Freunde!" Aber gerade jetzt zeigte Bismarck trotz seiner glänzenden Erfolge eine weise Mäßigung und Gerechtigkeit und brachte den widerstrebenden König dahin, den preußischen Landtag um nachträgliche Gutheißung oder, wie es hieß, Indemnität, anzugehen und damit den Konflikt zu lösen. Am 5. August, einem Sonntage, als die Mittagsglocken läuteten, trat der König im Weißen Saale des Schlosses vor die Abgeordneten. „Viel teures Blut," so sagte er, „ist vergossen, viele Tapfere betrauert das Vaterland, die siegesfroh den Heldentod starben, bis unsere Fahnen sich in einer Linie von den Karpathen bis zum Rhein entfalteten. Im einträchtigen Zusammenwirken werden Regierung und Volksvertretung die Früchte zur Reife zu bringen haben, die aus der blutigen Saat, soll sie nicht umsonst gestreut sein, erwachsen müssen ..... Über die Feststellung des Staatshaushaltes hat eine Vereinbarung mit der Landesvertretung in den letzten Jahren nicht herbeigeführt werden können. Die Staatsausgaben, welche in dieser Zeit geleistet worden sind, entbehren daher der gesetzlichen Grundlage, welche der Staatshaushalt, wie ich wiederholt anerkenne, nur durch das nach Art. 99. der Verf. Urkunde alljährlich zwischen meiner Regierung und den beiden Häusern des Landtags zu vereinbarende Gesetz erhält. Wenn meine Regierung gleichwohl den Staatshaushalt ohne diese gesetzliche Grundlage mehrere Jahre geführt hat, so ist dies

nach gewissenhafter Prüfung in der pflichtmäßigen Überzeugung geschehen, daß die Fortführung einer geregelten Verwaltung, die Erfüllung der gesetzlichen Verpflichtungen gegen die Gläubiger und die Beamten des Staates, die Erhaltung des Heeres und der Staatsinstitute Existenzfragen des Staates waren, und daß daher jenes Verfahren eine der unabweisbaren Notwendigkeiten wurde, denen sich eine Regierung im Interesse des Landes nicht entziehen kann und darf. Ich hege das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung insoweit zu erzielen, daß meine Regierung in Bezug auf die ohne Staatshaushaltgesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwillig erteilt, und damit der bisherige Konflikt um so sicherer zum Abschluß gebracht werde."

Bei diesen Worte brach ein begeisterter Jubel hervor, und am 3. September, als die Indemnitätsvorlage zur Beratung kam, wurde dieselbe mit 130 gegen 75 Stimmen angenommen und damit war der innere Friede wieder hergestellt. Ja, das Abgeordnetenhaus bewilligte sogar ein Geschenk von anderthalb Millionen Thalern an Bismarck, Roon, Moltke, Herwarth von Bittenfeld, Steinmetz und Vogel von Falckenstein.

Eine kurze Erholung fand Bismarck, dessen Gesundheit in Folge der Anstrengungen erschüttert war, in der stärkenden Luft der Insel Rügen, wohin er am 26. September reiste; aber schon am 1. Dezember kehrte er, sichtlich gestärkt, nach Berlin zurück.

Am 15. Dezember trafen die Bevollmächtigten von 22 deutschen Staaten in Berlin zur Konferenz zusammen. „Soll die neue Verfassung," so erklärte Bismarck, „die Mängel des alten Bundes vermeiden, so ist es nötig, die verbündeten Staaten durch Herstellung einer einheitlichen Leitung ihres Kriegswesens und ihrer auswärtigen Politik fester zusammenzuschließen und gemeinsame Organe der Gesetzgebung auf dem Gebiete der gemeinsamen Interessen der Nation zu schaffen." Am 7. Februar 1867 war über alle Punkte der Verfassung eine Vereinbarung in den Konferenzen hergestellt. Es fehlte derselben zu ihrer Gültigkeit nur noch die Genehmigung der Volksvertretung. Der am 12. Februar durch das allgemeine Stimmrecht und unter geheimer Abstimmung gewählte konstituierende Reichstag versammelte sich am 24. Februar in Berlin. Die vom König gehaltene Thronrede hatte einen kräftigen nationalen Klang und drückte die gerechte Befriedigung über die Erringung so hoher Erfolge aus. Der Vergangenheit wurde mit folgenden Worten gedacht: „Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich, nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern, in Zerrissenheit und Ohnmacht. Des Gewichts im Rate von Europa, des Einflusses auf die eigenenen Geschicke beraubt, ward Deutschland zur Wahlstatt der Kämpfe fremder Mächte,

für welche es das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab. Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wieder zu erringen. Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie diese Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Wert der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Notwendigkeit, die Einigung des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern ..... Die Ordnung der nationalen Beziehungen des Norddeutschen Bundes zu unseren Landsleuten im Süden des Main ist durch die Friedensschlüsse des vergangenen Jahres dem freien Übereinkommen beider Teile anheimgestellt. Zur Herbeiführung dieses Einverständnisses wird unsere Hand den süddeutschen Brüdern offen und entgegenkommend dargereicht werden, sobald der Norddeutsche Bund in Feststellung seiner Verfassung weit genug vorgeschritten sein wird, um zur Abschließung von Verträgen befähigt zu sein." Der König schloß mit den Worten: „Möge doch unser gemeinsames Werk, der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden. Der Segen Gottes aber, an welchem alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!" —

Der Verfassungsentwurf für den Norddeutschen Bund war durchaus ein Werk der Praxis. Die Hauptzüge desselben waren etwa diese: Die verbündeten Regierungen waren, wie in den Vereinigten Staaten im Senat oder in der Schweiz im Ständerat, so im Norddeutschen Bund im Bundesrat vertreten, das Volk im Reichstag, das Präsidium wurde nicht gewählt wie in jenen Republiken, sondern für immer der Krone Preußens übertragen. Dem Bundesrat und dem Reichstag war die Gesetzgebung zugewiesen; alle Regierungsvorlagen gingen durch den Bundesrat in den Reichstag; zum Bundesgesetz wurde eine Vorlage erst vermöge der Annahme derselben durch die Mehrheit beider Versammlungen. Der Bundesrat vertrat ebensowohl die Stelle eines Oberhauses als (besonders in seinen ständigen Ausschüssen) die von Fachministern, und übte, in Verbindung mit dem das Präsidium vertretenden und allein verantwortlichen Bundeskanzler, die oberste Regierungsgewalt aus. Das Präsidium hatte die Leitung der Diplomatie, des Heeres und der Marine unter sich und konnte im Namen des Bundes Krieg erklären und Frieden schließen. Der Bundesgesetzgebung, also der Beratung und Genehmigung des Reichstags, waren die Bundesfinanzen und das weite Gebiet des Verkehrswesens zugewiesen. Die Einberufung des Bundesrats und des Reichstags fand durch das Präsidium

statt; die Reichstagsabgeordneten wurden je auf drei Jahre gewählt; pflicht- und vertragswidriges Verfahren von Bundesgliedern wurde vom Präsidium und Bundesrat, in dringenden Fällen auch von jenem allein, durch Exekution, die bis zur Besetzung des Landes und Aufhebung der Landesregierung vorgehen konnte, geahndet.

Bismarck drängte den Reichstag beständig zur Eile, um ja das Werk nicht gehindert zu sehen. „Arbeiten wir rasch!“ sagte er. „Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können!“ Und Bismarck hatte Erfolg. „Wir sind entschlossen,“ sprach der Abgeordnete Miquel, „jedes Opfer, selbst der Freiheit, für den Augenblick zu bringen, welches wahrhaft nötig und wirklich notwendig ist für die Gründung des Bundes.“ Und der Abgeordnete Braun sagte: „Deutschland ist ein so hoch kultiviertes und reich entwickeltes Land, wie eins auf dem ganzen Erdenrunde; aber so lange wir die Einheit nicht gegründet haben, so lange haben wir einen Leib, aber keinen Kopf, — Arme und Beine, aber kein Gehirn, welches sie kommandiert.“ Tapferer noch klangen die Worte, mit denen der Freiherr von Vincke einem sächsischen Reichstagsmitgliede, welches Besorgnisse in Bezug auf die Stellung des Auslandes zum deutschen Einigungswerke geäußert hatte, entgegnete: „Man hat gesagt, der Verfassungsentwurf mache den Eindruck, als ob er mit der Hand am Degen geschrieben wäre. Das Ausland mag wissen, daß wir ihn, wenn er zur Verfassung geworden, auch mit der Hand am Degen zu verteidigen bereit sind. Der allmächtige Gott, der unsere preußische Fahne auf unsern Schlachtfeldern nicht hat sinken lassen, wird auch das deutsche Banner hochhalten. Wir, meine Herren, wollen es mit beiden Händen tragen bis zum letzten Atemzuge unseres Lebens!“

Der Verfassungsentwurf gelangte denn auch am 16. April 1867 mit 230 gegen 53 Stimmen zur Annahme; Bismarck wurde zum Bundeskanzler ernannt.

Von dem Bismarck zufallenden Ehrengeschenk kaufte derselbe im Frühjahr 1867 den ausgedehnten Grundbesitz Varzin unweit des Städtchens Schlawe in Hinterpommern, das ja im allgemeinen wenig Naturreize bietet, hier in Varzin aber doch sich von einer ganz anmutigen Seite zeigt. Bismarck hat hier oft Ruhe von der Arbeit und Erquickung in der Waldluft gesucht und gefunden. Der Bundeskanzler hat hier auch drei Papierfabriken und eine Branntweinbrennerei errichtet und also auch eine geschäftliche Thätigkeit entwickelt.

Gleich bei seinem ersten Besuch in Varzin passierte ihm etwas, das verdient, erzählt zu werden. Er war, damals den Leuten noch unbekannt, aus dem Eisenbahnzuge gestiegen und hatte auf einer Bank Platz genommen. Da näherte sich ihm ein ehrsamer, aber doch neugieriger Meister von Pfriem,

maß den Fremden vom Kopf bis zur Sohle, setzte sich leise auf das Ende der Bank, faßte sich ein Herz und fragte:

„Sie kommen wohl von Berlin?“

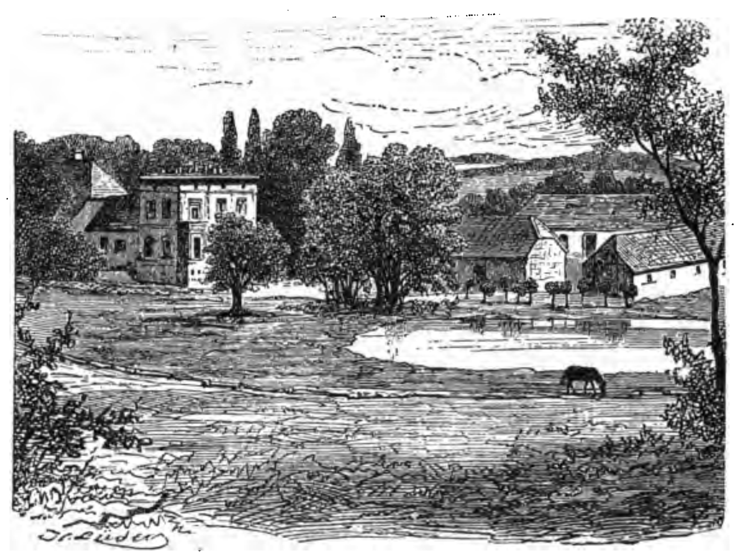
„So ist's. Wer sind Sie?“

„Ich bin der Schuhmachermeister X von hier — und mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich bin auch Schuster.“

„Schuster? ei, was Sie sagen! Da haben Sie wohl große Kundschaft in Berlin?“

„Ich danke, es geht.“



Varzin.

Ehe noch der Schuster seinen Wissensdrang weiter befriedigen konnte, trat ein Postbeamter in voller Uniform zu dem Fremden und meldete ehrerbietigst: „Die Extrapost steht bereit, Excellenz!“ —

In demselben Augenblicke kam die Postkutsche vorgefahren. Bestürzt erkannte der Mann aus Schlawe seinen Irrtum und den Fehler, den er sich gegenüber einem so hohen Herren hatte zu Schulden kommen lassen, und wollte mit gebeugtem Rücken einige Worte der Entschuldigung stammeln, aber dieser ließ ihn nicht zu Worte kommen, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Wenn Sie einmal nach Berlin kommen, besuchen Sie mich in meiner Werkstatt, Wilhelmsstraße Nr. 76. Auf Wiedersehen!“ —

„Fern von den wirren Gestaltungen des Lebens,“ so berichtet F. v. Köppen, „findet Bismarck hier die wohlthuende Landeinsamkeit und atmet erquickenden Waldfrieden. Hier braucht er keine Gesandten zu empfangen, keine Bureaugesichter zu sehen, keine Kammerreden zu hören. Varzin ist für ihn das ‚Reich im Kleinen‘. Sein Ministerium ist gebildet aus Förstern und Pächtern, Baumeistern und Fabrikanten, Gärtnern und Schäfern. Aber er selbst ist die leitende Seele, die treibende Kraft, und überwacht mit Strenge alle Zweige der landwirtschaftlichen und industriellen Verwaltung seines Reiches.

Einem Pächter, der zum Trunke neigte, kündigte Bismarck die Entlassung an.

‚Nee, Exlenz, doarut ward nischt!‘ versetzte der Pächter. ‚Ik heww mine Kuntrakt.‘

‚Ich werde Sie zwingen!‘

‚Na, det will ’k moal seihe.‘

Er behielt die Pacht und — trank nie einen Tropfen mehr.“ ....

Auch trübe Tage sah Bismarck in Varzin. Im Sommer 1868 lag er an einem Nervenleiden schwerkrank darnieder und seine Gemahlin brachte manche sorgenvolle Stunde an seinem Lager zu. Kaum war er genesen, da stürzte er bei einem Ritt sehr unglücklich vom Pferde und wurde wieder auf das Krankenlager geworfen. Wie richteten sich da besorgt die Blicke nach Varzin, und welche Freude war allerorten, als die Nachrichten von dort endlich besser lauteten! Denn Bismarck fing nun an, in Deutschland ein populärer Mann zu werden. — — —

Napoleon sah mit scheelem Auge auf das deutsche Einigungswerk. er kam deshalb wieder mit Forderungen. Diesmal wollte er Luxemburg oder Belgien. Bismarck gab zu, daß Luxemburg dem deutschen Reiche abgezweigt und als neutrales Gebiet erklärt würde. Bismarck wurde deshalb getadelt. Er aber entgegnete: „Wir haben alle die ungeheuren Verluste, all den Jammer und das Elend in den Tausenden von Familien erwogen. Denn Krieg bleibt immer Krieg, das Elend der vom Kriege ausgesogenen Länder, der Jammer der Witwen und Waisen, — alles das ist so schrecklich, daß ich für meine Person nur im alleräußersten Notfalle zu diesem Mittel greife. Wir glaubten, es könne der Krieg, je länger er verschoben, vielleicht ganz vermieden werden, sei es durch gewisse Ereignisse in Frankreich, oder daß das französische Volk zu der Einsicht käme, daß die beiden großen Nationen wahrlich Besseres zu thun hätten, als sich um die Grenzen zu streiten. Wir wollten Herren im eigenen Hause sein, aber die einmal gezogenen Grenzen nicht verrücken lassen. Wenn man freilich unsere Friedensliebe nicht anerkennen will und wenn uns der Krieg aufgezwungen wird, so werden wir ihn mit aller Kraft führen, und schon in der ersten

großen Schlacht, die voraussichtlich unter den Mauern von Metz geschlagen wird, werden wir den Franzosen an Zahl und auch an anderen Dingen bedeutend überlegen sein."

Auch sonst gab Bismarck seiner Friedensliebe wiederholt Ausdruck. Veranlaßt hat er, wie er selbst sagt, nur einen Krieg, den Krieg gegen Österreich im Jahre 1866. Diesen Krieg hielt er für nötig, um Deutschland vor Verfall zu schützen.

„Nach der Schlacht von Königgrätz," äußerte er 1868 in einem Privatgespräch, „war ich ganz allein für den Frieden. Alle waren gegen mich; es ist gar nicht zu sagen. Der König war ungehalten, die Generäle tobten über den Civilisten. Ich erklärte dem Könige: ich werde die Verantwortlichkeit der Fortsetzung des Krieges nicht auf mich nehmen und zurücktreten. Aber wenn der König trotzdem Krieg führen und meinethalben ein österreichisches Kaiserreich gründen und nach Konstantinopel ziehen wolle, so erbäte ich mir eine Stelle bei der aktiven Armee, um zu beweisen, daß es mir nicht am Mut fehle. Wir hatten damals die Cholera im Leib. Die Franzosen konnten eine Diversion in Süddeutschland machen. Der Sieg über sie hätte viel, auch deutsches Blut gekostet. Ich war der Meinung, wir haben eine Höhe erreicht, von wo aus die Wasser ganz von selbst abwärts fließen, ohne Gewalt."

Ein anderes Mal erzählte Bismarck: „Bei allen Ovationen beim Einzuge 1866 habe ich mich der Worte eines alten Kameraden auf dem Schlachtfelde erinnert: „Wäre es anders gekommen, so hätten die alten Weiber Sie mit Besenstielen totgeschlagen."

Den schärfsten Ausdruck hat der Reichskanzler seiner Friedensliebe in einem andern Privatgespräch gegeben, das er einmal mit einem Abgeordneten hatte. Was er damals sagte, ist geradezu merkwürdig und für seine Friedenspolitik im höchsten Grade bezeichnend. „Ich habe auf dem Schlachtfelde und, was noch schlimmer ist, in den Lazaretten die Blüte unserer Jugend dahinraffen gesehen durch Wunden und Krankheit; ich sehe jetzt aus diesem Fenster gar manchen Krüppel auf der Wilhelmsstraße gehen, der heraufsieht und bei sich wohl denkt, wäre nicht der Mann da oben und hätte er nicht den bösen Krieg gemacht, ich säße jetzt gesund bei Muttern. Ich würde mit diesen Erinnerungen und bei diesem Anblick keine ruhige Stunde haben, wenn ich mir vorzuwerfen hätte, den Krieg leichtsinnig oder aus Ehrgeiz oder auch aus eitler Ruhmessucht für die Nation gemacht zu haben. Ja, ich habe den Krieg von 1866 gemacht in schwerer Erfüllung einer harten Pflicht, weil ohne ihn die preußische Geschichte stillgestanden hätte, weil ohne ihn die Nation politischer Versumpfung verfallen und bald die Beute habsüchtiger Nachbarn geworden wäre, und stünden wir wieder, wo wir damals standen, würde ich entschlossen wieder den Krieg machen.

Niemals aber werde ich Sr. Majestät zu einem Kriege raten, welcher nicht durch die innersten Interessen des Vaterlands geboten ist."

Von diesen Gesinnungen beseelt, gab Bismarck 1867 in der Luxemburger Frage nach. Die Meinungen im Rate des Königs Wilhelm waren geteilt. Graf Moltke wollte nichts von einem Rückzuge der preußischen Garnison wissen. Er hielt den Krieg mit Frankreich für unvermeidlich und riet, ihn lieber sofort zu beginnen, als auf später zu verschieben. Bismarck aber widersprach auf das entschiedenste und ward von dem damaligen Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich III., unterstützt. Der Letztere sagte in jenen Tagen ganz erregt zu dem Reichspräsidenten Simson: „Sie haben den Krieg nicht gesehen: hätten Sie ihn gesehen, so würden Sie das Wort nicht so ruhig aussprechen. Ich habe den Krieg erfahren, und ich muß Ihnen sagen, es ist die größte Pflicht, wenn es irgend möglich ist, den Krieg zu vermeiden. In der That, Krieg zu machen, ist eine furchtbare Verschuldung. Sogar wenn ein Staatsmann die Notwendigkeit des Krieges voraussieht, darf er ihn nicht künstlich herbeiziehen. Sonst heißt das Gott versuchen. Aber den Krieg, wenn er kommt, erwarten und bestehen, das ist Mannespflicht."

Napoleon sah übrigens seine vergeblichen Bemühungen um Luxemburg als eine Niederlage an. Er rief aus: „Herr von Bismarck hat mich dupiert —, ein Kaiser der Franzosen darf sich nicht dupieren lassen."

Es galt also neue Versuche, und so kam denn der französische Bevollmächtigte Benedetti immer wieder auf Geheiß seiner Regierung mit neuen Vorschlägen, etwa, ob Napoleon nicht Belgien bekommen könnte. Bismarck sagte nicht ja und nicht nein; er that vielmehr so, als ob ihn der Plan interessiere.

Er selbst hat später dieses sein Verfahren damit entschuldigt, daß es die Pflicht eines Staatsmannes sei, seinem Lande Krieg zu ersparen. Wohl sei ein Bruch mit Frankreich unter dem Regimente Napoleons unvermeidlich gewesen, aber es hätten doch auch in Frankreich selbst Änderungen eintreten können. Alsdann konnte sich ein Kriegsaufschub als gleichviel wert mit einer wirklichen Kriegsbefreiung erweisen.

Wir wollen den Kanzler wegen dieses Verfahrens nicht tadeln. Doch wäre es vielleicht nicht unbedingt notwendig gewesen, den französischen Botschafter bis zu dem Grade zu täuschen, daß er einen eigenhändigen schriftlichen Entwurf jenes belgischen Plans in den Händen des Kanzlers ließ, um diesen Entwurf nachher zur Beschämung der Franzosen drucken zu lassen.

Als es nun Napoleon allmählich klar wurde, daß er mit Hilfe Preußens keinerlei Landzuwachs erwerben zu können hoffen durfte, sann

er darüber nach, wie er solches wohl, Preußen zum Trotz, ins Werk zu setzen vermöchte.

Auch auf die Hilfe fremder Mächte konnte Napoleon nicht rechnen.

Auf Rußland war kein großer Verlaß. Bereits im Januar 1868 machte Graf Benedetti von Berlin aus die französische Regierung darauf aufmerksam, daß die Sendung des General Manteuffel nach Petersburg ein inniges Verhältnis zwischen König Wilhelm und Kaiser Alexander herbeigeführt habe. In der Folge zeigte auch die Sendung eines Napoleonischen Lieblings, des General Fleury, nach Rußland noch deutlicher, daß von dorther für Paris nichts zu hoffen sei. — Österreich hatte wohl Lust, Rache für Sadowa zu nehmen, aber es hatte nicht die Macht.

Dänemark gab zu verstehen, daß es nicht ungern mit zu Felde ziehen werde, aber erst, wenn eine große französische Flotte in der Ostsee erschienen sei und eine entsprechende Landungsarmee ihren Fuß auf schleswigschen oder holsteinischen Boden gesetzt habe.

Der König von Italien aber war ganz außer stande, ein Kriegsbündnis mit Napoleon zu schließen, so lange eine französische Besatzung seine Italiener hinderte, Rom zu ihrer Hauptstadt zu machen.

Auf England endlich hatte man seit 1864 ganz aufgehört in Fragen, die das europäische Festland betrafen, irgend welche Rücksicht zu nehmen. So sah sich Napoleon denn — für den Anfang wenigstens — ausschließlich auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Um aber einen Krieg mit Deutschland erfolgreich führen zu können, dazu waren vor allem zwei Dinge notwendig: eine ausgezeichnete Armee und ein passender Vorwand.

Die ausgezeichnete Armee glaubte man in Frankreich um 1870 schon zu besitzen. Und in der That hatte sie, sonderlich hinsichtlich der Bewaffnung manche Vorzüge. Ihr Infanteriegewehr, das sogenannte Chassepot, trug dreimal so weit als die deutsche Zündnadelflinte, nämlich 1500 Schritt weit. Auch war man ziemlich reichlich mit einer neuen kaiserlichen Erfindung, den sogenannten Kugelspritzen oder Mitralleusen (einer Art Revolverkanone) versehen. Gewährleisteten solche Vorzüge nicht allein schon den Sieg? Hatten doch die gezogenen Kanonen den Franzosen 1859 in Italien gar viel zu ihren Siegen über die Österreicher beigetragen!

Außerdem stand an der Spitze des ganzen französischen Militärwesens ein Mann, der zwar einen etwas sonderbaren Namen, (Leboeuf oder „der Ochse!") führte, dafür aber die Empfehlung des verstorbenen Marschall Niel, des Überwinders von Sebastopol, für sich hatte.

Somit fehlte bloß noch der Vorwand. — Sollte man Belgien anfallen? Nein! Denn das würde die so gefürchtete „öffentliche Meinung" von ganz Europa in Harnisch gebracht haben. — Sollte man sich in die Beziehungen

zwischen Nord- und Süddeutschland einmischen? Das würde das deutsche Nationalgefühl mächtig aufgeregt und sicher zu einem Gesamtkriege aller Deutschen geführt haben. Und doch war es so wichtig, Bayern und Württemberg, wenn irgend möglich, von ihren Stammverwandten zu trennen! Wie brachte man nun eine solche Trennung am besten zu stande? Ohne Zweifel, wenn man eine Frage anregte, bei der bloß die Familie Hohenzollern beteiligt war.

Es ist vielfach vermutet worden, daß Louis Napoleon selber den Marschall Prim, ersten Minister des Regenten von Spanien, dazu veranlaßt habe, Verhandlungen mit dem Prinzen Leopold von Hohenzollern über die Annahme einer spanischen Thronkandidatur anzuknüpfen, und dies in keiner anderen Absicht als in der, einen passenden Vorwand zu einem Zweikampf mit Preußen in die Hand zu bekommen.

Sicher ist, daß Napoleon sich dieser Angelegenheit als einer guten Beute bemächtigte, gleich nachdem Marschall Prim sie aufs Tapet gebracht gebracht hatte. Bereits Ende März 1870 begab sich nämlich Graf Benedetti, da Bismarck nicht in Berlin war, zu Unterstaatssekretär Thile, um anzufragen, ob die hohenzollersch-primschen Gerüchte begründet wären. Herr von Thile gab dem Grafen sein Ehrenwort, daß er nichts davon wisse. Er sagte ohne Zweifel die Wahrheit; denn es ist nie Bismarcks schwache Seite gewesen, anderen Leuten Dinge zu erzählen, welche sie nichts angehen. Anfangs Mai kam Bismarck wieder nach Berlin, und Benedetti beeilte sich, nun den Minister zu fragen. Bismarck weigerte sich keineswegs, darauf einzugehen, behandelt die ganze Angelegenheit aber mit einer erstaunlichen Leichtigkeit. Die spanische Königsherrlichkeit, meinte er, würde ja doch blos eine ephemere (vorübergehende) sein, und überdies habe der Vater des Prinzen schon einen Souverän zu versorgen (den Prinzen Karl von Rumänien). Das sei eine gar teuere Sache! Übrigens würde Prinz Friedrich Karl nicht abgeneigt sein, das spanische Abenteuer zu bestehen, fügte er lustig hinzu. Aber das ginge wegen der Religion nicht, und ein Übertritt zum Katholizismus würde ihm in den Augen der Spanier nichts nützen.

Offenbar hatte Bismarck den Grafen Benedetti zum besten; denn so oft dieser auf die zu einer solchen Thronkandidatur erforderliche Zustimmung des Königs von Preußen zu kommen versuchte, machte Bismarck seine Bemerkungen über das viele Geld, das es dem alten Fürsten Hohenzollern kosten würde, und über ähnliche Dinge, und zwar mit einer so überlegenen Lustigkeit, daß Benedetti schlechterdings nicht wußte, was er sich daraus für einen Vers machen sollte.

Doch der neue französische Minister des Auswärtigen, Herzog Gramont, war nicht so leicht außer Fassung zu bringen. Er war vielmehr, samt seinem kaiserlichen Herrn, fest entschlossen, diese spanische Thronkan-

didatur zu einem Schlage gegen Preußen zu benutzen, der es, losgelöst von seinen deutschen Verbündeten, auf das Schlachtfeld bringen sollte. Darum befahl er dem französischen Botschafter, am 7. Juli nach Ems zu gehen, wo König Wilhelm ohne Bismarck zu treffen war. Dort sollte er dem König vorstellen, daß die Interessen Frankreichs durch die Kandidatur Hohenzollern verletzt würden, und ihn dann ersuchen, den Prinzen Leopold entweder durch seinen Befehl oder doch durch seinen Rat von dem bereits kundgegebenen Entschluß der Annahme jener Kandidatur zurückzubringen.

Unmittelbar, nachdem dieser Auftrag durch den Telegraphen an den Grafen Benedetti befördert war, fiel es dem Herzog Gramont bei, daß er in seiner Fassung doch zu gelind sei. Wie leicht konnte der preußische König auf die ihm so vorgetragene Bitte Benedettis „Ja" sagen und dem Prinzen Leopold raten, lieber zurückzutreten, um nicht Veranlassung zu irgend welchem Wirrsal zu bieten! Und damit wäre dann die ganze Sache erledigt und der kostbare Kriegsfall rein durch die Finger geglitten! Flugs setzte sich Herr Gramont an seinen Schreibtisch und verfaßte, noch um Mitternacht, einen Brief an seinen Botschafter, in welchem er seine vorher erteilten Anweisungen in einer solchen Weise verschärfte, daß ein Kind von sieben Jahren voraussehen konnte, König Wilhelm werde nimmermehr darauf eingehen. „Es ist absolut notwendig, daß Sie eine kategorische Antwort samt ihren natürlichen Konsequenzen erhalten" — so schrieb er. „Dies hier ist die einzige, die uns genugthun und den Krieg zu verhindern vermöchte: ‚Die Regierung des (preußischen) Königs mißbilligt die, seitens des Prinzen von Hohenzollern geschehene Annahme nnd erteilt ihm den Befehl, seinen, ohne königliche Erlaubnis gefaßten Entschluß in Erwägung zu ziehen!' .... Wir haben die größte Eile, weil wir im Falle einer ungenügenden Antwort bereits Sonnabend die Truppenbewegungen beginnen lassen müssen, um in vierzehn Tagen den Feldzug eröffnen zu können." Ja um gar keinen Zweifel hinsichtlich seiner eigentlichen Absichten bei dieser ganzen Verhandlung bestehen zu lassen, telegraphierte der Herzog am 9. Juli an Benedetti: Er solle den Prinzen Hohenzollern selber auch nicht einmal zu sehen versuchen! Der Kaiser wolle nicht, daß bei ihm irgend welche Schritte geschehen! —

Benedetti wußte jetzt gut genug, was man von ihm verlangte. So erbat und erhielt er denn noch am 9. Juli eine Audienz beim Könige Wilhelm. Doch hütete er sich, dabei mit dem von Gramont gestellten, höchst anmaßenden Verlangen ohne weiteres herauszurücken. Er fürchtete nämlich, er werde sonst den Eindruck erzeugen, man habe ihn zu keinem anderen Zwecke nach Ems geschickt, als um einen Bruch hervorzurufen. Deshalb beschränkte er sich zunächst darauf, den König zu bitten, er möge dem Prinzen von Hohenzollern, im Hinblick auf die in Frankreich über seine Kandi-

datur entstandene Bewegung von derselben abraten. König Wilhelm gab zu, daß er den Entschluß des Prinzen, eine etwa auf ihn fallende Wahl anzunehmen, gebilligt habe. Doch sei dies von ihm in seiner Eigenschaft als Familienhaupt, nicht in seiner Eigenschaft als König von Preußen geschehen. Übrigens seien die beiden Fürsten Hohenzollern, der Vater und der Sohn, bereits von dem Eindruck unterrichtet, den diese Angelegenheit in Frankreich gemacht habe. Entschlössen sie sich, ihre Bewerbung zurückzunehmen, so würde er — der König — dem zustimmen. Jedenfalls müsse man ihre Antwort abwarten.

Kaum hatte aber Graf Benedetti telegraphischen Bericht über diese Erklärungen des Königs nach Paris abgestattet, als auch schon die folgende Antwort des Herzogs von Gramont bei ihm eintraf:

„Wir können nicht mehr warten! Während der König Sie von Stunde zu Stunde unter dem Vorwand hinhält, sich mit dem Prinzen Hohenzollern in Einverständnis zu setzen, ruft Preußen seine Reserven unters Gewehr und gewinnt so einen kostbaren Vorsprung. Um keinen Preis können wir unseren Gegnern heute dieselben Vorteile lassen, die im Jahre 1866 so verhängnisvoll für Österreich gewesen sind. . . . Wir müssen anfangen! Wir erwarten nur Ihre Depesche, um die 300,000 Mann zu den Fahnen zu rufen, die zu den Fahnen zu rufen sind. Ich bitte Sie dringend, schreiben Sie oder telegraphieren Sie mir etwas ganz Klares. Will der König dem Prinzen von Hohenzollern die Verzichtleistung nicht anraten, wohl, so ist das der sofortige Krieg, und wir sind in einigen Tagen am Rhein!"

Infolge dieser neuen, so dringenden Aufforderung erbat sich Graf Benedetti am 11. Juli abermals ein Audienz. Er ersuchte den König diesmal noch lebhafter, dem Prinzen Hohenzollern einen Verzicht auf seine Thronkandidatur anzuraten. Ja, er fügte hinzu, daß ein solcher Rat im Wesentlichen als ein Befehl werde angesehen werden. Der König ließ sich indes nicht aus der Fassung bringen. Er wiederholte dem Botschafter, daß eine Verzichtleistung, wie die gewünschte, nicht von ihm, dem Könige, sondern nur von Prinz Leopold selbst ausgehen könne, da ja auch die Annahme vom Prinzen geschehen sei. Er hoffe, noch diesen Abend oder Morgen früh von Prinz Leopold Antwort zu erhalten. Alsdann werde er, der König, ihm, dem Botschafter, auch bestimmten Bescheid geben. Als Benedetti hierauf immer heftiger drängte, sagte der greise König: Er wollte ja nichts als einen kurzen Aufschub, um sich der Gesinnungen der beiden Hohenzollern zu versichern! Wolle man ihm den nicht bewilligen, so mache das den Eindruck, als wenn man die Absicht hätte, einen Zusammenstoß hervorzurufen.

Mittlerweile war ein neues Schreiben des heftigen Herzogs nach Ems gelangt. Darin erklärte Gramont, daß die Sprache Benedettis dem alten

Könige gegenüber, hinsichtlich der Festigkeit, der Stellung nicht mehr entspreche, welche die kaiserliche Regierung genommen. „Man muß" — so fährt er fort — „stärker auftreten. Wir können die Unterscheidung zwischen dem Könige und seiner Regierung nicht zulassen, die man Ihnen auseinandergesetzt hat. Wir fordern, daß der König dem Prinzen von Hohenzollern das Verbleiben bei seiner Thronbewerbung verbiete. Und wenn wir morgen keine entscheidende Antwort haben, so werden wir das Stillschweigen oder die Zweideutigkeit (womit man uns begegnet) als eine Weigerung ansehen!"

Unmittelbar nachdem Graf Benedetti diese Weisung empfangen, zeigte der spanische Gesandte in Paris dem Herzog von Gramont an, daß Prinz Leopold auf seine Thronbewerbung verzichte. Da aber König Wilhelm dem französischen Botschafter bereits am 9. Juli erklärt hatte, er werde seinerseits eine etwa eintretende Verzichtleistung des Prinzen Leopold billigen, so war die ganze Sache — nach der Meinung aller Vernünftigen — damit erledigt. Sagt doch Graf Benedetti in seiner Schrift, der wir vieles hier Mitgeteilte entnommen haben: „Sollten wir die Genugthuung, die uns in solcher Weise geboten wurde, als unzureichend betrachten? Ich für mein Teil habe nicht so gedacht, und nichts in den Depeschen, die ich von Paris her erhalten hatte, ließ mich vermuten, daß die Regierung des Kaisers anders darüber urteilte! Nach meiner Überzeugung war das, was uns zu erhalten wichtig war, die Verzichtleistung des Prinzen, bekräftigt durch die Zustimmung des Königs! Und dieses Resultat waren wir sicher zu erreichen."

So standen die Sachen, als — am 12. Juli abends — eine neue telegraphische Depesche von Paris bei Benedetti in Ems anlangte, die ihn anwies, vom Könige Wilhelm nicht bloß die Bewilliguug der bereits geschehenen Verzichtleistnng des Prinzen Leopold, sondern auch die Versicherung zu verlangen, daß er — der König — seine, des Prinzen Kandidatur, wenn sie etwa in Zukunft wieder auftauchen sollte, nie wieder gut heißen werde.

Um dieses neue Zugeständnis — denn so nennt es selbst Graf Benedetti — vom Könige zu erpressen, erbat sich der französische Botschafter am 13. Juli abermals eine (die dritte) Audienz. Der König hatte noch keine direkte Nachricht vom Prinzen Leopold. Benedetti teilte ihm deshalb die von Paris durch Vermittlung des spanischen Gesandten gekommene Kunde von der prinzlichen Verzichtleistung mit und erklärte zugleich, daß, wenn Seine Majestät selbige billigten, damit den Forderungen Frankreichs für die Gegenwart genug gethan sei. Um indessen das Interesse Frankreichs auch für die Zukunft zu wahren, bäte er, der König wolle versprechen, wenn der Prinz je wieder auf seinen alten Plan zurück käme, ihn durch sein, des

Königs, Ansehen daran zu hindern. Das war dem alten Herrn denn doch zu viel. Er erwiderte dem Botschafter, daß er eine solche Erklärung niemals abgeben werde. Vielmehr behalte er sich für einen solchen Fall das Recht vor, die Umstände zu Rate zu ziehen.

Der König war, nach dem Urteile Bismarcks und seiner Minister, ja nach dem Urteil der meisten Deutschen, bereits über die Grenze der wünschenswerten Nachgiebigkeit hinausgegangen. Er konnte nicht einen Schritt, ja nicht einen Zoll, weiter rückwärts. Wenn der Herzog von Gramont trotzdem auf seiner abenteuerlichen Forderung beharrte, so war klar, daß er die obwaltende Schwierigkeit unter allen Umständen als einen Kriegsgrund ausnutzen wollte. Und Gramont beharrte darauf. —

Zunächst that der König noch ein übriges und schickte seinen Flügeladjutanten Prinz A. Radziwill um 2 Uhr nachmittags, den 13. Juli, zu Benedetti. Er habe vor einer Stunde — so ließ er ihm sagen — durch schriftliche Mitteilung des Fürsten Hohenzollern die Bestätigung dessen erhalten, was ihm der Graf des Morgens in betreff der Verzichtleistung des Prinzen Leopold auf die spanische Thronkandidatur, als direkt aus Paris erfahren, mitgeteilt hätte. Der König sähe hiermit diese Angelegenheit als abgemacht an.

Graf Benedetti erwiderte, der ihm erteilten Anweisungen gemäß, er bäte trotz der ihm eben gemachten Mitteilung noch um eine (vierte) Audienz beim Könige, um ihm nochmals diesen Doppelwunsch der Regierung vorzulegen:

1) Die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern zu bestätigen und 2) die Versicherung zn erteilen, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht wieder aufgenommen werden würde.

Prinz Radziwill meldete dem Könige, was ihm Benedetti gesagt hatte, und kam in kurzem mit dem Bescheid zurück: „Daß Seine Majestät die Verzichtleistung des Prinzen Leopold in demselben Sinne und in demselben Umfange approbierten (d. i. billigten), in dem Seine Majestät dies vorher mit der Annahme dieser Kandidatur gethan hätten. . . . In Betreff des zweiten Punktes, der Versicherung für die Zukunft, könne sich Seine Majestät nur auf das berufen, was allerhöchst derselbe dem Grafen des Morgens erwidert hätten.“

Graf Benedetti nahm diese Botschaft zwar dankbar entgegen, bemerkte aber, er müsse in betreff des zweiten Punktes seine Bitte um eine nochmalige Unterredung mit Seiner Majestät aufrecht erhalten. — Hierauf ließ denn der König dem zudringlichen Botschafter durch denselben Flügeladjutanten um 5 Uhr abends sagen: „Er müsse es entschieden ablehnen, in betreff dieses letzten Punktes (bindende Verpflichtungen für die Zukunft) sich in weitere Diskussionen (d. i. Unterhandlungen) einzulassen. Was er heute

morgen gesagt, wäre allerhöchst sein letztes Wort in dieser Sache, und er könne sich lediglich darauf berufen."

Den Wunsch des Grafen Benedetti, sich beim Könige bei seiner Abreise zu verabschieden, gewährte derselbe übrigens, indem er ihn auf dem Bahnhof am 14. Juli im Vorübergehen begrüßte.

Der Form nach war also weder der König von Preußen von Benedetti,



Verabschiedung des französischen Gesandten.

noch Benedetti durch den König von Preußen beleidigt. Wenigstens war dies die Auffassung der beiden Beteiligten. Schrieb Graf Benedetti doch schon im November 1870 an einen Freund: „Ich bin zu Ems weder der Beleidiger noch der Beleidigte gewesen. Der König selbst war überrascht, als er von den Fabeln Kenntnis erhielt, die in gewissen Zeitungen veröffentlicht wurden."

Der Sache nach hatte sich freilich ein unheilbarer Bruch vollzogen.

Denn der Herzog von Gramont hatte von dem preußischen Könige unter Drohungen eine Zusicherung gefordert, und der preußische König hatte sie entschieden verweigert.

Dieser Bruch war es gerade, den der französische Minister brauchte und suchte. Aber merkwürdig! Kaum hatte Gramont, oder vielmehr Napoleon, was er wünschte; da begann er auch schon zu fühlen, daß seine Errungenschaft viel weniger wert war, als er anfangs gedacht hatte. Ja, wenn Leopold nicht verzichtet, und wenn König Wilhelm diese Verzichtleistung nicht bestätigt hätte!! Nun hatte aber Prinz Leopold verzichtet, und König Wilhelm hatte seine Verzichtleistung bestätigt! Der Rest, der dem armen Gramont oder vielmehr dem armen Napoleon blieb von seinem schnöden Kriegsgrunde, war kein anderer als dieser: König Wilhelm hatte sich nicht zur Vorsehung Spaniens aufwerfen, hatte nicht versprechen wollen, er werde alle seine Familienangehörigen in Ewigkeit hindern, sich von den spanischen Cortes zum König wählen zu lassen.

Welch kümmerlicher Rest eines Kriegsgrundes!

Doch was fragte das französische Volk darnach? Genug es gab Krieg! Den allervolkstümlichsten Krieg, der gedacht werden konnte, den Krieg mit Preußen!! Als daher General Leboeuf einen Gesetzentwurf einbrachte, dessen erster Artikel lautete: Die Mobilgarde (Landwehr) wird in Thätigkeit gesetzt; und der zweite: Es sollen Freiwillige angeworben werden; fand er rauschenden Beifall. Ja, dieser Beifall steigerte sich zum Entzücken, als Marschall Leboeuf zur Begründung seines zweiten Vorschlags nichts weiter sagte als dies: „Es giebt in Frankreich viele junge Leute, welche das Pulver lieben, wenn auch nicht die Kaserne."

Wenn es wahr ist, daß der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich nur eine Frage der Zeit war; wenn es ferner wahr ist, daß das Ringen zwischen Napoleon und Bismarck sich in den Jahren 1866 bis 1870 darum drehte, wer von beiden imstande sein würde, den andern unter ungünstigen Verhältnissen zum Kriege zu nötigen; — so hatte Bismarck gesiegt. Denn so günstig die Lage Frankreichs, auch den süddeutschen Staaten gegenüber, gewesen wäre, wenn König Wilhelm die Kandidatur hartnäckig aufrecht erhalten hätte; so ungünstig wurde sie in dem Augenblick, in dem er sie fallen ließ. In demselben Augenblick war der hübsch ausgedachte Kriegsgrund zerstoben. Nur blinde Ungeduld konnte die Einbildung nähren, er sei noch wirklich vorhanden. Napoleon III. handelte hier wie jener Knabe, welcher die Gartenthür offen sah und einen heftigen Anlauf nahm, um zu den Äpfeln zu kommen. Während er noch im Laufen ist, wirft jemand die Thür ins Schloß. Aber der Knabe merkt es nicht, sondern rennt und rennt, bis er mit der Nase gegen die Bretter stößt und blutend zur Erde stürzt. —



König Wilhelm in seinem Arbeitszimmer.



Feldmarschall Mac Mahon.

Zehntes Kapitel.

Die ersten deutschen Hiebe.

(1870.)

Da braust ein Ruf wie Donnerhall
Vom Fels zum Meer, und überall,
So weit er schallt im deutschen Land,
Da stimmen deutsche Männer ein:
„Fest steht und treu die Wacht am Rhein! —
Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein, —
Wir alle wollen Hüter sein!" —

König Wilhelm hatte des Tages Last und Hitze getragen. Er durfte wohl auf einen friedlichen Lebensabend hof-

fen. Hatte er doch nach Psalm 90 ohnehin nicht mehr viele irdische Jahre vor sich. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Der Mann, der sechzig Jahre lang bescheiden und ohne Hoffnung auf eine besonders herrliche Laufbahn gedient, der alsdann in sieben Jahren Größeres durchgemacht hatte, als die meisten Menschen in siebenzig, der Mann, den Gott zweimal (1849 und 1861) vor der Kugel des Mörders bewahrt; — der Mann sollte in seinem 74. Jahre noch Dinge erfahren, wie sie kein Deutscher seit Friedrich Rotbart erlebt hatte. — Es war am 15. Juli 1870, da fuhr der alte König von Ems nach Berlin. In Brandenburg an der Havel traf er den Kronprinzen, Graf Bismarck und die Generale von Roon und von Moltke, die ihm per Extrazug von Berlin aus entgegengekommen waren. Als sie dann vom Potsdamer Bahnhof nach dem Palais fuhren, waren die Straßen dichtgedrängt voll Menschen, die ihrem Könige zujauchzten.

Es folgten nun Tage voll leuchtender Begeisterung — Tage, die an das Jahr 1813 erinnerten. Ganz Deutschland erhob sich! Kein Deuteln an den geschlossenen Verträgen zu Schutz und Trutz, kein Schwanken und Zweifeln!

„Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer,
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr;
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains,
Vergessen ist der alte Span,
Das deutsche Volk ist eins!

Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd — ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's jetzt nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!"

Schon am 16. Juli trat der Norddeutsche Bundesrat zusammen. Graf Bismarck legte ihm klar und eingehend den Gang der Verhandlungen mit Frankreich vor, indem er zugleich hervorhob, daß der von Frankreich Deutschland aufgezwungene Krieg eine schwere Versündigung an den Interessen der Menschheit sei. Die öffentliche Meinung Deutschlands habe dies tief empfunden, wovon die Erregung des deutschen Nationalgefühls Zeugnis gebe. Er schloß mit den Worten: „Es bleibt keine Wahl mehr als der Krieg oder die der französischen Regierung obliegende Bürgschaft gegen die Wiederkehr ähnlicher Bedrohungen des Friedens und der Wohlfahrt Europas." Im

Namen der königlich sächsischen Regierung erklärte der Freiherr von Friesen hierauf das Einverständnis mit allen bisherigen Schritten des Bundespräsidiums und mit der von Preußen kundgegebenen Auffassung der Sachlage. „Frankreich will den Krieg. Möge er denn möglichst schnell und kräftig geführt werden.“ Einstimmig traten die Bevollmächtigten der anderen Bundesregierungen der Erklärung Sachsens bei.

Drei Tage darauf, also am 19. Juli, eröffnete der König den Reichstag. Nachdem er das Verfahren Frankreichs während der letzten Wochen geschildert, fuhr er fort: „Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet; heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Es ist keine Überhebung, welche mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.“

Unmittelbar nach der Beendigung der Eröffnungsfeierlichkeit des Reichstages, um 1½ Uhr mittags, wurde dem Bundeskanzler die offizielle Kriegserklärung Frankreichs durch den französischen Geschäftsträger Le Sourd zugestellt. Während nun der norddeutsche Reichstag einen Kredit von 120 Millionen Thalern zur Kriegführung bewilligte, gingen die Rüstungen ihren ruhigen Gang.

Bayern und Baden hatte bereits am 16. Juli den Befehl zur Mobilisierung erlassen. Am 17. folgte Württemberg. So trat denn in der zweiten Hälfte des Juli eine deutsche Armee unter die Waffen, wie sie Europa nie zuvor gesehen hatte. Der norddeutsche Bund stellte in erster Linie 547,500 Soldaten, 12,800 Offiziere und 156,000 Pferde; Bayern 67,200 Soldaten, 1800 Offiziere und 15,000 Pferde; Württemberg 21,600 Soldaten, 450 Offiziere und 6000 Pferde; Baden endlich 16,200 Soldaten, 400 Offiziere und 5800 Pferde. Das gab eine Feldarmee von 652,500 Soldaten, 15,450 Offizieren und 182,800 Pferden.

Rechnet man dazu noch die sogenannten Ersatztruppen mit 222,800 und die in den Festungen und größeren Städten zurückgebliebenen Besatzungen mit 235,000, so betrug die Gesamtsumme der von Deutschland aufgerufenen und gerüsteten Krieger über elfhunderttausend. Was die Einteilung dieser Truppenmasse betrifft, so zerfiel die Feldarmee, die zunächst an die Grenze gesandt werden sollte, in 16 Armeecorps. Nämlich zwölf preußische, ein sächsisches (das sogenannte XII.; denn das preußische Gardecorps führt keine fortlaufende Nummer), zwei bayerische und eins, zu dem Württemberg den Grundstock gestellt hatte. Jedes dieser Armeecorps hatte etwa 30,000 Mann Infanterie und 90 Geschütze.

Während nun die Mobilmachung sonst, und noch 1866, etwa zwei Wochen in Anspruch nahm, war sie diesmal, Dank den ausgezeichneten Vorbereitungen des Ministers von Roon, schon am 8. Tage, das ist am 23. Juli, beendigt. Eine staunenswerte Leistung fürwahr! Man bedenke nur, daß allein jedes Artillerieregiment 478 Leute einzuziehen und 1491 Pferde zu kaufen hatte! —

Die mobilisierte Feldarmee wurde jedoch nicht ganz nach der französischen Grenze geschafft. Vielmehr blieb das 6. Armeecorps in Schlesien, um Österreich zu beobachten, dessen Haltung anfangs verdächtig schien. Außerdem verblieb das erste vorläufig in Berlin und das zweite in Pommern; denn man erwartete mit Bestimmtheit die Landung einer französischen Armee an der Nordküste. Endlich ließ man noch die Hälfte des 9. Armeecorps (die 17. Division) in Schleswig. Konnte man doch nicht wissen, welche Entschlüsse Dänemark im Angesichte des ausbrechenden Krieges fassen würde. Später wurden dann auch diese anfänglich im Lande zurückgelassenen Truppen nach Frankreich gezogen. Und zwar das 1., 2. und 5. Corps im August und die 17. Division im September. Die Truppen, welche Ende Juli auf den deutschen Eisenbahnen westwärts fuhren, umfaßten also zwölf und ein halbes Armeecorps. Eingeteilt wurden sie in drei Armeen. Zur ersten, die unter den Befehlen von Steinmetz stand, gehörte das 7. (Zastrowsche) und das 8. (Göbensche) Armeecorps. Also 61,000 Mann und 180 Geschütze. Zur zweiten, die Prinz Friedrich Karl kommandierte, das preußische Gardecorps unter Prinz August von Württemberg, das 4. Armeecorps unter Alvensleben I., das 3. märkische unter Alvensleben II., das 9. unter Manstein, das 10. hannöversche unter Voigts-Rhetz und das 12. sächsische unter Kronprinz Albert von Sachsen. Im Ganzen 206,000 Mann und 534 Kanonen. Zur dritten Armee, die dem Kronprinzen von Preußen untergeben war, gehörten endlich zwei preußische Corps, nämlich das 5. unter Kirchbach und das 11. unter Bose, zwei bayerische, von denen General von der Tann das eine und General von Hartmann das andere befehligte,

und ein württembergisch-badisches unter Werder. Die 3. Armee zählte also 180,000 Mann und 480 Geschütze.

Was hatte nun Frankreich dieser, anfangs August an seiner Grenze befindlichen Armee von 447,000 Mann und 1194 Kanonen entgegen zu stellen? Lange nicht so viel! Einmal bestand in Frankreich ja keine allgemeine Dienstpflicht, und so war die Anzahl der Bewaffneten, die es überhaupt stellen konnte, natürlich geringer. Dann waren aber die vorhandenen Organisationen so mangelhaft, daß es nicht möglich war, die aufgebotenen Bataillone in zwei Wochen auf ihren eigentlichen Kriegsstand (800 Mann) zu bringen. Sie mußten mit 6—700 Mann ins Feld rücken.

Infolgedessen zählte die französische Armee, welche jener deutschen in den ersten Tagen des August an der Saar und der Lauter entgegentrat, nicht mehr als 305,000 Mann mit 1000 Kanonen. Somit war sie um 142,000 Mann und 194 Geschütze schwächer als jene.

Wenn aber von zwei kämpfenden Parteien die eine an Zahl beträchtlich schwächer ist als die andere, und auch ihre einzelnen Streiter den Streitern der Gegenpartei an Tapferkeit nicht entschieden voranstehen; so ist entweder ihre Niederlage gewiß, oder der Befehlshaber der schwächeren muß durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit ersetzen, was ihm in anderer Hinsicht gebricht. So ersetzte Friedrich der Große von Preußen, sonderlich während seiner sieben schwersten Jahre (1756—1763), durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit, was ihm an Truppenzahl abging.

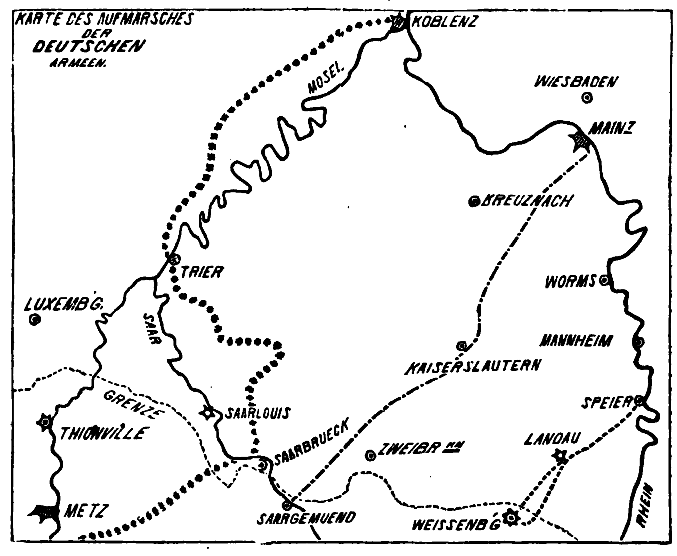
Auch Napoleon III. konnte so handeln. Denn wenn seine Armee am 15. Juli auch so wenig mobilisiert war wie die deutsche, so standen doch 40,000 Mann unter Frossard seit dem 1. Juli im Übungslager von Chalons. Wenn diese 40,000 am Tage der Kriegserklärung nach Straßburg geschafft wurden und den 17. Juli in Baden und Württemberg einbrachen; so gewann Napoleon damit drei erhebliche Vorteile: Einmal hinderte er die Mobilisierung der süddeutschen Truppen, löste vielleicht gar Württemberg aus seinem Bündnis mit Preußen. Dann führte er den Krieg, wenigstens vor der Hand, nicht auf eigene, sondern auf Feindes Kosten. Endlich aber gewann er seinen Soldaten jenen, nicht hoch genug zu schätzenden, Zuwachs an Eifer und Freudigkeit, der jedesmal die Folge eines siegreichen Anfangs ist.

Napoleon hat nicht so gehandelt. Sei es infolge körperlichen Unwohlseins während der entscheidenden Tage, sei es, weil sein abergläubisches Gemüt ihm vorspiegelte, seine Stunde sei noch nicht gekommen. Daß er nicht so handelte, war der erste ungeheure Vorteil, den Deutschland in diesem Kriege gehabt hat — ein Vorteil, den es weder seiner Schulbildung, noch auch seiner Kriegstüchtigkeit, sondern der Fügung Gottes verdankte.

Schon am 31. Juli verließ König Wilhelm die Hauptstadt, in seinem Gefolge der Bundeskanzler Bismarck. Am 2. August traf man in Mainz ein, wo das erste königliche Hauptquartier aufgeschlagen wurde. Wenige Tage darauf fielen bereits die blutigen Würfel. — — —

Drei kostbare Wochen hatte der französische Kaiser ungenützt verstreichen lassen. Nach Verlauf dieser drei Wochen war die deutsche Armee nicht allein mobil, sondern — Dank den unausgesetzten Anstrengungen der westdeutschen Eisenbahnen — auch auf dem linken Rheinufer konzentriert. Von diesem Augenblick an war der Vorteil entschieden auf ihrer Seite. Und sie hat diesen Vorteil bis ans Ende auszunutzen verstanden. —

Um nun auch dem, nicht mit jener Gegend bekannten Leser, eine Übersicht über die Bewegungen der Heere zu geben, setzen wir diese kleine Karte hierher:



***** 1. Armee, Steinmetz. —·—·— 2. Armee, Prinz Friedrich Karl.
------- 3. Armee, Kronprinz von Preußen.

Nach Moltkes Plan sollte nun die erste Armee unter Steinmetz von Trier her auf Saarbrücken marschieren die zweite unter Prinz Friedrich Karl ebendahin von Mainz und die dritte unter dem Kronprinzen von Speier über die Grenze auf die französische Stadt Weißenburg. Vorausgesetzt, daß alles gut ging, so beabsichtigte Moltke, mittelst der dritten Ar-

mee den französischen rechten Flügel hinter Weißenburg aufzurollen nnd gegen Metz hin zu werfen, die französischen Hauptkräfte um Metz aber mit der ersten und zweiten Armee erst dann anzugreifen, wenn die siegreiche dritte Armee südlich von Metz gekommen sein würde. Napoleon hatte nämlich seine Truppen so aufgestellt, daß als rechter Flügel Mac Mahon mit dem ersten Korps hinter Weißenburg lagerte, General de Failly mit dem fünften Corps hinter Bitsch, General Frossard mit dem zweiten bei Saarbrücken und die drei übrigen (das dritte, das vierte und die Garden) in der Nähe von Metz.

So wurden denn die ersten Lorbeeren dem Befehlshaber der aus Preußen und Bayern zusammengesetzten dritten Armee, dem Kronprinzen zu teil.

Prinz Friedrich Wilhelm Nikolaus ist am 18. Oktober 1831 im neuen Palais zu Potsdam geboren. Erzogen wurde er, wenn auch nicht gerade religiös, doch zu der Rechtschaffenheit und Nüchternheit seines Vaters. Auch wirkte auf die Ausbildung seines Geschmackes und seiner übrigen Neigungen seine Mutter, welche eine Verehrerin Göthes gewesen war. So bezog er, siebenzehn Jahre alt, auf ihren Wunsch, die Universität Bonn. Dort verlebte er gar fröhliche Tage. Von dieser seiner Studentenzeit her blieb ihm ein Zug unbefangener Munterkeit und Frische, der wohl hie und da bei griesgrämigen, militärischen Genossen einen kleinen Anstoß erregte. Als er die Universität verlassen hatte, trat er als Gemeiner in die Garde, wurde aber schon nach Jahresfrist zum Hauptmann befördert. Indes gelang es dem Einflusse seiner Mutter, eine abermalige Unterbrechung seiner militärischen Laufbahn möglich zu machen. Prinz Friedrich Wilhelm reiste — wie es die Überlieferungen Göthes und des Weimarschen Hofes geboten — nach Italien. Bereichert mit neuen Eindrücken und auch Kenntnissen, kehrte er zu seiner Soldatenarbeit zurück. Das nächste bedeutende Ereignis in seinem Leben war seine Verlobung.

Königin Viktoria selbst hat uns in ihren, mit ihrer eigenen Genehmigung veröffentlichten Denkwürdigkeiten erzählt, wie dieselbe zu stande kam. Es war an einem Sommertage des Jahres 1855, als Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzeß Viktoria einen der wildschönen haidekrautbedeckten Berge von Balmoral hinaufritten. Der Prinz fragte die Prinzessin so schüchtern, wie irgend ein deutscher Jüngling, ob sie die Seine werden wollte, und sie gab ihm ihr Jawort. Den 25. Januar 1858 war in London die Hochzeit. Nachdem der Erzbischof von Canterbury eine kurze Ansprache an das Brautpaar gehalten hatte, nachdem die Braut „I will" mit zitternder, und der Bräutigam das seine mit fester Stimme gesprochen; trat auf des Erzbischofs Frage: „Wer giebt dieses Weib diesem Manne zur Ehe?" der Prinz-Gemahl (Albert) vor und führte seine Tochter dem Erzbischof entgegen. Dann

nahm der Bräutigam die Hand der Prinzessin in seine Rechte und sprach, so daß jedermann in der Kapelle es hören konnte: „Ich, Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, nehme dich, Viktoria Adelaide Maria Luise, zu meinem angetrauten Weibe, dich zu besitzen und zu halten von diesem Tage an, in Glück und Unglück, in Reichtum und Armut, in Krankheit und Gesundheit, dich zu lieben und wert zu halten, bis der Tod uns scheidet, nach Gottes heiliger Fügung. Und darauf verpfände ich dir mein treues Wort." Dies sein Gelübde hat er treulich gehalten, obwohl es, bei dem energischen Charakter der Prinzessin, vielleicht nicht immer ganz leicht war. Wer die beiden Gatten mit ihren Kleinen auf der Pfaueninsel oder an einem anderen stillen Platze gesehen hat, wird auch den Eindruck empfangen haben, daß sie glücklich waren.

Als der Prinz-Regent Bismarck zu seinem ersten Minister berief, und nun der Streit mit der Landesvertretung ernster und ernster wurde, war Prinz Friedrich Wilhelm damit so wenig zufrieden, daß jeder, der damals Gelegenheit hatte, mit ihm zu verkehren, dem Bismarck sofortige Absetzung prophezeite, sobald Prinz Friedrich Wilhelm den Thron bestiege. Aber die Ereignisse erwiesen sich stärker als seine Neigungen. Im Jahre 1864, zur Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges, mochte er noch kein Kommando annehmen. Die ganze schleswigsche Angelegenheit schien ihm ein wenig bedenklich. Als aber, nach Eroberung der Herzogtümer, die Verhandlungen mit Österreich lebhafter wurden, als Graf Rechberg die Abtretung der schlesischen Grafschaft Glaz als Entgelt forderte, wenn Österreich auf sein Mitbesitzrecht an Schleswig-Holstein verzichten sollte; erklärte sich auch Prinz Friedrich Wilhelm für die Politik Bismarcks: „Lieber Krieg, als einen Fuß preußischer Erde abtreten!" — Als nun der Krieg näher und näher kam, übernahm er auch ein Kommando.

Unsere Leser wissen, wie der Kronprinz mit seinen 120,000 Mann aus den schlesischen Pässen hervorbrach; wie er durch den Rat Blumenthals und die Löwenkühnheit des alten Steinmetz unterstützt, unter den Augen Benedeks Nord-Böhmen besetzte; wie er dann seine Korps auf Königgrätz dirigierte; wie er die dort wütende Schlacht zum Siege entschied und endlich, noch um acht Uhr abends, seinem königlichen Vater begegnete. Der alte Herr überreichte dem siegreichen Sohne den Orden pour le mérite. Prinz Friedrich Wilhelm aber konnte sich der Thränen nicht enthalten, die ihm in seinen vollen männlichen Bart flossen. So groß war die Bewegung jenes Abends! Doch vielleicht sind nicht alle unsere Leser von jenem merkwürdigen Nachspiele unterrichtet, das auf den Feldzug von 1866 folgte — ein an sich zwar unscheinbares Nachspiel, das aber doch den natürlichen Edelmut des Prinzen in ein helles Licht zu stellen geeignet ist. Als Generalstabschef des Kronprinzen während des böhmischen Krieges hatte nämlich General-



Erstürmung des Ch[illegible]is

Nach dem Gemälde [illegible]on



Erstürmung des Ga

Nach dem Gemälde v



s Gaisbergschlößchens.
mälde von C. Röchling.

major Leonhardt von Blumenthal gedient, ein ungemein begabter und geschickter Offizier, der schon im Kriege gegen Dänemark ausgezeichnete Dienste geleistet hatte. Als nun die Armee des Kronprinzen durch Mähren südwärts marschierte, traf es sich, daß ein Brief des General von Blumenthal an seine Frau mit anderen Feldpostbriefen in die Hände des Feindes fiel. Es war dies ein Brief, wie ihn wohl ein siegesfroher Gemahl an seine bescheidene Ehehälfte zu schreiben geneigt ist: nicht besonders vorsichtig in der Wahl der Worte, aber ganz aufrichtig. „Unser Kronprinz versteht

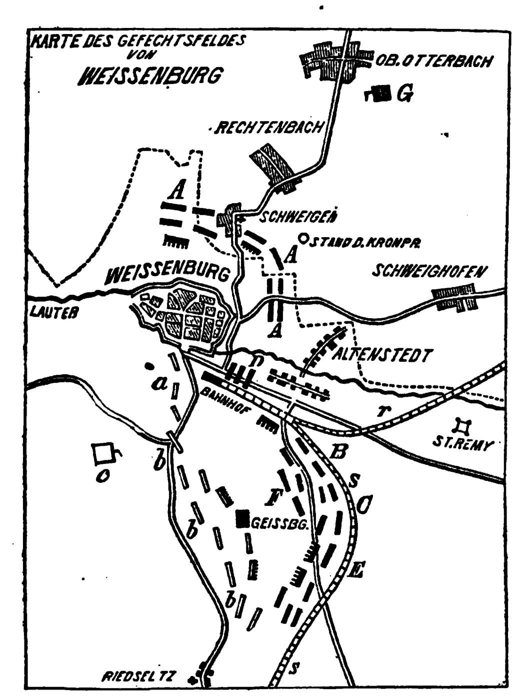


Kronprinz von Preußen.

nicht viel vom Kriege. Doch hat er eine gute Eigenschaft: er thut immer, was ich ihm sage!" Die Österreicher waren glücklich, ein so kompromittierendes Aktenstück zu besitzen, und ließen es augenblicklich drucken. Wirklich wurde der alte König auf General Blumenthal ernstlich böse und versetzte ihn den 20. September 1866 zu den „Offizieren der Armee", das heißt, in eine Art Ruhestand. Kronprinz Friedrich Wilhelm aber erklärte: Er begreife gar nicht, was man von Blumenthal wolle. Was Blumenthal an seine Frau geschrieben habe, sei die lautere Wahrheit. Er bäte doch sehr, ihn sofort wieder anzustellen. So unvermuteter und kräftiger Für-

sprache konnte denn auch der König nicht lange widerstehen: bereits am 30. Oktober ernannte er Blumenthal zum Kommandeur der 14. Division. Ja, er genehmigte es, daß sein Sohn den neuernannten Divisionskommandeur als seinen Reisebegleiter nach St. Petersburg mitnahm. —

Als die Trompete 1870 zum Kriege rief, erbat sich Prinz Friedrich Wilhelm keinen anderen als seinen lieben Blumenthal zum Chef seines Stabes. Ja, als sein Vater ihm für die Schlacht bei Wörth das eiserne Kreuz erster Klasse verleihen wollte, verweigerte er die Annahme. Er könne es nicht annehmen, wenn nicht auch seinem Generalstabschef, dem Generallieutenant von Blumenthal, dieselbe Auszeichnung zu teil werde. Die Anordnungen, welche Prinz Friedrich Wilhelm auf den Rat Blumenthals für den am 4. August beabsichtigten Vormarsch getroffen hatte, waren diese: Das bayerische Corps unter Hartmann geht auf Weißenburg, das 5. Corps auf Remy an der Lauter, das 11. über Steinweiler durch den Bienwald, das bayerische unter von der Tann endlich auf Langenkandel.



▬▬ Deutsche: A Division Bothmer vom 2. bayerischen Corps. B und C 5. Armee-Corps. D 3 Bataillone vom 5. Corps. E 11. Armee-Corps. F Königs-Grenadiere. G Kavallerie. ═══ Franzosen: a Turkos. b Division Douay. c Kavallerie. r Eisenbahn nach Landau. s Eisenbahn nach Straßburg.

Der Morgen des 4. August begann mit einem kühlenden Regen, und die marschierenden Preußen dachten an Königgrätz. „Heute giebt's etwas!" rief man sich einander zu. Östlich von Schweigen, auf einem erhöhten Punkte, hielt der Prinz mit seinem Stabe. An ihm vorüber marschierte das fünfte Corps gegen Remy. Da ertönten von der rechten Seite her die

ersten Schüsse. Die Avantgarde der bayerischen Division unter Bothmer hatte die Franzosen in ein Vorpostengefecht verwickelt, welches sich nach Weißenburg hinzog.

Aber ehe man sich's versah, waren sie hinter den Mauern von Weißenburg verschwunden. Nun drang das zehnte Jägerbataillon nach. Bald waren die Mauern erreicht. Sechs kühne Bayern erstiegen den Wall. Zuaven drangen auf sie ein. Ein wildes Gemetzel, und die braven Jäger fanden den Heldentod. Dann sprachen von den Höhen von Schweigen her die Geschütze. Bald brannte es in der Stadt an zwei Stellen, und das nördliche Thor brach zusammen. Nun ordneten sich die Bayern aufs neue zum Ansturm. Unter dem Schutze ihrer Kanonen brachen sie hervor. Bald waren sie am Stadtthore. Ein schweres Ringen begann. Endlich wurde der Eingang erzwungen. Und nun drängten die tapferen Bayern die Verteidiger von Straße zu Straße, bis sie zum Mittelpunkte des Platzes gelangten. Schon glaubten sie die blutige Arbeit beendet, hunderte von ihnen bedeckten die Gräben und Straßen; — da wirbelten aufs neue feindliche Trommeln. Frische französische Truppen rückten heran und hielten den Siegesschritt der Angreifer auf. Das Gefecht kommt zum Stehen.

Aber horch! was ist das? Trommeln von der anderen Seite! Preußische Trommeln! —

Der Kanonendonner hatte die preußischen Truppen vom fünften Armeecorps, die Helden von Nachod und Skalitz, zu beschleunigtem Anmarsch getrieben. „Drauf! es gilt, den Bayern Hilfe zu bringen!" — so rief man. „Sie müssen wissen, daß man sich auf uns verlassen kann!" — Und drauf ging es im Laufschritt. Der General von Kirchbach eilte seinen Truppen voran, erspähte die Stellung des Feindes und warf sich dann mit Ungestüm in seine rechte Flanke. Ein blutiger Kampf folgte um den südlich von der Stadt gelegenen Bahnhof und seine Gärten und Schuppen. Dann drangen die Tapferen gegen das Südthor. Was schadete es, daß ganze Kompanien bis an die Brust im Wasser standen? Bald war das südliche Thor vom zweiten schlesischen Infanterieregiment Nr. 47 erstürmt. So bekamen die Bayern Luft, und wieder ging es in frischem Siegesmut vorwärts. —

Noch tobte der Kampf in den Straßen, da langten andere Regimenter des 5. Corps (die 18. Infanteriebrigade) an dem Fuße des Geisberges an. Der Geisberg liegt südöstlich von Weißenburg, zwischen Schafbusch und Altenstadt, da wo sich das Plateau des Vorderelsaß aus dem waldumkränzten Lauterthal abhebt.

Die Franzosen hatten den Geisberg gut befestigt. Gleich einem tobenden Vulkan schleuderte er den Männern aus Posen einen Eisenhagel entgegen. Hier stand General Douay's Artillerie und seine tapfersten Truppen.

nister auf der Straße zu finden und ein paar versprengte Kavalleriepferde abzufangen. — Die Franzosen haben ganz recht, wenn sie dies unverantwortliche Versäumnis als einen Hauptgrund ihrer Niederlage bezeichnen. Wir aber sehen auch hierin den unwiderleglichen Beweis, daß die großen Kriegsentscheidungen keineswegs allein von der Tapferkeit der Truppen, sondern immer zugleich von gewissen Umständen abhängen, die niemand berechnen kann, sondern über die der lebendige Gott sich vorbehalten hat zu verfügen.

Im Hauptquartier des Kronprinzen hatte man wohl auf einen Kampf für den 7., nicht aber auf einen für den 6. August gerechnet. Als daher am Morgen des 6. die Bayern unter Hartmann und die preußischen 37. bei Wörth an die Franzosen gerieten, schickte man sofort Befehl, das Gefecht abzubrechen. Man wollte nicht eine zweite improvisierte Schlacht wie die bei Weißenburg liefern.

Aber es war bereits zu spät. Mac Mahon hatte seine Scharen entwickelt und die einen Augenblick siegreichen Deutschen aus Wörth gedrängt. Jetzt hieß es: entweder schlagen oder geschlagen werden. Der Kronprinz wählte das erstere.

Kaum war es erforderlich, den anmarschierenden Divisionen ihre Richtungen vorzuschreiben. Nach dem Kanonendonner marschierten sie.

Bald stand östlich von Wörth das 6. Corps mit seinen 84 Kanonen. Etwas weiter südlich das 11. Eine furchtbare Kanonade folgte. Hin und her über den Sauerbach flogen die todbringenden Bälle, dann trat eine Pause ein. Zwei preußische Divisionen durchwateten den Sauerfluß und stürmten Wörth. Bis an den Fuß der hohen Hügel, die dahinter sind, kamen die Sturmkolonnen. In jedem Weinberg, hinter jedem Steingeröll, hinter jeder Böschung lagen die Afrikaner versteckt und sandten ihre sichertreffenden Kugeln in die Reihen der Preußen. Da war an kein Weiterkommen zu denken. Man konnte den Feind nicht sehen, und doch regnete es von allen Seiten Geschosse! Die Angreifer mußten zurück. Laut heulend folgten ihnen die Braven von Afrika. Selbst die Wörther Bürger schossen auf die durch ihre Stadt retirierenden Truppen. Und noch einmal drangen die Deutschen vor. Wieder wurde Wörth von ihnen genommen, wieder standen sie am Fuß der verderblichen Höhen. Ein neues Ringen begann, um jeden Fuß breit Erde wurde mit Verzweiflung gestritten. Aber es war völlig unmöglich, sich einem Feinde zu nahen, der aus so furchtbaren Stellungen einen Hagel von Geschossen herabbrannte. Wörth ging zum zweiten Male verloren, die beiden preußischen Divisionen mußten auf die linke Seite des Sauerbachs.

Doch nur einige Ruhe, und die Tapferen stürmten zum drittenmale vorwärts, nahmen zum drittenmale Wörth, drängten sich zum drittenmale in den sicheren Tod auf die Höhen. Aber sie mußten zum drittenmale zurück.

Übermenschliches können Menschen nicht leisten. Diesen Augenblick hielt der französische Oberfeldherr für geeignet, um den erschütterten deutschen Bataillonen den Rest zu geben. Vor, meine Reiter!! Und sie brausten heran, stahlgepanzert und blitzend. Aber ehe sie sie noch mit ihren hochgeschwungenen Schwertern in die preußische Infanterie einhauen konnten, fuhren ihnen Batterien entgegen, protzten ab und sandten Kartätschen in die schimmernden Reihen. Da hat manches Kind Frankreichs sein Leben gelassen; manches edle Pferd sich auf seinen Reiter geworfen. Nur ein kleines Häuflein ist wiedergekommen, von ihrer Niederlage zu erzählen. —

Es war gegen ein Uhr mittags, da ritt der Kronprinz mit Blumenthal gegen Wörth. Ein einzelner Hügel, unmittelbar hinter dem schwergeprüften fünften Armeecorps, gewährte eine treffliche Umschau. Wohl waren bisher alle Angriffe auf die Höhen mißlungen; wohl hatte selbst Wörth wiederholt aufgegeben werden müssen. Aber jetzt waren alle Truppen zur Stelle, selbst die württembergische Kavallerie wurde von Südosten her sichtbar.


Generalstabschef von Blumenthal.

Vorwärts also! Und diesmal nicht aufs Geratewohl; Blumenthals Anweisungen waren ebenso einfach als sachgemäß. Das 5. Corps sollte Wörth zum viertenmal stürmen. Das 11. sollte gegen Elsaßhausen vorgehen. Von rechts her sollten die Bayern, von links her die Württemberger Mac Mahons Flanke umfassen.

Nach diesen Dispositionen begann um 2 Uhr der allgemeine Sturm. In der Mitte stellten sich die Generäle von Kirchbach, Schmidt und Sandrat ins Vordertreffen. Den Sturm auf Elsaßhausen kommandierte Generallieutenant Bose. Hier war das Ringen geradezu verzweifelt. Eine Chassepot-Kugel drang in seine rechte Hüfte. Er achtet die Wunde nicht und bleibt an der Spitze seiner Soldaten. Da schlägt ihm eine zweite Ku-

gel durch den Fuß. Aber er schneidet den Stiefel herunter, verbindet sich flüchtig und bleibt bei seinen Truppen. Vorwärts, immer vorwärts, auch stiefellos und — wenn es sein muß — selbst blutlos.

Da hielt der Tod unter den Nassauern und Hessen eine reiche Ernte. Auch wurde manch Frankfurter Weib zur Witwe. Das 82. Regiment schmolz auf die Hälfte zusammen. Endlich, endlich wurde Elsaßhausen genommen!!

Wohl machte Mac Mahon nun Versuche über Versuche, Elsaßhausen wieder zu erobern und damit die Schlacht wiederherzustellen. Frische Truppen rückten auf den Plan. Langsamen Schritts, hochaufgerichtet im Sattel, mit blitzendem Küraß kam der stolzeste Reiterhaufen der Welt, kamen die Panzerreiter der Normandie. Die Gothaer hier im Hopfengarten und die elften Pioniere hielten sie anfangs für Bayern. Dann ertönten aber französische Kommandoworte und die Masse setzte sich in Galopp. Da zitterte den Gothaern und den Pionieren das Herz. Sie wollten Kehrt machen. Aber der Pionierlieutenant richtete sich nach seiner ganzen Länge auf und rief laut: „Kinder! Wollt ihr mich hier allein lassen?“ Und seine Pioniere standen still, wandten sich und luden ihre Gewehre. Die Gothaer thaten dasselbe. Als nun die Männer von der Normandie auf ihren Riesenrossen herankamen, empfing sie Schnellfeuer. Die paar Infanteristen machten ihnen den Garaus. Wörth und Elsaßhausen waren genommen. Um drei Uhr drängten sich die deutschen Regimenter in einem ungeheuren Halbkreise um den letzten französischen Haltpunkt, Froschweiler. Von Süden her kam das 11. Corps, zwar müde von der Blutarbeit, aber begierig, nun ein Ende zu machen. Dahinter zogen die Württemberger. Von Osten, also von Wörth her, kam das 5. Corps, von Norden her kamen die Bayern. Obgleich die Franzosen mit dem Mute des Bären kämpften, der seine Höhle verteidigt; obgleich ihr Feuer aus Schanzen und Weinbergen den deutschen Truppen noch schwere Verluste beibrachte; wurde Froschweiler doch um halb vier Uhr unter Wegnahme von Tausenden von Gefangenen gestürmt.

Da löste sich Mac Mahons Armee. Ein Teil floh ordnungslos nach Reichshofen; ein anderer schlug sich nach Süden.

Mac Mahon selber eilte nach Nancy. Er begab sich zu Fuß vom Bahnhof nach einem Gasthause, unkenntlich, vom Kopf bis zu Fuß vom dicksten Schmutz bedeckt. Seine Hände waren geschwärzt; die eine seiner Epaulettes hatte ihm ein Schuß weggerissen; die Schöße seines Waffenrocks waren durchlöchert. Er hatte nur noch die Hälfte seines Fernrohrs, die andere hatte eine Kugel weggenommen, welche ihn an der Hand leicht verwundete. Sein Gesicht drückte die größte Aufregung aus. Im Gasthaus angekommen, ließ er sich schleunig kaltes Fleisch vorsetzen; denn er hatte seit einem Tage nichts gegessen. Er schrieb dann einige Zeilen und wurde

von einem hohen Offiziere aufgesucht. Sie zogen sich zu einer kurzen Konferenz in ein Nebenzimmer zurück. Dann ging er ohne Rast weiter.

„Welches Glück dieser neue große Sieg durch Fritz?" — meldete indes der König Wilhelm der Königin. „Preise Gott für seine Gnade!"

Die Soldaten aber sangen:

„Der Kronprinz hat uns kommandiert,
Der Kirchbach grimmig attakiert.
Dem Bose schmerzt die Wunde nicht!
Hei! deutsche Hiebe hageldicht!"

Wohl hatte Deutschland Grund, sich über diese beiden Siege zu freuen. Zuerst und vor allem, weil durch sie die Gefahr eines französischen Einfalls von Baden und Württemberg abgewendet wurde. Dann hoben aber so große Erfolge den Mut der deutschen Truppen auch außerordentlich. Hatten sie doch mit den allgefürchtetsten Kriegsknechten, den Turkos und Zuaven gefochten und hatten sie überwunden.

Dazu kam, daß auch strategisch (das heißt hinsichtlich der Stellung der Armeen) Frankreich durch die Schlachten vom 4. und 6. August viel verloren hatte. Denn selbst wenn die oberste französische Heerleitung in besseren Händen als in denen des Herrn Leboeuf gelegen hätte, so würde sie sich nach Weißenburg und Wörth doch gezwungen gesehen haben, das ganze Elsaß und einen Teil von Lothringen Preis zu geben. Erst hinter der Linie Thionville=Metz=Nancy konnte man, mit einiger Aussicht auf Erfolg, wieder stand halten.

Nun lag aber, um das Unglück Frankreichs voll zu machen, seine oberste Heerleitung damals in den allerunfähigsten Händen. Infolgedessen wurden die Trümmer der MacMahonschen Armee nicht nach Nancy gerufen, sondern durch die unsinnigsten Befehle und Gegenbefehle in den April geschickt, bis sie endlich in Chalons Gelegenheit erhielten, sich ein wenig zu sammeln. Die französische Hauptarmee aber wurde dadurch auf das schwerste geschädigt. Denn wenn es schon schwer war, seine rechte Flanke durch einen zweimal geschlagenen Heerkörper schützen zu lassen; so hing diese rechte Flanke, nach dem spurlosen Verschwinden des ersten Corps, in der Luft. So sehr in der Luft, daß Moltke sie durch seine zweite und erste Armee just hier umgehen lassen konnte, bis sie eingesperrt war und halb aus Luftmangel, halb aus Mangel an Nahrung endlich kapitulierte.

Wohl hatten die Vorstöße bei Weißenburg und Wörth eine starke Bresche gelegt in den französischen Heereswall, dennoch kostete es doch noch vier blutige Schlachten und eine mehrmonatliche Umlagerung, bis es mit der französischen Hauptarmee an der Mosel zu Ende ging. —

Saarbrücken ist ein offenes preußisches Städtchen in freundlichster

Lage an der französischen Grenze. Da General Moltke sich entschlossen hatte, es auf einen Einfall der Franzosen in das linksrheinische Preußen ankommen zu lassen, um seine Mobilmachung vollenden zu können, standen in Saarbrücken nicht mehr als das zweite Bataillon des hohenzollerschen Füsilierregiments Nr. 40. und drei Schwadronen des Ulanenregiments Nr. 7. Diese lächerlich kleine Macht wußte sich aber den jenseit der Grenze aufgestellten Franzosen durch Neckereien und plötzliche Angriffe so furchtbar zu machen, daß weder das Corps von Frossard, noch das dritte, noch auch das Gardecorps während der zweiten Hälfte des Juli es über sich gewann, Saarbrücken anzugreifen oder über die Grenze zu kommen. Der Korrespondent der "Daily News", Archibald Forbes, befand sich damals abwechselnd in und in der Nähe Saarbrückens. Er sagt, daß offenbar bloß die Unverschämtheit der Vierziger und der siebenten Ulanen es war, welche die Franzosen im Schach hielt.

Aber am Morgen des 2. August, als die Füsiliere sich wieder einmal in ihrem Bivouak sonnten, fuhr der Kaiser von Frankreich mit seinem Prinzen per Extrazug von Metz nach Forbach. Die deutschen Vorposten unten im Thale hörten die donnernden Jubelrufe, mit denen die Soldaten Frossards ihren Kriegsherrn begrüßten. Einige meinten, die Franzosen hätten irgendwo einen Erfolg erfochten; andere eine außerordentliche Bierverteilung wäre die Ursache. Wie hätten auch die biederen Ulanen und Füsiliere mutmaßen können, daß der Vater gekommen war, den Parisern ein militärisches Schauspiel zu geben, und daß er gar seinen „Lulu", das Kind Frankreichs, mitgebracht haite, das Fest zu illustrieren? — Doch sollte man nicht lange darüber im Unklaren sein. Gegen 10 Uhr sprengte eine Husaren-Staffette der Feldwache zu dem Alarmhause in Saarbrücken. Er parierte sein Pferd, daß es fast zusammenbrach, rief atemlos: „Die Franzosen kommen!" und sprengte weiter. Um 10 Uhr füllten sich in der That die drei Straßen, welche die Grenze kreuzen, mit blinkenden Bajonetten. Eine Kompanie Rothosen nach der andern stieg von den Höhen drüben hernieder. Als sie im Thale unten anlangten, entließen sie aus ihren Reihen zahllose Schützenschwärme. Dann kam Kavallerie, sprengte durch die Abteilungen der Fußsoldaten hindurch und sicherte ihre Flanken. Auch zwei Batterien bemerkte man.

Das kleine Häuflein der Deutschen erwartete sie in tiefem Stillschweigen. Dann formten sich die Franzosen zu einer langen Linie und eröffneten das Feuer. Von den Höhen jenseit des Thales her kam ein Hagel von Schwergeschossen. Langsam zogen die Vierziger und die Ulanen davon; ihnen folgten die Feinde, die die Stadt und die Brücken nahmen.

Kaiser Napoleon aber telegraphierte an seine Kaiserin: „Louis hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewunderungswert in seinem kalten Blute,

nicht im mindesten aufgeregt. Eine Division des General Frossord hat die Höhen genommen, welche Saarbrücken beherrschen. Die Preußen haben nur kurzen Widerstand geleistet. Wir waren in der ersten Linie, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen vor uns nieder. Louis hat sich eine Kugel aufgehoben, die bei ihm niederfiel. Die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen. Wir haben nur einen Offizier und zehn Soldaten tot."

Die Pariser Zeitung „Gaulois" war sogar noch vollständiger unterrichtet. Denn sie brachte folgende telegraphische Depesche über das eben besprochene Ereignis: „Metz, 2. August, 4 Uhr 50 Minuten abends. Sieg bei Saarbrücken. Die Division Frossard hat drei preußische Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht. Der Kaiser ist im Triumph nach Metz zurückgekehrt." —

Die Wahrheit war, daß die angeblich niederkartätschten drei Divisionen nur zwei Offiziere und 73 Mann tot und verwundet hatten. —

So lächerlich nun solche Berichte waren, so hatten die Franzosen durch die Besetzung von Saarbrücken doch einen unleugbaren Vorteil gewonnen. Sie hatten nämlich den Zauber gebrochen, der bis dahin zwischen ihnen und Deutschland gewesen war; sie hatten sich davon überzeugt, daß die ihnen gegenüberstehende Macht einen ernsthaften Vorstoß nicht aufzuhalten vermochte.

Wären sie noch diesen Nachmittag weiter gegangen! Noch standen drei kostbare Tage zu ihrer Verfügung! Drei Tage, in denen sie auf preußischem Boden schalten konnten, wie es ihnen beliebte. Denn die Armeen von Steinmetz und Friedrich Karl konnten nicht vor dem 5. August in Schlachtlinie treten. Archibald Forbes, der mit den Vierzigern retirierte, sagt auf Grund zuverlässiger Erkundigungen und mit dem vollkommensten Rechte: „Wäre eine französische Invasionsarmee am 2. August durch Saarbrücken gegangen und schnell ins Innere marschiert; es wäre für die Deutschen unmöglich gewesen, ihre zerstreuten Regimenter an irgend einem Punkte längs der feindlichen Marschlinie zu versammeln. Und meine feste Überzeugung ist, daß Napoleon den Rhein gesehen haben würde, ohne ein ernsthaftes Treffen haben liefern zu müssen."

Napoleons erster Fehler war sein unbesonnenes und ungeduldiges Drängen in König Wilhelm gewesen, nachdem dieser doch alles zugegeben hatte, was Frankreich in der spanischen Thronkandidatursache vernünftiger Weise verlangen konnte. Sein zweiter Fehler war die Unschlüssigkeit, mit der er den ganzen Juli verstreichen ließ, ohne die Truppen des Lagers von Chalons nach Süddeutschland zu werfen. Dies, daß er auch nach dem für ihn siegreichen Treffen von Saarbrücken nicht zum Angriff überging, war sein dritter.

Alle diese Fehler waren eben so viele Bausteine zum Siegesdome der Deutschen! —

Hatte der alte König da unrecht, wenn er seine Erfolge in erster Linie der Fügung der Vorsehung zuschrieb? —

Die drei folgenden Tage (3., 4. und 5. August) vergingen in aller Ruhe, und der Morgen des 6. brach an. General Steinmetz hatte dem VII. preußischen Armeecorps den Befehl erteilt, am 6. August gegen die Saar vorzurücken, und zwar mit der 13. Division rechts gegen Völklingen, mit der 15. gegen Saarbrücken. Ebenso sollte das III. Armeecorps von Prinz Friedrich Karls Armee von der anderen Seite her gegen die Stellung Frossards vorwärts marschieren. Nicht um die steilen Höhen von Speicheren, die er besetzt haben sollte, zu stürmen, sondern im Angesichte derselben Stellung zu nehmen. War doch Moltkes Plan, die vor Metz aufgestellte französische Hauptarmee nicht anzugreifen, als bis beide Armeen (die erste und die zweite) vollzählig würde herangekommen sein. Auch sollte — nach seiner Meinung — zuvor Entscheidendes durch den Kronprinzen auf dem deutschen linken Flügel bewirkt sein.

Aber dieser wohlausgedachte Plan scheiterte an dem Ungestüm des General von Kameke, des Kommandeurs der 14. Division. Kaum bemerkte er nämlich, daß die Franzosen die Stadt und den dahinter liegenden Exerzierplatz geräumt hatten, als er auch schon auf die Vermutung verfiel, sie wären überhaupt auf dem Rückzuge. Hat sich ein Feuergeist wie General Kameke erst einmal in eine Vermutung verbissen, so läßt er nicht leicht los. Und so überschritt denn die 14. Division mutig die Saar und begann die Franzosen auf der andern Seite zu drängen.

Aus einer ziemlich tiefen Thalsenkung erhebt sich die von den Franzosen eingenommene Position von Speicheren 100 Fuß hoch. Von den zum größten Teil bewaldeten, steilen, an einzelnen Punkten fast senkrecht emporsteigenden Bergen springen einzelne bastionsartig in das Thal vor, dasselbe nach allen Seiten bestreichend, — so daß das Ganze eine natürliche Festung bildet. Diese, von drei französischen Divisionen besetzte und durch Schützengräben und Batterien verstärkte gewaltige Stellung sollte die 14. Infanteriedivision angreifen.

Grade vor dem Bellevue-Bierhaus an der Hauptstraße saß Kameke zu Pferde, nicht ganz so kaltblütig, als es die Umstände erforderten, und trieb Rheinbabens Reiter und Woynas Infanterie mit kurzen und abgerissenen Geberden zum Angriff. Kolonnen auf Kolonnen wälzten sich eilfertig durch das Thal. Jetzt fielen unter sie die ersten französischen Kugeln. Aber die Reihen schlossen sich wieder, und weiter ging es. Wer ist der schmucke General, der die stämmigen Westfalen dort gerade gegen den Berg führt? Es ist François, der Mann mit dem französischen Namen und dem deutschen

Herzen, und es ist heute das letztemal, daß er kommandiert. Jetzt sind seine Westfalen am Fuße des Berges. Jetzt lösen sich ihre Reihen. Alles krabbelt und kriecht aufwärts, so gut es kann. Aber der Abhang ist steil, und die Waffen sind schwer. Werft sie fort und klettert ihnen nach! Hurra, da fliegen Offiziersäbel und Zündnadelflinten, und ihre Besitzer kriechen auf allen Vieren hinterdrein! Das war ein Klettern!

Aber die Mitrailleusenkugeln fallen dichter und dichter. Auch wird der Berg am letzten Ende so steil, daß man schlechterdings Leitern haben müßte, um auf seine Spitzen zu kommen. François' Westfalen stocken. Es geht nicht weiter!

Zum Glück brauchten die braven Kletterer nicht denselben Weg zurückzumachen. Sie wären sonst bis auf den letzten Mann getötet. Es gab grüne Hügel seitwärts: den Galgenberg und die Folster Höhe. Dahinter suchten sie Schutz. Auch sandte Kameke auf beide Hügel Kanonen. Die antworteten den französischen nach Kräften, und so kam das Gefecht einigermaßen zum Stehen.

Nun glaubten aber die Franzosen ihre Zeit des Angriffs gekommen, sie schickten ihre Plänkler den Berg hinab und beunruhigten Kamekes Artilleristen und François' Westfalen.

Aber mit Hurra brachen die elften und dreizehnten Husaren hinter dem Galgenberg hervor, stürzten sich auf die feindlichen Plänkler, schlugen oder ritten sie nieder. Ja, damit nicht zufrieden, wollten sie die Höhe selber erklimmen, die doch François' Infanterie nicht hatte erklimmen können. Wohl durchmaß der eine oder der andere drei Viertel des Weges, dann aber fluteten sie zurück.

Links von ihnen hatte inzwischen Woynas Brigade vorwärts zu kommen versucht. War doch der Boden da vielfach zerrissen und waldbewachsen. Aber auch ihre Reihen lichteten Salven auf Salven. Und wenn sie nach und nach ein klein wenig vorwärts kamen, so geschah das doch mit furchtbaren Opfern.

Aber François' Westfalen wollten sich von der Unmöglichkeit, die Speicherer Höhen zu nehmen, nicht überzeugen. Noch einmal gingen sie vor. Aber die Franzosen beugten sich über die Abhänge und regneten auf die Stürmer Kugeln auf Kugeln. Viele Offiziere und noch mehr gemeine Soldaten sanken getroffen zu Boden. Wenn die Männer der 27. Brigade auch den Berg nicht erobern konnten, so nisteten sie sich hinter Felsen oder Baumstümpfe: sie wollten ihn auch nicht lassen.

Es war drei Uhr nachmittags und General Kameke mochte wohl wünschen, daß entweder die Nacht käme oder Zastrow. Zwar kam weder Zastrow noch die Nacht, aber die Brandenburger kamen, und das war besser als beides. Der Kommandeur der 5. Division hatte nämlich den Kanonen-

donner gehört und war, nach seiner Gewohnheit ihm nachgeritten. Da hielt er auf dem Winterberge und dirigierte seine Achtundvierziger auf die Speicherer Höhen. Auch näherte sich das 40. Regiment samt drei Eskadrons vom Corps Göben. Ja um 3 1/2 Uhr erschien der furchtbare Göben selbst und übernahm das Kommando. Nun kam mehr Plan in den Angriff. Vor allem mußte die 5. Division den feindlichen rechten Flügel umfassen. Dann wurde die ganze deutsche Schlachtlinie verstärkt, und nun ging es wiederum vorwärts. Links General Döring mit vier Bataillonen der 5. Division. Er drang in den Wald von St. Arnual, konnte jedoch nicht durch. In der Mitte versuchte General von François mit seiner Brigade noch einmal das Äußerste. Unter unsäglichen Anstrengungen und schweren Verlusten wurde eine vorspringende Bergnase des Speicherenberges erstiegen und sodann der noch höher liegende Wald angegriffen. Hier wurde aber der feindliche Widerstand geradezu wütend. François fiel, und die Seinigen konnten nicht weiter. Da werfen sich die Vierziger vom Corps Göben ins Feuer. Sie verstanden das Stürmen! Das hatten sie an den Düppeler Schanzen bewiesen! Aber der Speicheren Berg war ein härter Stück Arbeit als Düppel. Dreimal nahmen sie den Wald und wurden dreimal wieder hinausgeworfen. Denn die Franzosen wehrten sich mit jener hartnäckigen Wut, wie sie den Armeen Napoleons des Ersten eigen gewesen war; schleuderten ihre Angreifer rückwärts, gaben ihnen vernichtendes Feuer gerade in die Zähne, auf Armeslänge! —



Tod des Generals von François.

Da — es war 5 Uhr nachmittags — erhielten die Vierziger Verstärkung. Teile des dritten Corps traten ihnen zur Seite. Und nun begann ein furchtbares Drängen. Hier eine Woge spitzer Helme, alle vorwärts geneigt! Dort ein Haufen gestikulierender Rothosen. Einige Minuten

lang drückten die beiden Massen aufeinander. Es schien kaum ein Fechten mit dem Bajonett, es schien ein Faustkampf.

Da — die Rothosen weichen! Wie eine Nebelmasse, die der Sturmwind zurückpeitscht! Der Wald, und damit der Speicheren-Berg, ist erobert!!

Die Dämmerung war längst hereingebrochen, aber noch fochten einzelne Gruppen Franzosen, die unmöglich das Geschick des Tages wenden konnten. Fast schien es, als sollten die Kämpfe die ganze Nacht hindurch währen. Die Preußen schrieen einander zu: „Hurra Preußen?", um sich zu erken-



Sturm auf den Speicherer Höhen.

nen. An eine Verfolgung der geschlagenen Rothosen dachte niemand, denn die Truppen waren todmüde. Frossard konnte sich deshalb in Ruhe mit seiner zerschlagenen Armee auf Saargemünd zrüuckziehen.

Die Nacht senkte sich auf das Schlachtfeld. Die Überlebenden bivouakierten, wo sie gerade standen. Ein Feuer neben dem andern flammte auf und warf sein grelles Licht auf die verzerrten Züge der Toten und auf das schmerzentstellte Antlitz der stöhnenden Verwundeten: ein Bild größten menschlichen Elends.

Groß waren die Opfer, die die Preußen hatten bringen müssen. 4300 Mann waren tot oder verwundet. Aber 2000 unverwundete Franzosen waren in deutschen Händen.

Nur die zähe Tapferkeit der Preußen hatte den Sieg möglich gemacht; denn besondere strategische Geschicklichkeit hatten die preußischen Führer in diesem Gefecht nicht gezeigt. Denn wenn auch der heißspornige Kameke, der seinen Feldherrnruhm so gern begründet hätte, am Morgen einen Vorstoß wagte, so durfte er sich doch nicht auf eine Schlacht einlassen, da er auf Unterstützung gar nicht rechnen konnte. Dazu kam, daß der Heißsporn dem Löwen in den Rachen lief, statt ihn in der Flanke zu fassen. Daß also der Erfolg nur mit großen Opfern erkauft werden konnte, dafür trifft General Kameke allein die Schuld; und daß das Gefecht nicht ganz verloren ging, dafür gebührte der Dank den furchtlosen Westfalen, die stand hielten, bis Unterstützung heranzog.

Während sich nun die an drei Punkten geschlagene französische Armee behufs der Konzentration zurückzog, schwamm Paris in einer wahnsinnigen Begeisterung. Denn Börsenspekulanten hatten aus dem Weißenburger Treffen einen großen französischen Sieg gemacht, in dem nicht nur 25,000 Deutsche, sondern auch Prinz Friedrich Karl gefangen genommen sein sollte. Volksmassen drängten sich auf den Straßen und Plätzen; aus tausend Kehlen erschallte die Marseillaise, aus allen Fenstern wehten Fahnen. Aber es handelte sich nur um ein Börsenmanöver. Eine Depesche aus dem Ministerium, in der gesagt wurde, daß von einem Siege nichts bekannt sei, goß kaltes Wasser auf die erhitzten Franzosenschädel. Die Scene änderte sich. Wütende Volkshaufen stürmten die Börse. „Nieder mit den Börsenspekulanten, nieder mit den Dieben!" brüllten die Aufgeregten. Massen wälzten sich nach dem Staatsministerium, wo Ollivier eine beschwichtigende Ansprache zu halten versuchte. Er versprach, fortan die Wahrheit zu sagen. Noch hofft man! Mac Mahon war noch unbesiegt! Aber gerade um diese Zeit wird auch MacMahon aufs Haupt geschlagen! Auch eine Proklamation der Kaiserin konnte nun die Massen nicht mehr beschwichtigen, und der Bericht von der Niederlage Frossards brachte neue Aufregung.

Der gesetzgebende Körper und der Senat wurden einberufen. Der Senat, der zumeist aus gekauften Kreaturen des Kaiserreichs zusammengesetzt war, ermutigte sich noch zu einem schwachen „Es lebe der Kaiser!", aber im gesetzgebenden Körper kam es zu stürmischen Auftritten. Jules Favre verlangte, daß die Armee von einem Soldaten und nicht vom Kaiser befehligt werde. Picard drohte mit Revolution. Man werde, sagte er, wenn man dem Volke die Waffen verweigere, das Geeignete zu thun wissen. Ein Minister hielt dem Heldenmute der Soldaten eine Lobrede. „Ja," ruft man dazwischen, „Löwen, geführt von Eseln!" Keratry ruft selbst: „Der Kaiser muß abdanken!" Es wird zur Ordnung gerufen. Draußen stürmt die tumultuarische Volksmenge; sie verlangt ein anderes Ministerium. Endlich danken Ollivier und Konsorten ab, die Kaiserin nimmt die Entlassung

an und betraut den Grafen Palikao mit der Bildung eines neuen Ministeriums.

Cousin de Montauban, Graf von Palikao, einer jener militärischen Abenteurer dunkelster Herkunft, wie sie das zweite Kaiserreich hervorbrachte, hatte sich in Algier durch die Gefangennahme Abd-el-Kaders einen Namen gemacht. Während des Krieges, den 1858 bis 1861 England und Frankreich gegen China führten, befehligte Montauban ein französisches Corps, schlug ein chinesisches Heer bei Palikao und ließ den Sommerpalast des Kaisers von China plündern. Sich selbst bedachte er bei dieser brutalen Plünderung am reichlichsten, und das mit einer Schamlosigkeit, daß die Franzosen seiner sich schämten.

Trotzdem wurde die Ernennung Palikaos zum Minister von der Kammer günstig aufgenommen. Seine Tapferkeit war bekannt; er hatte die Araber und Chinesen zu Paaren getrieben, warum sollte er nicht auch die verhaßten „Prüssiens" zu zermalmen wissen? —

Das neue Ministerium eröffnete seine Thätigkeit mit der Ausweisung der in Frankreich angesiedelten Deutschen. Eine überaus populäre Maßregel, die mit großem Eifer ausgeführt wurde. Schon begann auch die entfesselte französische Presse Haß gegen Deutschland zu predigen und das Signal zu dem Krieg bis aufs Messer zu geben, der so unsägliches Elend gebracht hat. „Zu den Waffen," rief das Journal „Le Public", „zu den Waffen! Wir sind also besiegt worden! . . . Einer gegen fünf zuerst; und wenn sie diesen fünf Doggen widerstanden hatten, kamen fünf andere. . . . Unsere Revanche wird glänzend sein; Gott schuldet sie uns! Bis dahin sehen wir nur, wie die Feinde ihren Sieg benutzen. Überall, wo sie passieren, verwüsten sie. Überall, wo sie gehen, morden sie . . . . Wölfe und Füchse, Tiger und Hyänen, mästen sie sich im Blut. Sie schlafen in diesem Augenblick ihren Rausch von Blut und Metzelei aus. Rache ohne Mitleid, ohne Gnade! Rache im Namen der geschändeten Menschheit! Rache im Namen von allem, was heilig ist! Gott stehe den Rächern bei!" — Solche Worte wurden geschrieben und fielen auf einen entzündlichen Boden. Der Patriotismus wurde zur Tollheit; ganz Frankreich glich in diesen Tagen einem großen Narrenhause. Man verlangte von Gott Revanche; von demselben Gott, den man vor etwa 80 Jahren schon in Frankreich abgeschafft und auf dessen Thron man die Göttin „Vernunft" gesetzt hatte. — — —





Bazaine im Handgemenge mit Husaren von der Brigade Redern.



Helm des Grafen Schmettow, den er bei Vionville trug.

Elftes Kapitel.

Das gewaltige Ringen vor Metz.

(1870.)

Frisch in den Kampf, die Trommeln rührt,
Und Herz und Arm erhoben!
Der greise Heldenkönig führt
Uns stolz ins Schlachtentoben.

Drei gewaltige deutsche Heereskolonnen ergossen sich nun unaufhaltsam wie ein raschfließender Strom

in das lothringische Land. Ohne Lärm und ohne Hast, aber doch ohne zu zaudern, rückten sie vorwärts: auch der Uneingeweihte merkte, daß hier ein einheitlicher Plan zur Ausführung kam. Der alte Steinmetz bildete mit der I. Armee den rechten Flügel; er dirigierte seinen Marsch geradeswegs, wie es einem alten Haudegen zukömmt, auf die Feste Metz. Der feurige Prinz Friedrich Karl, begierig, auch einzugreifen, rückte mit der II. Armee auf Pont-à-Mousson los. Die III. Armee, die Sieger von Weißenburg und Wörth, wandten sich unter dem Befehl des Kronprinzen auf Nancy, der alten und schönen Hauptstadt Lothringens. Vor ihnen her zog in großer Eilfertigkeit die geschlagene französische Armee. Vor der Feste Metz, auf dem rechten Ufer der Mosel, scharte der neue Oberbefehlshaber Marschall Bazaine seine Truppen, indem er zugleich neue Truppen heranzog. Denn noch waren 15 französische Divisionen nicht zur Verwendung gekommen. Am Abend des 13. August hatte Bazaine nicht weniger denn 180,000 Mann um und in Metz konzentriert. Dennoch sollte er sich nicht halten können. —

Wir wollen dem alten Steinmetz auf seinem Zuge folgen. Wir müssen gut marschieren, wenn wir den Sieger von Nachod und Skalitz nicht aus den Augen verlieren wollen.

Wir begegnen nun auch dem Könige.

Am 10. August war das königliche Hauptquartier in Saarbrücken eingetroffen. Am 11. August machte dasselbe zum erstenmale, zu St. Arnold, auf französischem Boden Quartier. Am folgenden Morgen hielt der König auf dem Marktplatze. An seiner Seite Moltke — still, ernst und bedächtig. Dicht hinter beiden Bismarck, der den Diplomaten abgelegt hat und nun im kriegerischen Aufzuge erscheint . . . .

In Metz haben sich inzwischen die Dinge geändert. Bazaine sieht ein, daß er sich vor Metz nicht wird halten können; er zieht es vor, sich zurückzuziehen, um sich mit MacMahon in Chalons zu vereinigen. Am 14. August früh 5 Uhr, so lautet sein Befehl, sollen die Truppen den Rückzug antreten. Aber schon war es zu spät. „Die Genugthuung," sagt Bazaine in seinem Bericht, „ward uns nicht, die Pläne des Feindes zu vereiteln." Steinmetz war am 14. an Ort und Stelle, und Bazaine war einfältig genug, die angebotene Schlacht anzunehmen und seinen Rückzug dadurch zu verzögern. Ein Fehler, der ihn nötigte, in Metz zu bleiben, um später jämmerlich mit seiner „Rheinarmee" zu kapitulieren.

Es war am 14. August früh, als dem Kommandeur der Avantgarde des 7. Armeecorps, dem Generalmajor von der Goltz, die Meldung zuging, daß die Franzosen sich auf dem Rückmarsche befänden. Dieser Rückmarsch mußte auf jede Weise verzögert werden. Von Laquenery dirigierte Goltz seine Truppen auf Colombey. Lange Reihen von Tirailleurketten schwärmen

voraus; leichte Kavallerie deckt die Flanken. Es entspinnt sich alsbald ein Gefecht, das einen größeren Umfang annimmt, als Goltz wünscht. Seine Brigade, die ein vernichtendes Feuer empfängt, kommt zum Stehen. Aber weichen will Goltz nicht; er harrt aus, wenn auch von den Werken des Forts Bellecroix und St. Julien schwere Geschosse in die Reihen seiner Brigade fallen. Seine Ausdauer wird belohnt, denn der Geschützdonner lockt die Zurückstehenden herbei. Bentheim schiebt seine erste Division auf Montoy, Noisseville und Servigny. Die Artillerie der 13. Division fährt vor Colombey auf. Nicht weniger als 14 Batterien sind im Halbkreis aufgefahren, und dem Feuer aus 84 Kanonen können die Franzosen nicht stand halten. Scheint auch die blutrot untergehende Sonne den Artilleristen ins Gesicht und hüllt auch der Wind die feindlichen Stellungen in dichte Wolken: die Deutschen feuern doch mit großer Genauigkeit. Die Rothosen weichen! Bentheim und Goltz stürmen hinterdrein! Aber sie stürmen zu weit; wieder müssen sie in ihre alten Stellungen zurück. Und als der Feind neue Truppen heranzieht und immer kräftigere Vorstöße unternimmt, wird die Lage der Preußen sehr kritisch. Die erste Division verliert fast alle Offiziere. General Bentheim hält unter den Vordersten. Er sieht einen Soldaten, der mitten im Gefecht sich kaltblütig eine Cigarre anzündet. Auf den Soldaten zusprengend, ruft er ihm zu: „Gebt mir auch Feuer!“ zündet seine Cigarre an und führt mit geschwungenem Säbel seine Soldaten wieder gegen den Feind. Aber der Feind weicht nicht! Und schon senkt sich der Abend auf das Schlachtfeld! — da endlich verkünden schnarrende Salven das Nahen von Unterstützung. Pritzelwitz rückt mit der 2., Kameke mit der 14. Division auf den Kampfplatz. So ist denn das 1. und 7. Armeecorps vollständig. Kamekes Flankenangriff auf Colombey wird entscheidend. Und als auch Wrangel mit seiner 18. Division, die zwar zur Armee des Prinzen Friedrich Karl gehört, der aber der ferne Kanonendonner eine zu verlockende Musik war, als daß sie nicht hätten anrücken sollen — als auch diese gegen Grigy vorging, war der französische Widerstand gebrochen. Auch konnte der verzweifelte Vorstoß der Franzosen gegen Noisseville und Grigy das Geschick des Tages nicht mehr ändern. Nur die Forts der nahen Festung hinderten die Deutschen an der Verfolgung. — Die Schlacht von Courcelles war, wie die von Wörth und Speicheren, nicht beabsichtigt gewesen. Goltz hatte nur ein Gefecht beabsichtigt; aber Bazaine that den Deutschen den Gefallen, das Gefecht ernstlicher zu nehmen, als es gemeint war. Seine schon im Abziehen über die Mosel begriffenen Corps ließ er Kehrt machen. So war der Rückzug des Feindes, wenn auch mit einem Verlust von 5000 Mann an Toten und Verwundeten, um einen Tag aufgehalten. Und mehr noch! Die französische Armee war nach dem Kampfestage des 14. August so erschüttert, daß auch am 15. der Abzug nur



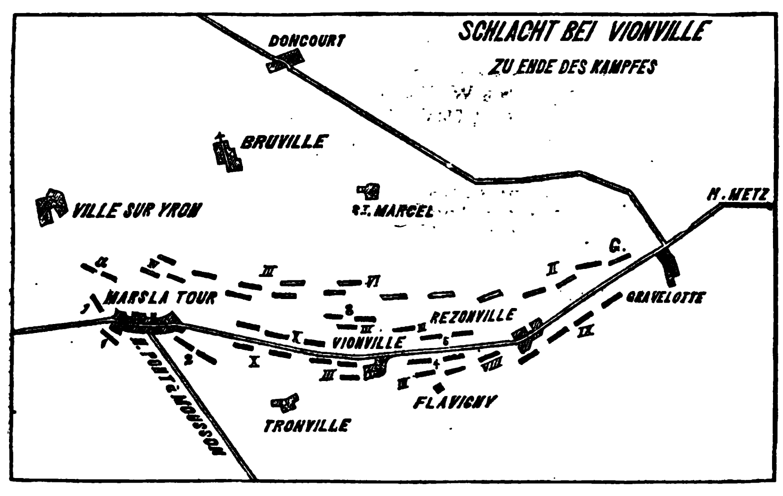
In wil



n wilder Flucht.

langsam vor sich gehen konnte. Eine kostbare Zeit, die von den Deutschen trefflich ausgenutzt wurde!

Zwar zogen sich die Deutschen in aller Frühe des 15., nachdem die Toten bestattet waren, in ihre alten Stellungen zurück; aber die II. Armee fand Zeit, eine für den ganzen Krieg entscheidende Bewegung auszuführen, durch die Bazaine mit seiner Rhein-Armee eingeschlossen und für den ferneren Verlauf des Krieges unschädlich gemacht werden konnte. Wir wissen, daß die II. Armee ihren Marsch auf Pont-à-Mousson richtete. Schon am 14. August gingen Teile derselben über die Mosel und setzten am 15. diesen



—— Deutsche: III., VII., IX., X.: 3., 8., 9., 10. Armeecorps. 1. Barbys Kavallerie; 2. Gardedragoner; 3. Buddenbrocks Division; 4; Stülpnagels Division. 5. Artillerie des 3. Corps.

═══ Franzosen: II., III., IV., VI.: 2., 3., 4., 6. Corps. G Teile der Garde. a Gardekavallerie.

Vormarsch fort, so daß die Truppen nach dem Überschreiten des Flusses sich rechts, also nördlich wandten gegen die Straßen, welche von Metz nach Verdun führen und auf denen Bazaine seinen Rückzug bewerkstelligen konnte. Gelang diese Bewegung, so war Bazaine wie von einem eisernen Ringe umschlossen und saß in der Falle. Und diese Bewegung konnte gelingen, d. h. Prinz Friedrich Karl konnte die Straßen früh genug erreichen, weil die Schlacht von Courcelles den Rückzug des Feindes genugsam verzögert hatte. Prinz Friedrich Karl faßte Bazaine am 16. und lieferte ihm die Schlacht von Mars la Tour oder Vionville, und drängte ihn im Ver-

ein mit der I. Armee durch die Schlacht von Gravelotte am 18. vollends unter die schützenden Mauern der Feste Metz. — —

Westlich von Metz ist das Terrain hügelig und reichlich mit Wald bedeckt. Freundliche Dörfer und einzelne Farmen schmücken die Gegend. Drei Straßen führen von Metz westlich. Die nördlichste zieht sich über Woippy, St. Privat la Montagne und Marie aux Chenes nach Brie. Die anderen Wege laufen vereint bis zum Dorfe Gravelotte, von wo der nördlichere über Doncourt und Jarny nach Conflans und Estain, der südlichere direkt auf Verdun führt, während er nacheinander die Dörfer Rezonville, Vionville und Mars la Tour berührt. Zwischen Rezonville und Vionville liegt der Meierhof Flavigny. Innerhalb dieser beiden Wege liegen die Dörfer Marcel und Bruville. Am 15. August hatte Bazaine seine Truppen sowohl auf der nördlichen, als auch auf den südlichen Straßen vorgeschoben. In der folgenden Nacht stand Leboeuf bei Jarny, L'Admirault bei Doncourt und die kaiserliche Garde unter Bourbaki bei Marcel. Die Corps von Canrobert und Frossard lagen um Rezonville, Vionville, Flavigny und Tronville, und hatten ihre Vorposten bis Mars la Tour vorgeschoben.

Nur das 3. Armeecorps hatte um diese Zeit die Mosel überschritten und befand sich auf dem Marsche nach Norden gegen die erwähnten Straßen. Voran stürmten die Kavalleriepatrouillen. Jeden Hügel erklommen sie und spähten vor sich in das feindliche Land. Endlich entdeckten sie den Feind auf der südlichsten Straße. Rheinbabens Kavalleriedivision, die sich schon in aller Frühe auf den Weg gemacht hatte, traf den Feind bei Mars la Tour und ließ sich mit ihm in ein leichtes Gefecht ein. Buddenbrocks 6. Division erklomm auf den Befehl Alvenslebens die Höhe von Flavigny und seine Artillerie richtete ihre Geschosse auf den Feind. Eine Division nahm den Kampf gegen ein ganzes Armeecorps auf! Es konnte nicht anders kommen: die Kartoffelfelder von Flavigny färbten sich rot; aber die Dörfer wurden genommen und der verwirrte Knäuel der Franzosen wendete sich rückwärts. Doch nur auf Minuten; denn die Franzosen zogen neue Kräfte heran. Lange konnte sich die Division in ihrer genommenen Stellung nicht halten. — Da rasselt die Artillerie des 3. Armeecorps von Gorze herauf. Sie nimmt südöstlich von Flavigny Aufstellung; die Geschosse ziehen ihre zornigen Linien durch die Luft und senken sich auf Rezonville. Auch Stülpnagel naht mit der 5. Division; rollende Salven verkünden seine Ankunft. Manchen Mann sah er fallen, ehe er das Gehölz von Vionville durcheilen und sich auf die rechte Seite Buddenbrocks stellen konnte. Dennoch war die Stellung, die nun das 3. Armeecorps inne hatte, nicht besonders günstig. Und Stunde auf Stunde verrann, keine Hilfe kam herbei. Um 9 Uhr hatte man Vionville besetzt und nun war es 1 Uhr geworden. Schon zog man die Kavallerie Rheinbabens vor. Man sandte sie wieder und wieder gegen

die feindlichen Massen, denn die Infanterie hätte den feindlichen Anprall nicht mehr ausgehalten. Ein kühnes Stück freilich, Reiter gegen geordnete Infanterie zu senden, aber man sah keinen anderen Ausweg und ausharren wollte und mußte man. Todesmutig stürmten die wackern Reiter vorwärts, gebrochen und zerschlagen kehrten sie von jedem Angriff zurück. Die Brigade Redern, die eine Verwirrung unter dem Feinde bemerkte, wirft sich auf feindliche Artillerie. Ihr kühner Ritt führt sie zwischen die Geschütze, rechts und links fallen ihre wuchtigen Hiebe. Da erblicken sie vor sich reich gekleidete Offiziere: es ist Bazaine mit seinem glänzenden Stabe. Schützend stellen die Stabsoffiziere sich vor ihren Chef; Bazaine selber zieht den Degen; er ist in augenscheinlicher Lebensgefahr. Da stürmt eine Schwadron des 5. französischen Husarenregiments heran; sie werfen sich auf die Preußen, die in Eile weichen müssen. Bazaine ist gerettet. —

Inzwischen wird die Lage des 3. Armeecorps immer bedenklicher. Es war kurz vor 2 Uhr, als Alvensleben gewahr wurde, daß der Feind seinen linken Flügel zu umgehen drohte. Hatte er bisher nur gegen das Corps Canrobert und Frossard gekämpft, so hörte er nun, daß auch die Garde und das Corps Leboeuf und L'Admirault sich auf seinen linken Flügel warfen. Wollte er nicht umgangen werden, so mußte er seine ohnehin schwache Linie noch weiter strecken. Buddenbrock sollte mit seiner Division noch weiter nördlich gehen; aber er würde dies wohl kaum haben ausführen können, wenn nicht um diese Zeit die 19. und kurz nachher die 20. Division, also das 10. Armeecorps auf dem Kampfplatz erschienen wäre. So war denn die linke Flanke vorläufig gesichert. Aber das Centrum der preußischen Stellung wurde schwächer und schwächer. Alvensleben hatte keine Infanterie mehr, den wiederholten Vorstößen des Feindes zu begegnen. Wollte er stand halten, so mußte er seine Kavallerie von neuem vorziehen. Mochte diese sich opfern, so gewann seine Infanterie wenigstens Zeit. Bredows Kavallerie-Brigade sollte den kühnen Ritt thun.

Oberst von Voigts-Rhetz überbrachte den Befehl mit den Worten: „General, Sie müssen am Walde durchbrechen!" —

General Bredow fragte erstaunt: „Ich soll hier am Walde die Infanterie durchbrechen?"

„Ja wohl," war die Antwort, „wir können nicht an den Wald herankommen, das Schicksal der Schlacht hängt davon ab, daß alles aufgeräumt werde, was längs des Waldes steht." —

So kamen denn die 7. Kürassiere und die 16. Ulanen mit geschwungenem Säbel die Anhöhe herauf. Aber ein Hagel von Artilleriegeschossen und Chassepotkugeln saust ihnen entgegen und schlägt klirrend gegen das Eisen oder gräbt sich in die Reiter und in die Pferde. Wohl deckt sich der Grund mit Roß und Mann, aber in die Batterie hinein stürmt die Schar

und ihre wuchtigen Hiebe fallen auf die Artilleristen, ehe diese feuern können. Jeder sucht sich seinen Mann. „Die Ehre, den Kommandanten zu holen," berichtet Graf von Schmettow, der Führer der Kürassiere, „konnte ich keinem anderen überlassen, und ich glaube, ich habe ihn gefunden." Durchritten wird die Batterie, durchritten und niedergetreten wird auch eine Infanteriekolonne. Immer weiter vorwärts stürmen die Reiter! Da, als man auf eine zweite Infanteriekolonne losgeht, schwenken aus einer Waldlücke französische Kürassiere und werfen sich mit aller Kraft auf die allzukühnen Deutschen. Und zurück müssen diese, denselben blutigen Weg zurück, den sie gekommen sind. Schon sind die französischen Batterien wieder gerichtet, und nun fällt manch deutscher Reitersmann blutend aus seinem Sattel. Und doch will Lieutenant Campbell dem Feinde noch die Standarte entreißen, aber man muß ihn heraushauen, denn zehn bis zwölf feindliche Reiter spielen ihm übel mit. Schmettows Helm wird von zwei Kugeln durchbohrt. Endlich gelangen die Übriggebliebenen wieder an den Ort, von dem sie ausgegangen waren. Schmettow läßt zum Sammeln blasen. Mit Mühe findet er einen Trompeter, und als dieser sein Instrument an die Lippen bringt — da schallt ein fürchterlicher, kreischender Ton heraus, der durch Mark und Bein geht. Die Trompete war durchschossen. Und von den braven 310 Streitern sammelten sich nur 104 — die andern lagen tot, sterbend oder blutend auf dem Kampfplatz. — Von den Ulanen standen nur 90 Mann da! —

Das Opfer war indes nicht umsonst. Für das Centrum der deutschen Truppen war etwas Luft gemacht; aber auf dem linken Flügel war trotz der Verstärkung durch das 10. Armeecorps die Not noch groß. Wieder mußte Kavallerie aushelfen.

Wedells Brigrade des 10. Corps wurde gegen die Höhen von Bruville gesandt. Als die Truppen durch das brennende Mars la Tour zogen, bekamen sie einen Vorschmack von dem, was ihrer wartete. Von Norden und von Osten her feuerte feindliche Artillerie auf sie. So machtlos ein Infanterieregiment gegen ein eisengepanzertes Kriegsschiff ist, so wirkungslos war auch der Angriff Wedells auf Leboeufs geordnete und an Zahl weit überlegene Infanterie. Nur Bruchstücke führte Wedell zurück. Aber als die feindliche Infanterie im Sturmschritt den Fliehenden nachsetzt, stürzt sich das kampfbereite erste Gardedragonerregiment auf dieselbe. Können sie auch die feindliche Kolonne nicht zurückdrängen, so wollen sie doch mit ihren Leichen den Franzosen den Weg versperren. Zwei Drittel der Reiter liegen zerschmettert am Boden. Der jüngste Offizier, Prinz von Hohenlohe, führt die Schar zurück — er ist der einzige von 20 Offizieren, die nicht tot oder verwundet sind. Auch Finckenstein hat sein zweites Dragonerregiment

gegen den Feind geführt. Er selber kehrt nicht mehr zurück — zwei Tagen nachher fand man seine Leiche unter einem Haufen getöteter Feinde.

Furchtbarer noch ist der Angriff von Barbys Kavallerie. Leboeuf führt auf seinem rechten Flügel die kaiserliche Gardekavallerie, den Stolz Frankreichs, gegen die preußische Stellung. Über ebenes Terrain, ganz wie für den Kavallerieangriff geschaffen, traben sie daher. Ihnen entgegen stürmen sechs preußische Kavallerieregimenter. Die Reiter zweier Nationen sollen sich hier messen: Pferd gegen Pferd, Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert. Hier kann der Einzelne seine Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit zeigen. Ein verwirrtes und hartnäckiges Reitergefecht entspinnt sich. Hier und da bilden sich größere, blutige Knäuel, die sich auflösen und wieder schließen. Fernstehende hören durch das Getöse Stahl gegen Stahl klingen. Herrenlose und blutende Pferde jagen auf dem Felde umher, aus dem Sattel gehobene, verwundete Reiter suchen sich aus dem Gedränge zu schleppen. In einem Graben, der der Chaussee folgt, liegen Menschen und Pferde in einem gräßlichen Durcheinander. Endlich löst sich das Gefecht — die Franzosen blasen zum Rückzug, der preußische linke Flügel ist von seinem Drucke befreit. Nicht im stande, zu einem neuen Angriff überzugehen, nimmt derselbe auf dem Platze Stellung, den er am Morgen dem Feinde abgerungen. —

Wir wenden uns nun noch einmal zu Stülpnagels Division, die, wie wir wissen, den rechten Flügel bildete. Bis 5 Uhr nachmittags hatte Stülpnagel dem Vordrängen des Feindes störrischen Widerstand entgegengesetzt. Um diese Zeit versuchte Bazaine die rechte Flanke der preußischen Division zu umgehen. Aber nicht vergeblich hatten die Geschütze den Tag über gedonnert. Barnekows 16. Division hatte die militärische Musik gehört und war ihrem Klange gefolgt. Prinz Friedrich Karl, der gegen 3 Uhr nachmittags auf dem Kampfplatz erschienen war, dirigierte die Division zur Unterstützung Stülpnagels. Dieselbe wirft sich gegen die Franzosen, unterstützt von der hessischen Division des 9. Armeecorps. Aber die hereinbrechende Dunkelheit hindert am Vordringen: das Gefecht kommt auch auf dem rechten Flügel zum Stehen. — Noch einmal bricht im Centrum eine gewaltige Kanonade los, noch einmal gehen Rheinbabens immer bereite Regimenter zum Angriff vor — aber nun senkt sich tiefe Nacht auf das Schlachtfeld und macht dem grausigen Kampf ein Ende. Nur ein paar Granaten fliegen noch über das Feld, zerplatzen und hüpfen wie Irrlichter auf dem blutigen Erntefelde des Todes dahin. Die Truppen biwakieren unter Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Eine unbeschreibliche Wehmut schleicht sich in das Herz der Kämpfer. Sie blicken auf den Kampfplatz, wo alles still ist bis auf die Gestalten der Ärzte und Kranken-

träger, die ihr Werk beginnen. Die brennenden Dörfer leuchten wie große Fackeln durch das Dunkel. —

17,000 Mann hatten die Deutschen, 16,000 Mann die Franzosen in der Schlacht von Mars la Tour verloren. Und doch standen die Kämpfer abends nahezu auf demselben Platz, auf dem sie morgens, bei Beginn der Schlacht, standen.

Bevor wir dem blutigen Gang der Ereignisse folgen, teilen wir den Leserr ein Gedicht Freiligraths mit, in dem derselbe den Vorgängen bei dem Angriff der Schmettowschen Kürassiere einen sinnigen Ausdruck giebt:

Sie haben Tod und Verderben gespie'n;
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäune verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

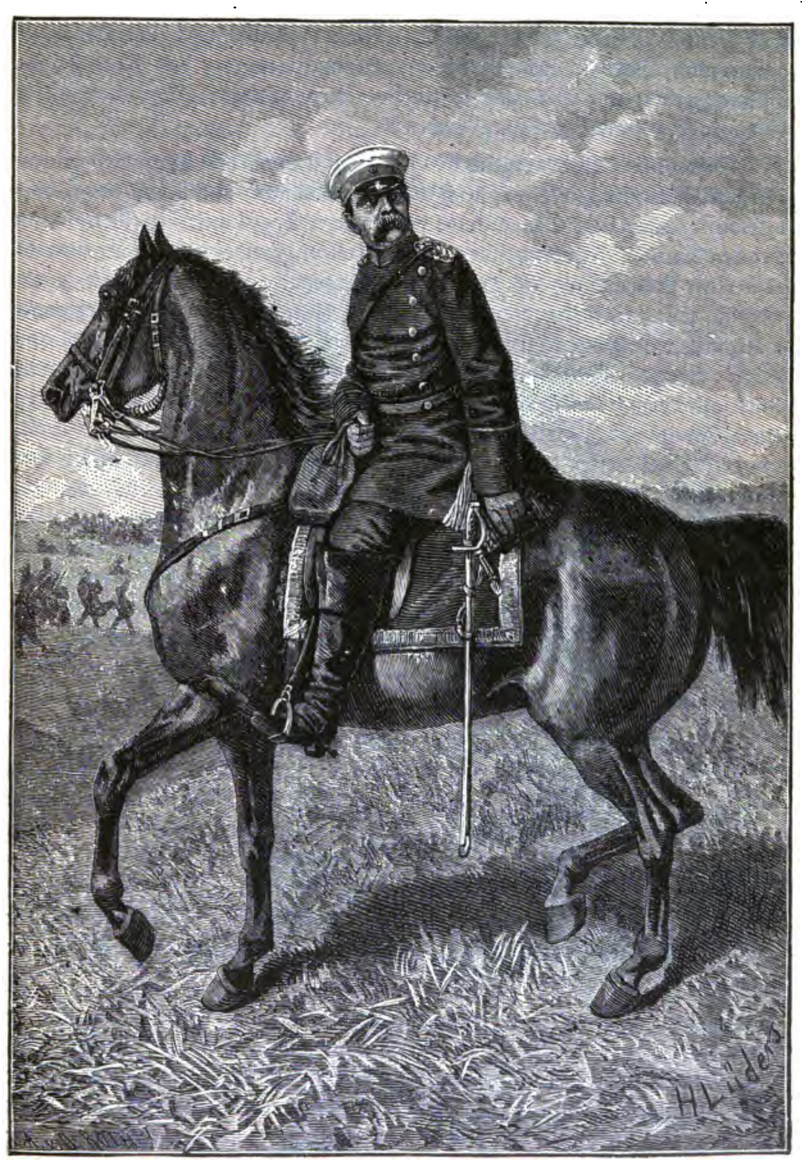
Die Brust durchschossen, die Stirn geklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, —
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten!



Bismarck auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour nach seinen Söhnen forschend.

Das Hauptquartier kam am Nachmittage des zweiten Schlachttages nach Pont-à-Mousson an der Mosel. Dumpf schallte noch der Kanonendonner von Mars la Tour herüber. Bismarck wußte, daß seine beiden Söhne Herbert und Bill ihre ersten Lorbeeren brachen. Wie mag dieser Gedanke sein Vaterherz bewegt haben!

Schon um 4 Uhr morgens am 17. August brach der König mit seinem Gefolge, darunter wie gewöhnlich Moltke, Bismarck und Roon von Pont-à-Mousson nach dem Schlachtfelde des vorigen Tages auf. Bald traf man auf den Prinzen Friedrich Karl. Unter freiem Himmel wurden die Grundzüge einer Schlacht für den 18. entworfen; denn daß Bazaine am 17. seinen Marsch nicht fortsetzen würde, darüber hatte man durch ausgesandte Patrouillen Gewißheit erhalten. Von der I. Armee sollten 2 Corps, von der II. Armee 5 Corps zur Schlacht herangezogen werden. Prinz Friedrich Karl sollte den linken Flügel, Steinmetz den rechten Flügel kommandieren. Zwei Stunden lang blieben noch der Prinz, Moltke und Stiehle beisammen, um die Einzelnheiten des Angriffes zu bestimmen. Auf Grund dieser Beratungen gab der König nachmittags folgenden Armeebefehl aus: Die II. Armee wird morgen, den 18., um 5 Uhr antreten und mit Echelons (kleinen aufeinander folgenden Abteilungen), zwischen dem Yron und Gorzebach, im allgemeinen zwischen Ville sur Yron und Rezonville, vorgehen. Das 8. Corps hat sich dieser Bewegung auf dem rechten Flügel anzuschließen; das 7. Corps wird anfangs die Aufgabe haben, die Bewegungen der II. Armee gegen etwaige feindliche Unternehmungen von der Seite von Metz her zu sichern.

Während dieser Verhandlungen für den dritten großen Schlachttag ritt Bismarck allein, vorgebeugten Hauptes und forschenden Auges über das noch von Toten bedeckte Schlachtfeld. Er suchte nach seinen Söhnen, welche in den Reitergefechten von Vionville tapfer mitgekämpft hatten. In dem Lazarett von Mariaville traf er den älteren Sohn, Herbert, durch eine Chassepotkugel am Oberschenkel verwundet, und konnte auch den jüngeren Sohn, Wilhelm, der unverwundet war, dort begrüßen. Jenen dirigierte er zur Mutter, unter deren Pflege er bald wieder hergestellt wurde; dieser blieb bei der Armee. —

Prinz Friedrich Karl übernachtete vom 17. auf den 18. August in Bruxieres. In aller Frühe des 18. war er wieder auf den Beinen. Da bot sich dem Maler ein herrliches Bild, als der Prinz die Befehlshaber seiner Armeecorps bei der Pappelallee zwischen Vionville und Mars la Tour versammelte. In ihrer Mitte hielt der tollkühne und feurige Prinz in der schmucken roten Husarenuniform. Noch lagen die Trümmer der letzten Schlacht um sie her und schon sannen die Führer über einen neuen Angriff.

Es saßen auf ihren Pferden, dem Prinzen zugeneigt, der milde und schöne Kronprinz von Sachsen, der steife und phlegmatische Prinz August von Württemberg, der aristokratische Alvensleben mit seinen hellen Adleraugen, der stramme Voigts-Rhetz, der entschlossene Manstein, der gedankenvolle Göben, der „General mit der Brille". Prinz Friedrich Karl gab in feuriger Sprache seine Befehle. Dieselben lauteten: Die II. Armee setzt heute den Vormarsch fort, mit dem Bestreben, den Feind von seiner Rückzugsrichtung Metz-Verdun abzudrängen und ihn zu schlagen, wo sie ihn findet. Die Armee rückt in Echelons vor, links das 12. Armeecorps, das um 5 Uhr antritt und die Direktion auf Jarny nimmt, rechts daneben das Gardecorps, Direktion Doncourt; das 9. Armeecorps rechts rückwärts vom Gardecorps, im weiteren Vormarsch St. Marcel hart links liegen lassend; vom 9. Corps rechts rückwärts wird das 8. Corps der Echelonbewegung sich anschließen; in zweiter Linie folgen das 10. Corps und das 3. Corps. Der Vormarsch hat nicht in Marschkolonnen zu erfolgen, sondern die Divisionen sollen in sich massiert vorrücken. Der Oberbefehlshaber wird sich an der Tete des 3. Armeecorps befinden.



Bismarck trifft seine Söhne im Lazarett zu Mariaville.

„Ihre Pflicht," schließt der Prinz, „ist es, den Feind aufzusuchen, seinen Rückzug abzuschneiden; kurz, ihn anzugreifen, wo Sie ihn finden."

„Im Namen Gottes!" fügt der fromme Alvensleben hinzu, als die Generäle ihre Pferde wenden und davon traben.

So setzen sich denn die drei Armeecorps des linken Flügels, das 12., das 9. und die Garde, in aller Frühe in Bewegung. Vorher halten die Feldgeistlichen eine ergreifende Morgenandacht. Wohl mag in dieser ernsten Stunde das mahnende Wort des Predigers bei manchen eine gute Statt gefunden haben; Gott klopfte noch einmal und bei vielen unter ihnen zum letztenmal an.

Das 9. Corps richtet seinen Marsch auf Calre. In den schattigen Schluchten beginnen die durch den frühen Marsch und die heiße Sonne ermatteten Truppen abzukochen. Doch für solche Erholungen ist an einem Schlachttage wenig Zeit. Die Truppen müssen vorwärts. Beim Dorfe Verneville treffen sie die Vorhut des Feindes. Man wirft ihn hinaus und nimmt hinter dem Dorfe Aufstellung, doch schon nahen geschlossene französische Kolonnen. Granaten sausen herüber und hinüber, Mitrailleusen knattern dazwischen. Manstein hält aus; vorgehen soll er nicht, bis die Garden, die links avancieren, Stellung genommen haben. Aber schon das Ausharren ist eine schwere Aufgabe, denn immer wieder avanciert der Feind und immer wieder muß der Anprall aufgehalten werden.

Die Garde läßt aber nicht lange auf sich warten. Sie marschiert auf Habonville, St. Ail und St. Marie. St. Ail wird im Sturmschritt genommen und mit Artillerie wohl besetzt. Die wirft aus 84 Schlünden ihre Kugeln in die feindlichen Stellungen. Nun kommt auch gegen 4 Uhr die Nachricht, daß die Sachsen nahen; sie hatten den weitesten Weg. „Stürmt St. Marie!" befiehlt jetzt General von Pape. Voran stürmt Oberst von Erckert, der Liebling seiner Truppen. Er versteht es, seine Truppen zu begeistern; er hatte sie schon bei Königgrätz ins Feuer geführt und schon damals hatte man ihn, schwer verwundet, vom Schlachtfeld tragen müssen. Heute soll er zum letztenmal mit seinen Braven stürmen. Sie dringen in das Dorf, mit Kolben und Bajonetten werfen sie den Franzmann hinaus. Aber werden sie sich halten können? Noch ist Erckert unter ihnen, hier ordnend, hier ermunternd, hier Ermattende antreibend; und so lange Erckert bei ihnen ist, weichen die Gardefüsiliere nicht. Aber die weittragenden Chassepotgewehre senden ihre Geschosse in die Dorfgasse. Erckert, der hoch zu Pferde sitzt, wankt im Sattel — man nimmt ihn herab — er ist tot. Eine Kugel ist ihm in den Kopf gedrungen. Den braven Füsilieren ermattet der Arm, und der Feind nähert sich. Doch es nahen auch sächsische Regimenter — St. Marie bleibt in deutschen Händen.

Prinz August von Württemberg sendet nun seine Garden auf Privat la Montagne. Meilenweit überhöht dieses Dorf das ganze Gebiet. Seine großen, massiven Gebäude sind mit steinernen Mauern umgeben, welche die

Verteidigung erleichtern. Voran ziehen in musterhafter Ordnung die Regimenter Kaiser Franz und Königin Augusta. Links vor ihnen stürmen die Regimenter der ersten Gardeinfanterie-Division, rechts das 2. und 4. Garderegiment. Trotzig schreiten sie vorwärts; ihnen voran traben die Kommandeure. Sind diese auch auf ihren Pferden dem Feuer des Feindes ganz besonders ausgesetzt, so wollen sie doch ihren Truppen Führer sein auf dem blutigen Wege. Doch nicht lange bleiben sie hoch zu Roß;



General von Pape und die Garde von St. Privat.

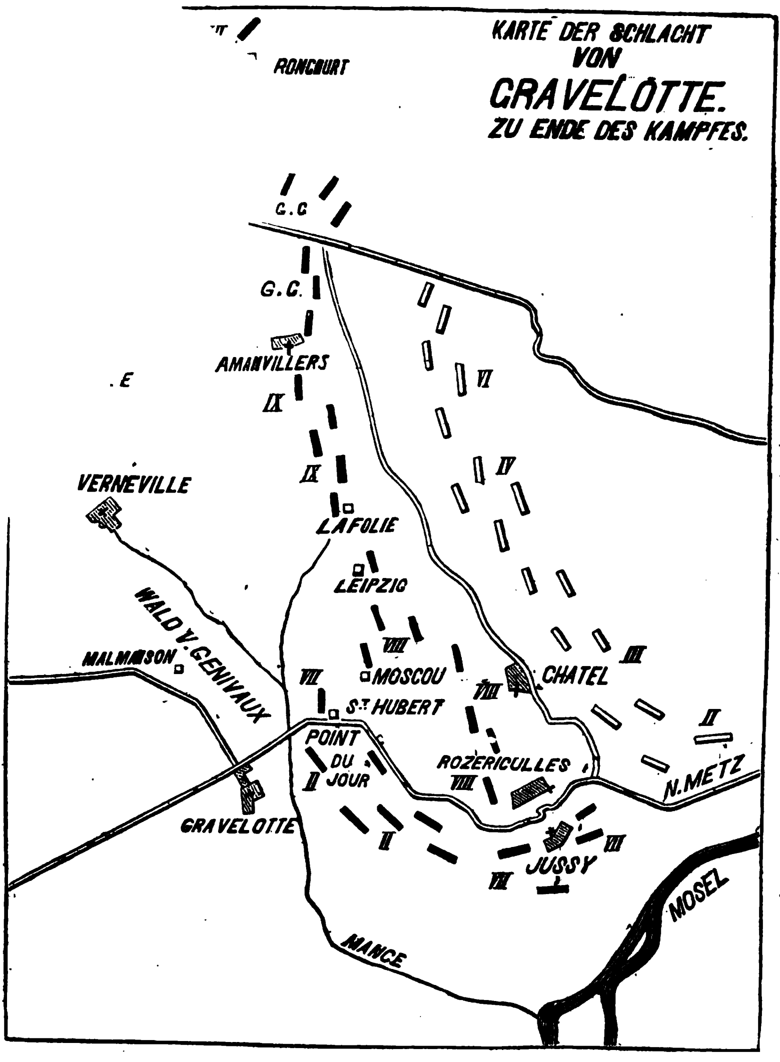
viele sinken bald blutend aus dem Sattel, andern werden die Pferde unter dem Leibe erschossen. Reihenweis fallen die Soldaten; sie sehen vor sich das von Rauch verdunkelte Dorf; nur hier und da leuchtet das rote Käppi eines Franzosen hindurch. Aber in das Dorf wollen sie, und sollte es für alle der letzte Gang sein. Doch was ist das? Tönt da nicht das Signal „Halten"? — Erstaunt sehen sich die Garden an. Sollten sie denn mitten im Feuer, auf einer freien Ebene halten bleiben? Will man sie absichtlich dem Tode weihen? —

„Im Namen Gottes!" fügt der fromme Alvensleb… …h die
räle ihre Pferde wenden und davon traben. …en.

So setzen sich denn die drei Armeecorps …
12., das 9. und die Garde, in aller Frühe in …
die Feldgeistlichen eine ergreifende Morgenand…
ernsten Stunde das mahnende Wort des Pre…
Statt gefunden haben; Gott klopfte noch ein…
zum letztenmal an.

Das 9. Corps richtet seinen Marsch…
Schluchten beginnen die durch den früh…
ermatteten Truppen abzukochen. Doch …
Schlachttage wenig Zeit. Die Trupp… … Die
Verneville treffen sie die Vorhut des … …du vor-
nimmt hinter dem Dorfe Aufstellun… …t, falle da,
zösische Kolonnen. Granaten saus… …und Bajonett
knattern dazwischen. Manstein h… …r sächsische Gene-
Garden, die links avancieren, St… …rmen die Sachsen.
Ausharren ist eine schwere Au… …widerstehen, sie räumen
Feind und immer wieder muß d… …ug nach Metz an, den die

Die Garde läßt aber nicht …
Habonville, St. Ail und … …entscheidender Vorteil errungen,
genommen und mit Artilleri… …eutschen Aufstellung? —
ihre Kugeln in die feindlic… …lich von Rezonville auf. Von hier
die Nachricht, daß die … …verfolgen.
„Stürmt St. Marie!" … …wie wir wissen, das 9. Corps seine Stel-
Oberst von Erckert, der … …ravelotte verlassen und hatte sich nördlich
Truppen zu begeistern … …lich von Flavigny, sehen wir glänzende Uni-
und schon damals hat … …en allen Seiten auf diese Gruppe zu. Hier hält
müssen. Heute soll … …Seite weilt Moltke.
dringen in das Dor… …h die Reihen des 8. Armeecorps auf Gravelotte.
hinaus. Aber we… …e französische Granate durch die Luft, kenntlich an
hier ordnend, hie… …in der Luft schwebend zurückbleiben. Um Mittag
Erckert bei ihnen … Die deutschen Batterien werfen ihre Geschosse
den Chassepotge… …und Gravelotte, und die Franzosen verstehen zu antworten.
hoch zu Pferd… …gleicht einem glühenden Krater. Der Boden zittert, auf
tot. Eine … und der Donner betäubt unsere Ohren. Das Gefecht
ermattet b… … Terrain, aber Hunderte decken nichtsdesto-
Regiment… … Boden.
…nzösische Artillerie ihre Geschosse auf Gra-
…t ist es in deutschen Händen. Inzwischen
… den Wald von Genivaux. Aber seine



Deutsche: II., VII., VIII., IX., XII. — 2., 7., 8., 9., 12. Armeecorps.
G C Gardecorps.

Franzosen: II., III., IV., VI.: 2., 3., 4., 6. Corps.

Doch der preußische Soldat gehorcht und so bleiben denn auch die Garden stehen. Prinz Friedrich Karl hatte den Befehl zum Halten gegeben. Er hatte von seinem erhöhten Standpunkt aus den unheilvollen Angriff gesehen und wollte die Ankunft der zurückgebliebenen sächsischen Regimenter abwarten. Inzwischen ritten die Führer an den Fronten entlang, während der Tod in den Reihen große Opfer fand. General Pape werden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, einer seiner Adjutanten wird getötet, ein anderer sinkt verwundet vom Pferde. Der aus Mexiko bekannte Prinz Felix zu Salm-Salm tränkt mit seinem Blute französischen Boden. Mit ihm fallen zwei Brigadekommandeure und vier Regimentskommandeure. — Kämen doch die Sachsen! —

Horch, da tönt Trompetenklang, da wirbeln die Trommeln! Die Sachsen stürmen das Dorf. Nun, preußische Garde, stürme auch du vorwärts; vereint muß Euch der Sieg werden! Hinein in das Dorf, falle da, wer falle! Auf die Umfassungsmauern steigen sie, mit Kolben und Bajonett bahnen sie sich den Weg in das Dorf, in die Häuser. Der sächsische General von Craushaar fällt; aber nur um so wütender stürmen die Sachsen. So mächtigem Anprall können die Franzosen nicht widerstehen, sie räumen das Dorf und treten einen fluchtähnlichen Rückzug nach Metz an, den die hereinbrechende Dunkelheit schützend verhüllt.

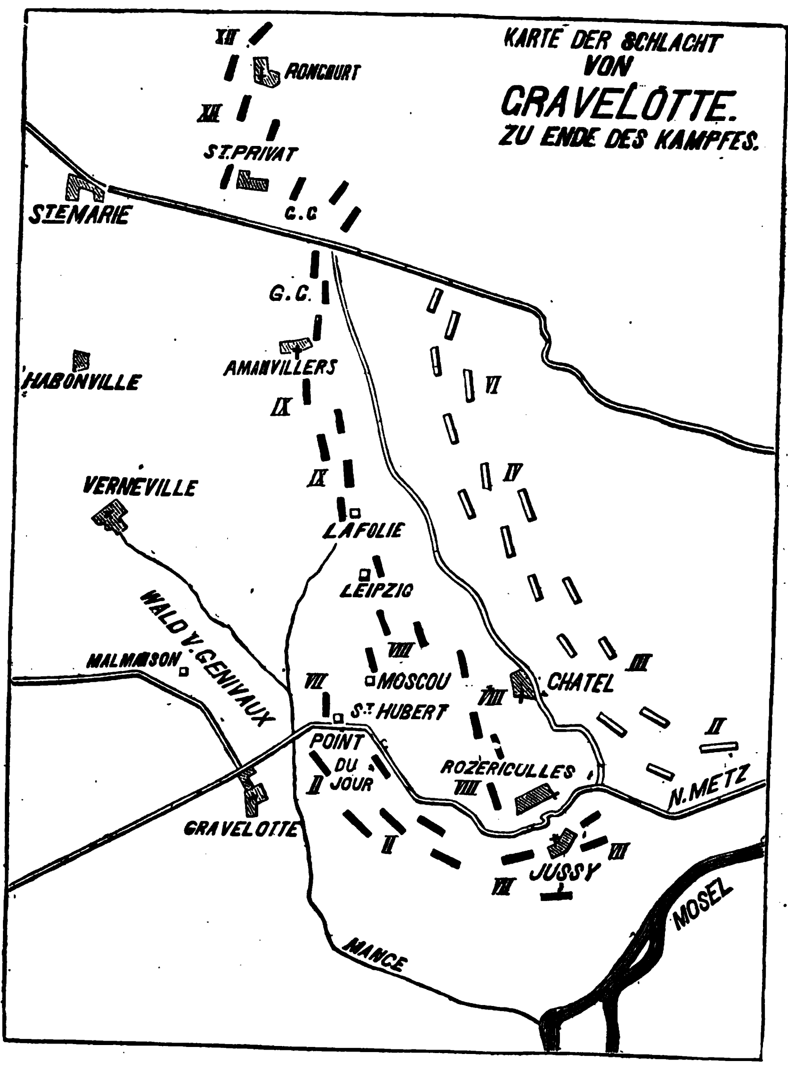
War nun auf dem linken Flügel ein so entscheidender Vorteil errungen, wie stand es auf dem rechten Flügel der deutschen Aufstellung? —

Der Leser stelle sich mit uns südlich von Rezonville auf. Von hier können wir den Gang der Schlacht verfolgen.

Schon um 10½ Uhr hatte, wie wir wissen, das 9. Corps seine Stellung zwischen Rezonville und Gravelotte verlassen und hatte sich nördlich gewandt. Links von uns, südlich von Flavigny, sehen wir glänzende Uniformen. Reiter sprengen von allen Seiten auf diese Gruppe zu. Hier hält der König, und an seiner Seite weilt Moltke.

Langsam bewegen sich die Reihen des 8. Armeecorps auf Gravelotte. Nur gelegentlich zieht eine französische Granate durch die Luft, kenntlich an weißen Wölkchen, die in der Luft schwebend zurückbleiben. Um Mittag wird die Kanonade stärker. Die deutschen Batterien werfen ihre Geschosse auf Malmaison und Gravelotte, und die Franzosen verstehen zu antworten. Die ganze Gegend gleicht einem glühenden Krater. Der Boden zittert, auf dem wir stehen, und der Donner betäubt unsere Ohren. Das Gefecht steht, keine Seite gewinnt an Terrain, aber Hunderte decken nichtsdestoweniger schon den blutgetränkten Boden.

Da endlich sehen wir die französische Artillerie ihre Geschosse auf Gravelotte richten — zweifellos, nun ist es in deutschen Händen. Inzwischen durchstürmen Göbens Truppen den Wald von Genivaux. Aber seine



Deutsche: II., VII., VIII., IX., XII. — 2., 7., 8., 9., 12. Armeecorps.
G C Gardecorps.

Franzosen: II., III., IV., VI.: 2., 3., 4., 6. Corps.

Braven leiden unter einem mörderischen Artilleriefeuer, das von den Farmen St. Hubert und Moscou auf sie geworfen wird. Doch nun rasselt die Artillerie Zastrows herbei, sie engagiert den Feind. Man wagt einen neuen Vorstoß. Auf Point du Jour und St. Hubert durch die Thalsenkung drängen die Kolonnen. Und nun geht es bergan. Es war ja nur eine kurze Strecke bis zu der Pappelallee, welche den Bergsaum krönte; die Bäume mußten erreicht werden. Aber hinter jenen Pappeln stehen Franzosen und ihre Gewehrläufe haben alle eine Richtung. Und zwischen ihnen halten Mitrailleusen und ihr vielläufiges Rohr speit einen vernichtenden Bleihagel den Stürmenden entgegen. Es fallen nicht einzelne, nein, kolonnenweise stürzen sie nieder. Der Angriff war nutzlos, ganz nutzlos. Hunderte deckten vergeblich die Thalsenkung. Das Gefecht stand wiederum.

Doch was ist das? Plötzlich, als wäre man darin übereingekommen, schweigt das Geschützfeuer. Todesstille herrscht da, wo eben der Donner der Schlacht wütete. Was liegt da näher, als die Vermutung, der Feind ziehe sich vor dem Feuer der Deutschen zurück. So wenigstens dachten Steinmetz und sein Stab. Vorwärts darum Ihr Ulanen und Ihr reitenden Batterieen, jagt dem Feinde nach! Und vorwärts rasseln sie, hinein in die Schlucht der Mance. Aber da bricht von neuem der Donner los; nicht abgezogen waren die Franzosen, nur eine gesichertere Stellung hatten sie genommen. Die Artillerie stockt, die Kavallerie gerät in Unordnung. Und nicht nur hier; an allen Punkten des rechten Flügels wird die Lage immer bedenklicher. Schon zeigt sich hier und da Unordnung und Zaghaftigkeit. Der Erfolg scheint sich auf die Seite der Franzosen zu neigen.

Auf der Anhöhe von Flavigny hält der König. Ihm bangt vor der Entscheidung des Tages. Noch bleibt eine Hoffnung. Fransecki, der das 2. Armeecorps führt, ist auf dem Wege nach dem Schlachtfelde. Auf ihm ruht die Entscheidung. Kann er früh genug seine Pommern heran führen, so kann noch der Tag für die Deutschen entschieden werden. Aller Augen richten sich auf Gorze, denn von dorther müssen die Pommern kommen. Da naht auf schaumbedecktem Rosse ein Reiter; er meldet dem Könige den Anmarsch des 2. Armeecorps, es ist Fransecki, der seinen Truppen vorausgeeilt ist. Heran denn, Ihr tapferen Pommern!

Der König sprengt auf die Höhen von Gravelotte; hier ziehen die Regimenter des 2. Armeecorps an ihm vorüber. Es war 7 Uhr geworden. Granaten platzen in unmittelbarer Nähe des Königs; Roon bittet den Monarchen, sich aus dem Feuer zu begeben, und dieser reitet nach Rezonville zurück.

Die Pommern thuen ihre Schuldigkeit. Sie stürmen die Höhen und werfen den Feind zurück. 20,000 stürmenden Pommern können auch die

Tapfersten nicht widerstehen. Die Höhen von Gravelotte sind in deutschem Besitz; aber weiter vermögen die Truppen nicht zu dringen. Point du Jour bleibt von Franzosen besetzt, die den Rückzug ihrer Kameraden decken.

Der König saß um diese Zeit neben einer Gartenmauer bei Rezonville. Eine Leiter von einem Bauernwagen war sein Sitz. An seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck und von Roon. Alle harrten ängstlich und gespannt des Ausgangs. Graf Bismarck suchte sich französische Briefe zum Lesen — jeder war schweigsam. Da tritt Moltke zum König. „Majestät," ruft er, „wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Positionen geworfen!" Ein kräftiges Hurra der Umstehenden antwortete. — Beim Schein eines Wachtfeuers diktierte König Wilhelm die Siegesdepesche. Sie lautete:

Bivouac bei Rezonville, den 18. August, 9 Uhr abends.

Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von Paris mit ihren Verbindungen abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen.

Wilhelm.

In einem kleinen Stübchen eines Hauses von Rezonville, auf einem Feldbett ruhte der König. 30 Stundenlang war er nicht aus den Kleidern gekommen. —

Auf dem Schlachtfelde wurde es ruhig. Die todmüden Streiter legten sich nieder zwischen die Leichen ihrer Kameraden. Bivouak-Feuer sah man nur wenige, aber das brennende Malmaison warf einen geisterhaften Schein über das Feld.

Nahezu 80,000 Mann hatte der Kampf gekostet. 80,000 Mann an einem Tage tot oder verwundet! Ärzte und Krankenpfleger hatten Tag und Nacht vollauf zu thun. — — —

Doch es wird unsere Leser sicherlich interessieren, zu hören, was unser Sheridan, der der Schlacht von Gravelotte beiwohnte, darüber zu berichten weiß.

Sheridan war in Begleitung des Generals Forsyth am 27. Juli von New York abgereist, hatte am 12. August Berlin erreicht und war, einer Einladung Bismarcks folgend, schon am 17. August in Pont-à-Mousson, im Hauptquartiere der deutschen Armee eingetroffen. Bismarck empfing ihn und erkundigte sich angelegentlichst nach der öffentlichen Meinung in Amerika. Andern Tages, am Tage der blutigen Schlacht von Gravelotte, stellte sich Sheridan frühmorgens um 4 Uhr im Quartier des Reichskanzlers ein, der ihn mit in seinen Wagen nahm. Bismarck gestand dem Ameri-

kaner, daß er in seiner Jugend ein begeisterter Anhänger der republikanischen Regierungsform gewesen sei, daß aber der Einfluß seiner Familie ihn von seinen Ansichten abgebracht habe. Nun er als Diplomat Erfahrungen gemacht habe, sei er zu der Überzeugung gekommen, daß Deutschland für eine republikanische Verfassung nicht reif sei.

Bald traf man den König. Sheridan wurde diesem vorgestellt. „Seine Majestät," schreibt Sheridan, „nahm meine Rechte zwischen beide Hände, hieß mich aufs herzlichste willkommen und erkundigte sich wie Bismarck, doch mittels eines Dolmetschers, angelegentlichst nach der öffentlichen Meinung in Amerika. König Wilhelm I. war damals 73 Jahre alt; in der Uniform der Garde gekleidet, erschien er mir als das echte Ideal eines Soldaten, den zugleich das höflichste und liebenswürdigste Benehmen ziert."

Man nahm auf einem erhöhten Punkte Aufstellung, Sheridan machte nun auch die Bekanntschaft Moltkes. In fließendem Englisch setzte ihm dieser die Stellungen der verschiedenen Corps auseinander und unterrichtete ihn über die Bewegungen der Truppen. Während die Schlacht wogte, kamen häufig Offiziere und brachten Meldungen. „So oft ein solcher kam, sammelten wir uns um den König. Moltke erklärte dann auf einer Karte den Stand der Dinge. Während man sodann auf die nächste Meldung wartete, kehrte Moltke entweder auf einen für ihn aus Tornistern aufgebauten Sitz zurück, oder spazierte auf und ab, da und dort mit dem Fuße Klümpchen Erde oder kleine Steine wegstoßend, die Hände auf dem Rücken, das Gesicht bleich und gedankenvoll. Er war damals etwa 70 Jahre alt, erschien aber durch seine abgemagerte Gestalt, die tiefen Runzeln im Gesicht und die Krähenfüße unter den Augen eher älter: er glich mehr einem kirchlichen Asketen als dem allbekannten, begeisterten Meister der Kriegskunst."

Sheridan sah auch, wie der König unter die vor dem furchtbaren Feuer der Franzosen fliehenden Preußen ritt und sie mit Worten zum Stillstand brachte, die ihm energisch genug klangen, "to remind me of the 'Dutch' swearing that I used to hear in my boyhood in Ohio."

So lange die Aufregung des Tages anhielt, hatte Sheridan den Mangel an Speise und Trank nicht empfunden. Gegen Abend aber machte sich der Magen bemerklich. „Ich war fast erschöpft, da ich seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte. . . . Da kamen Soldaten mit einem Fäßchen Wein des Weges. Ein Offizier verschaffte sich den Wein und teilte ihn großmütig aus. Niemals hat mich etwas so erfrischt und mir so wohlgeschmeckt wie dieser gewöhnliche französische Landwein. — Nachdem ich meinen Durst gestillt hatte, rief mich Prinz Karl, des Königs Bruder, beiseite und teilte mit mir ein Stück trockenes Brot, das er aus seiner Rocktasche zog."

Sheridan und Bismarck machten sich am Abend auf die Suche nach einem Quartier. Im Dorfe Rezonville fand man ein Häuschen, dessen unterer Stock mit Verwundeten belegt, dessen oberer Stock aber noch frei war. Man fand hier sogar drei Betten; das eine wurde dem Herzog von Mecklenburg, das andere dem Neffen Bismarcks und Sheridan, das dritte dem Kanzler eingeräumt. „Jedes Bett war, wie das in Deutschland und im nördlichen Frankreich Sitte ist, reichlich mit Federdecken versehen; da aber die Nacht warm war, wurden diese auf den Boden gelegt. Das gab ein ganz komfortables Lager, so daß ich mein Nachtlager auf dem Boden einrichtete und den Neffen Bismarcks wenigstens von menschlicher Schlafgenossenschaft befreite."

Morgens, als Sheridan die Stiege hinabstieg, kam ihm schon Bismarck mit zwei Eiern entgegen, die er requiriert hatte. Bismarck lud ihn zu dem Mahle ein, wußte auch etwas Kaffee aufzutreiben. Es war dies aber immer noch zu wenig für zwei hungrige Mägen, darum machten sich beide Kriegsgefährten noch einmal auf. Während Bismarck erfolglos herumschnüffelte, trieb der findige Sheridan einen Marketender auf, dem er seine letzten Würste abkaufte. —

Als später die beiden Herren mit ihrem Gefährt das Dorf Gorze passieren wollten, war die Dorfgasse so mit Wagen vollgepfropft, daß man nicht vorwärts kam. „Der Graf zeigte sich indes der Sache gewachsen; denn er ergriff seine Pistole, hieß mich im Wagen zurückbleiben, sprang heraus und begann die Straße freizumachen. Er schritt vor dem Wagen her, bis man durch das Gewühl hindurch war, dann nahm er seinen Sitz wieder ein und meinte: „Dies ist zwar kein Geschäft, das eines Kanzlers des Deutschen Bundes würdig ist, aber es ist dies die einzige Manier, wie wir durchkommen können." —

Immer zeigte sich Bismarck dem amerikanischen General entgegenkommend, teilte auch gern mit ihm, was er hatte. „In Bar le Duc versuchte ich zum erstenmal in meinem Leben Kirschwasser, ein sehr starkes, aus Kirschen gebranntes Getränk. Da ich den Stoff nicht kannte, verließ ich mich auf Bismarcks Empfehlung. Der erklärte es als etwas besonders Feines, darum nahm ich einen recht herzhaften Schluck, der mich aber schier erwürgte und mir einen heftigen Hustenanfall zuzog. Der Kanzler meinte jedoch, daß dies nicht vom Getränk, sondern von einem Mangel an Erfahrung herrühre, und ich mußte dem erlauchten Staatsmann recht geben, denn er bestätigte seine Worte durch einen gehörigen Zug, wobei sein Gesicht durchaus kein Unbehagen, sondern die größte Befriedigung ausdrückte."

Ein andermal — nach der Schlacht bei Sedan — hatte Bismarcks Neffe eine Flasche Brandy aufgetrieben. „Die Flasche seinem Onkel reichend, sagte er zu diesem: ‚Du hast einen schweren Tag gehabt, willst

Das Hauptquartier kam am Nachmittage des zweiten Schlachttages nach Pont-à-Mousson an der Mosel. Dumpf schallte noch der Kanonendonner von Mars la Tour herüber. Bismarck wußte, daß seine beiden Söhne Herbert und Bill ihre ersten Lorbeeren brachen. Wie mag dieser Gedanke sein Vaterherz bewegt haben!

Schon um 4 Uhr morgens am 17. August brach der König mit seinem Gefolge, darunter wie gewöhnlich Moltke, Bismarck und Roon von Pont-à-Mousson nach dem Schlachtfelde des vorigen Tages auf. Bald traf man auf den Prinzen Friedrich Karl. Unter freiem Himmel wurden die Grundzüge einer Schlacht für den 18. entworfen; denn daß Bazaine am 17. seinen Marsch nicht fortsetzen würde, darüber hatte man durch ausgesandte Patrouillen Gewißheit erhalten. Von der I. Armee sollten 2 Corps, von der II. Armee 5 Corps zur Schlacht herangezogen werden. Prinz Friedrich Karl sollte den linken Flügel, Steinmetz den rechten Flügel kommandieren. Zwei Stunden lang blieben noch der Prinz, Moltke und Stiehle beisammen, um die Einzelnheiten des Angriffes zu bestimmen. Auf Grund dieser Beratungen gab der König nachmittags folgenden Armeebefehl aus: Die II. Armee wird morgen, den 18., um 5 Uhr antreten und mit Echelons (kleinen aufeinander folgenden Abteilungen), zwischen dem Yron und Gorzebach, im allgemeinen zwischen Ville sur Yron und Rezonville, vorgehen. Das 8. Corps hat sich dieser Bewegung auf dem rechten Flügel anzuschließen; das 7. Corps wird anfangs die Aufgabe haben, die Bewegungen der II. Armee gegen etwaige feindliche Unternehmungen von der Seite von Metz her zu sichern.

Während dieser Verhandlungen für den dritten großen Schlachttag ritt Bismarck allein, vorgebeugten Hauptes und forschenden Auges über das noch von Toten bedeckte Schlachtfeld. Er suchte nach seinen Söhnen, welche in den Reitergefechten von Vionville tapfer mitgekämpft hatten. In dem Lazarett von Mariaville traf er den älteren Sohn, Herbert, durch eine Chassepotkugel am Oberschenkel verwundet, und konnte auch den jüngeren Sohn, Wilhelm, der unverwundet war, dort begrüßen. Jenen dirigierte er zur Mutter, unter deren Pflege er bald wieder hergestellt wurde; dieser blieb bei der Armee. —

Prinz Friedrich Karl übernachtete vom 17. auf den 18. August in Bruxieres. In aller Frühe des 18. war er wieder auf den Beinen. Da bot sich dem Maler ein herrliches Bild, als der Prinz die Befehlshaber seiner Armeecorps bei der Pappelallee zwischen Vionville und Mars la Tour versammelte. In ihrer Mitte hielt der tollkühne und feurige Prinz in der schmucken roten Husarenuniform. Noch lagen die Trümmer der letzten Schlacht um sie her und schon sannen die Führer über einen neuen Angriff.

Es saßen auf ihren Pferden, dem Prinzen zugeneigt, der milde und schöne Kronprinz von Sachsen, der steife und phlegmatische Prinz August von Württemberg, der aristokratische Alvensleben mit seinen hellen Adleraugen, der stramme Voigts-Rhetz, der entschlossene Manstein, der gedankenvolle Göben, der „General mit der Brille". Prinz Friedrich Karl gab in feuriger Sprache seine Befehle. Dieselben lauteten: Die II. Armee setzt heute den Vormarsch fort, mit dem Bestreben, den Feind von seiner Rückzugsrichtung Metz-Verdun abzudrängen und ihn zu schlagen, wo sie ihn findet. Die Armee rückt in Echelons vor, links das 12. Armeecorps, das um 5 Uhr antritt und die Direktion auf Jarny nimmt, rechts daneben das Gardecorps, Direktion Doncourt; das 9. Armeecorps rechts rückwärts vom Gardecorps, im weiteren Vormarsch St. Marcel hart links liegen lassend; vom 9. Corps rechts rückwärts wird das 8. Corps der Echelonbewegung sich anschließen; in zweiter Linie folgen das 10. Corps und das 3. Corps. Der Vormarsch hat nicht in Marschkolonnen zu erfolgen, sondern die Divisionen sollen in sich massiert vorrücken. Der Oberbefehlshaber wird sich an der Tete des 3. Armeecorps befinden.



Bismarck trifft seine Söhne im Lazarett zu Mariaville.

„Ihre Pflicht," schließt der Prinz, „ist es, den Feind aufzusuchen, seinen Rückzug abzuschneiden; kurz, ihn anzugreifen, wo Sie ihn finden."

„Im Namen Gottes!“ fügt der fromme Alvensleben hinzu, als die Generäle ihre Pferde wenden und davon traben.

So setzen sich denn die drei Armeecorps des linken Flügels, das 12., das 9. und die Garde, in aller Frühe in Bewegung. Vorher halten die Feldgeistlichen eine ergreifende Morgenandacht. Wohl mag in dieser ernsten Stunde das mahnende Wort des Predigers bei manchen eine gute Statt gefunden haben; Gott klopfte noch einmal und bei vielen unter ihnen zum letztenmal an.

Das 9. Corps richtet seinen Marsch auf Calre. In den schattigen Schluchten beginnen die durch den frühen Marsch und die heiße Sonne ermatteten Truppen abzukochen. Doch für solche Erholungen ist an einem Schlachttage wenig Zeit. Die Truppen müssen vorwärts. Beim Dorfe Verneville treffen sie die Vorhut des Feindes. Man wirft ihn hinaus und nimmt hinter dem Dorfe Aufstellung, doch schon nahen geschlossene französische Kolonnen. Granaten sausen herüber und hinüber, Mitrailleusen knattern dazwischen. Manstein hält aus; vorgehen soll er nicht, bis die Garden, die links avancieren, Stellung genommen haben. Aber schon das Ausharren ist eine schwere Aufgabe, denn immer wieder avanciert der Feind und immer wieder muß der Anprall aufgehalten werden.

Die Garde läßt aber nicht lange auf sich warten. Sie marschiert auf Habonville, St. Ail und St. Marie. St. Ail wird im Sturmschritt genommen und mit Artillerie wohl besetzt. Die wirft aus 84 Schlünden ihre Kugeln in die feindlichen Stellungen. Nun kommt auch gegen 4 Uhr die Nachricht, daß die Sachsen nahen; sie hatten den weitesten Weg. „Stürmt St. Marie!“ befiehlt jetzt General von Pape. Voran stürmt Oberst von Erckert, der Liebling seiner Truppen. Er versteht es, seine Truppen zu begeistern; er hatte sie schon bei Königgrätz ins Feuer geführt und schon damals hatte man ihn, schwer verwundet, vom Schlachtfeld tragen müssen. Heute soll er zum letztenmal mit seinen Braven stürmen. Sie dringen in das Dorf, mit Kolben und Bajonetten werfen sie den Franzmann hinaus. Aber werden sie sich halten können? Noch ist Erckert unter ihnen, hier ordnend, hier ermunternd, hier Ermattende antreibend; und so lange Erckert bei ihnen ist, weichen die Gardefüsiliere nicht. Aber die weittragenden Chassepotgewehre senden ihre Geschosse in die Dorfgasse. Erckert, der hoch zu Pferde sitzt, wankt im Sattel — man nimmt ihn herab — er ist tot. Eine Kugel ist ihm in den Kopf gedrungen. Den braven Füsilieren ermattet der Arm, und der Feind nähert sich. Doch es nahen auch sächsische Regimenter — St. Marie bleibt in deutschen Händen.

Prinz August von Württemberg sendet nun seine Garden auf Privat la Montagne. Meilenweit überhöht dieses Dorf das ganze Gebiet. Seine großen, massiven Gebäude sind mit steinernen Mauern umgeben, welche die

Verteidigung erleichtern. Voran ziehen in musterhafter Ordnung die Regimenter Kaiser Franz und Königin Augusta. Links vor ihnen stürmen die Regimenter der ersten Gardeinfanterie-Division, rechts das 2. und 4. Garderegiment. Trotzig schreiten sie vorwärts; ihnen voran traben die Kommandeure. Sind diese auch auf ihren Pferden dem Feuer des Feindes ganz besonders ausgesetzt, so wollen sie doch ihren Truppen Führer sein auf dem blutigen Wege. Doch nicht lange bleiben sie hoch zu Roß;



General von Pape und die Garde von St. Privat.

viele sinken bald blutend aus dem Sattel, andern werden die Pferde unter dem Leibe erschossen. Reihenweis fallen die Soldaten; sie sehen vor sich das von Rauch verdunkelte Dorf; nur hier und da leuchtet das rote Käppi eines Franzosen hindurch. Aber in das Dorf wollen sie, und sollte es für alle der letzte Gang sein. Doch was ist das? Tönt da nicht das Signal „Halten"? — Erstaunt sehen sich die Garden an. Sollten sie denn mitten im Feuer, auf einer freien Ebene halten bleiben? Will man sie absichtlich dem Tode weihen? —

Doch der preußische Soldat gehorcht und so bleiben denn auch die Garden stehen. Prinz Friedrich Karl hatte den Befehl zum Halten gegeben. Er hatte von seinem erhöhten Standpunkt aus den unheilvollen Angriff gesehen und wollte die Ankunft der zurückgebliebenen sächsischen Regimenter abwarten. Inzwischen ritten die Führer an den Fronten entlang, während der Tod in den Reihen große Opfer fand. General Pape werden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, einer seiner Adjutanten wird getötet, ein anderer sinkt verwundet vom Pferde. Der aus Mexiko bekannte Prinz Felix zu Salm-Salm tränkt mit seinem Blute französischen Boden. Mit ihm fallen zwei Brigadekommandeure und vier Regimentskommandeure. — Kämen doch die Sachsen! —

Horch, da tönt Trompetenklang, da wirbeln die Trommeln! Die Sachsen stürmen das Dorf. Nun, preußische Garde, stürme auch du vorwärts; vereint muß Euch der Sieg werden! Hinein in das Dorf, falle da, wer falle! Auf die Umfassungsmauern steigen sie, mit Kolben und Bajonett bahnen sie sich den Weg in das Dorf, in die Häuser. Der sächsische General von Craushaar fällt; aber nur um so wütender stürmen die Sachsen. So mächtigem Anprall können die Franzosen nicht widerstehen, sie räumen das Dorf und treten einen fluchtähnlichen Rückzug nach Metz an, den die hereinbrechende Dunkelheit schützend verhüllt.

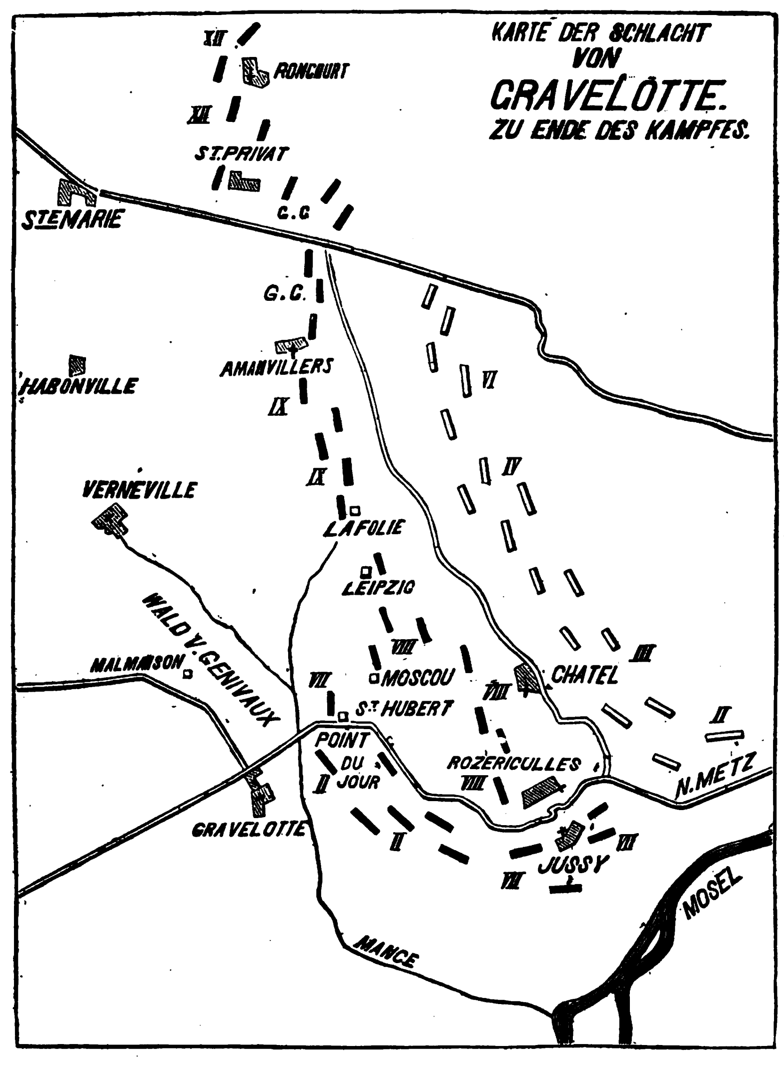
War nun auf dem linken Flügel ein so entscheidender Vorteil errungen, wie stand es auf dem rechten Flügel der deutschen Aufstellung? —

Der Leser stelle sich mit uns südlich von Rezonville auf. Von hier können wir den Gang der Schlacht verfolgen.

Schon um 10½ Uhr hatte, wie wir wissen, das 9. Corps seine Stellung zwischen Rezonville und Gravelotte verlassen und hatte sich nördlich gewandt. Links von uns, südlich von Flavigny, sehen wir glänzende Uniformen. Reiter sprengen von allen Seiten auf diese Gruppe zu. Hier hält der König, und an seiner Seite weilt Moltke.

Langsam bewegen sich die Reihen des 8. Armeecorps auf Gravelotte. Nur gelegentlich zieht eine französische Granate durch die Luft, kenntlich an weißen Wölkchen, die in der Luft schwebend zurückbleiben. Um Mittag wird die Kanonade stärker. Die deutschen Batterien werfen ihre Geschosse auf Malmaison und Gravelotte, und die Franzosen verstehen zu antworten. Die ganze Gegend gleicht einem glühenden Krater. Der Boden zittert, auf dem wir stehen, und der Donner betäubt unsere Ohren. Das Gefecht steht, keine Seite gewinnt an Terrain, aber Hunderte decken nichtsdestoweniger schon den blutgetränkten Boden.

Da endlich sehen wir die französische Artillerie ihre Geschosse auf Gravelotte richten — zweifellos, nun ist es in deutschen Händen. Inzwischen durchstürmen Göbens Truppen den Wald von Genivaux. Aber seine



▬ Deutsche: II., VII., VIII., IX., XII. — 2., 7., 8., 9., 12. Armeecorps.
G C Gardecorps.

═ Franzosen: II., III., IV., VI.: 2., 3., 4., 6. Corps.

Braven leiden unter einem mörderischen Artilleriefeuer, das von den Farmen St. Hubert und Moscou auf sie geworfen wird. Doch nun rasselt die Artillerie Zastrows herbei, sie engagiert den Feind. Man wagt einen neuen Vorstoß. Auf Point du Jour und St. Hubert durch die Thalsenkung drängen die Kolonnen. Und nun geht es bergan. Es war ja nur eine kurze Strecke bis zu der Pappelallee, welche den Bergsaum krönte; die Bäume mußten erreicht werden. Aber hinter jenen Pappeln stehen Franzosen und ihre Gewehrläufe haben alle eine Richtung. Und zwischen ihnen halten Mitrailleusen und ihr vielläufiges Rohr speit einen vernichtenden Bleihagel den Stürmenden entgegen. Es fallen nicht einzelne, nein, kolonnenweise stürzen sie nieder. Der Angriff war nutzlos, ganz nutzlos. Hunderte deckten vergeblich die Thalsenkung. Das Gefecht stand wiederum.

Doch was ist das? Plötzlich, als wäre man darin übereingekommen, schweigt das Geschützfeuer. Todesstille herrscht da, wo eben der Donner der Schlacht wütete. Was liegt da näher, als die Vermutung, der Feind ziehe sich vor dem Feuer der Deutschen zurück. So wenigstens dachten Steinmetz und sein Stab. Vorwärts darum Ihr Ulanen und Ihr reitenden Batterieen, jagt dem Feinde nach! Und vorwärts rasseln sie, hinein in die Schlucht der Mance. Aber da bricht von neuem der Donner los; nicht abgezogen waren die Franzosen, nur eine gesichertere Stellung hatten sie genommen. Die Artillerie stockt, die Kavallerie gerät in Unordnung. Und nicht nur hier; an allen Punkten des rechten Flügels wird die Lage immer bedenklicher. Schon zeigt sich hier und da Unordnung und Zaghaftigkeit. Der Erfolg scheint sich auf die Seite der Franzosen zu neigen.

Auf der Anhöhe von Flavigny hält der König. Ihm bangt vor der Entscheidung des Tages. Noch bleibt eine Hoffnung. Fransecki, der das 2. Armeecorps führt, ist auf dem Wege nach dem Schlachtfelde. Auf ihm ruht die Entscheidung. Kann er früh genug seine Pommern heran führen, so kann noch der Tag für die Deutschen entschieden werden. Aller Augen richten sich auf Gorze, denn von dorther müssen die Pommern kommen. Da naht auf schaumbedecktem Rosse ein Reiter; er meldet dem Könige den Anmarsch des 2. Armeecorps, es ist Fransecki, der seinen Truppen vorausgeeilt ist. Heran denn, Ihr tapferen Pommern!

Der König sprengt auf die Höhen von Gravelotte; hier ziehen die Regimenter des 2. Armeecorps an ihm vorüber. Es war 7 Uhr geworden. Granaten platzen in unmittelbarer Nähe des Königs; Roon bittet den Monarchen, sich aus dem Feuer zu begeben, und dieser reitet nach Rezonville zurück.

Die Pommern thuen ihre Schuldigkeit. Sie stürmen die Höhen und werfen den Feind zurück. 20,000 stürmenden Pommern können auch die

Tapfersten nicht widerstehen. Die Höhen von Gravelotte sind in deutschem Besitz; aber weiter vermögen die Truppen nicht zu dringen. Point du Jour bleibt von Franzosen besetzt, die den Rückzug ihrer Kameraden decken.

Der König saß um diese Zeit neben einer Gartenmauer bei Rezonville. Eine Leiter von einem Bauernwagen war sein Sitz. An seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck und von Roon. Alle harrten ängstlich und gespannt des Ausgangs. Graf Bismarck suchte sich französische Briefe zum Lesen — jeder war schweigsam. Da tritt Moltke zum König. „Majestät," ruft er, „wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Positionen geworfen!" Ein kräftiges Hurra der Umstehenden antwortete. — Beim Schein eines Wachtfeuers diktierte König Wilhelm die Siegesdepesche. Sie lautete:

Bivouac bei Rezonville, den 18. August, 9 Uhr abends.

Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von Paris mit ihren Verbindungen abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen.

Wilhelm.

In einem kleinen Stübchen eines Hauses von Rezonville, auf einem Feldbett ruhte der König. 30 Stundenlang war er nicht aus den Kleidern gekommen. —

Auf dem Schlachtfelde wurde es ruhig. Die todmüden Streiter legten sich nieder zwischen die Leichen ihrer Kameraden. Bivouak-Feuer sah man nur wenige, aber das brennende Malmaison warf einen geisterhaften Schein über das Feld.

Nahezu 80,000 Mann hatte der Kampf gekostet. 80,000 Mann an einem Tage tot oder verwundet! Ärzte und Krankenpfleger hatten Tag und Nacht vollauf zu thun. — — —

Doch es wird unsere Leser sicherlich interessieren, zu hören, was unser Sheridan, der der Schlacht von Gravelotte beiwohnte, darüber zu berichten weiß.

Sheridan war in Begleitung des Generals Forsyth am 27. Juli von New York abgereist, hatte am 12. August Berlin erreicht und war, einer Einladung Bismarcks folgend, schon am 17. August in Pont-à-Mousson, im Hauptquartiere der deutschen Armee eingetroffen. Bismarck empfing ihn und erkundigte sich angelegentlichst nach der öffentlichen Meinung in Amerika. Andern Tages, am Tage der blutigen Schlacht von Gravelotte, stellte sich Sheridan frühmorgens um 4 Uhr im Quartier des Reichskanzlers ein, der ihn mit in seinen Wagen nahm. Bismarck gestand dem Ameri-

kaner, daß er in seiner Jugend ein begeisterter Anhänger der republikanischen Regierungsform gewesen sei, daß aber der Einfluß seiner Familie ihn von seinen Ansichten abgebracht habe. Nun er als Diplomat Erfahrungen gemacht habe, sei er zu der Überzeugung gekommen, daß Deutschland für eine republikanische Verfassung nicht reif sei.

Bald traf man den König. Sheridan wurde diesem vorgestellt. „Seine Majestät," schreibt Sheridan, „nahm meine Rechte zwischen beide Hände, hieß mich aufs herzlichste willkommen und erkundigte sich wie Bismarck, doch mittels eines Dolmetschers, angelegentlichst nach der öffentlichen Meinung in Amerika. König Wilhelm I. war damals 73 Jahre alt; in der Uniform der Garde gekleidet, erschien er mir als das echte Ideal eines Soldaten, den zugleich das höflichste und liebenswürdigste Benehmen ziert."

Man nahm auf einem erhöhten Punkte Aufstellung, Sheridan machte nun auch die Bekanntschaft Moltkes. In fließendem Englisch setzte ihm dieser die Stellungen der verschiedenen Corps auseinander und unterrichtete ihn über die Bewegungen der Truppen. Während die Schlacht wogte, kamen häufig Offiziere und brachten Meldungen. „So oft ein solcher kam, sammelten wir uns um den König. Moltke erklärte dann auf einer Karte den Stand der Dinge. Während man sodann auf die nächste Meldung wartete, kehrte Moltke entweder auf einen für ihn aus Tornistern aufgebauten Sitz zurück, oder spazierte auf und ab, da und dort mit dem Fuße Klümpchen Erde oder kleine Steine wegstoßend, die Hände auf dem Rücken, das Gesicht bleich und gedankenvoll. Er war damals etwa 70 Jahre alt, erschien aber durch seine abgemagerte Gestalt, die tiefen Runzeln im Gesicht und die Krähenfüße unter den Augen eher älter: er glich mehr einem kirchlichen Asketen als dem allbekannten, begeisterten Meister der Kriegskunst."

Sheridan sah auch, wie der König unter die vor dem furchtbaren Feuer der Franzosen fliehenden Preußen ritt und sie mit Worten zum Stillstand brachte, die ihm energisch genug klangen, "to remind me of the 'Dutch' swearing that I used to hear in my boyhood in Ohio."

So lange die Aufregung des Tages anhielt, hatte Sheridan den Mangel an Speise und Trank nicht empfunden. Gegen Abend aber machte sich der Magen bemerklich. „Ich war fast erschöpft, da ich seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte. . . . Da kamen Soldaten mit einem Fäßchen Wein des Weges. Ein Offizier verschaffte sich den Wein und teilte ihn großmütig aus. Niemals hat mich etwas so erfrischt und mir so wohlgeschmeckt wie dieser gewöhnliche französische Landwein. — Nachdem ich meinen Durst gestillt hatte, rief mich Prinz Karl, des Königs Bruder, beiseite und teilte mit mir ein Stück trockenes Brot, das er aus seiner Rocktasche zog."

Sheridan und Bismarck machten sich am Abend auf die Suche nach einem Quartier. Im Dorfe Rezonville fand man ein Häuschen, dessen unterer Stock mit Verwundeten belegt, dessen oberer Stock aber noch frei war. Man fand hier sogar drei Betten; das eine wurde dem Herzog von Mecklenburg, das andere dem Neffen Bismarcks und Sheridan, das dritte dem Kanzler eingeräumt. „Jedes Bett war, wie das in Deutschland und im nördlichen Frankreich Sitte ist, reichlich mit Federdecken versehen; da aber die Nacht warm war, wurden diese auf den Boden gelegt. Das gab ein ganz komfortables Lager, so daß ich mein Nachtlager auf dem Boden einrichtete und den Neffen Bismarcks wenigstens von menschlicher Schlafgenossenschaft befreite."

Morgens, als Sheridan die Stiege hinabstieg, kam ihm schon Bismarck mit zwei Eiern entgegen, die er requiriert hatte. Bismarck lud ihn zu dem Mahle ein, wußte auch etwas Kaffee aufzutreiben. Es war dies aber immer noch zu wenig für zwei hungrige Mägen, darum machten sich beide Kriegsgefährten noch einmal auf. Während Bismarck erfolglos herumschnüffelte, trieb der findige Sheridan einen Marketender auf, dem er seine letzten Würste abkaufte. —

Als später die beiden Herren mit ihrem Gefährt das Dorf Gorze passieren wollten, war die Dorfgasse so mit Wagen vollgepfropft, daß man nicht vorwärts kam. „Der Graf zeigte sich indes der Sache gewachsen; denn er ergriff seine Pistole, hieß mich im Wagen zurückbleiben, sprang heraus und begann die Straße freizumachen. Er schritt vor dem Wagen her, bis man durch das Gewühl hindurch war, dann nahm er seinen Sitz wieder ein und meinte: „Dies ist zwar kein Geschäft, das eines Kanzlers des Deutschen Bundes würdig ist, aber es ist dies die einzige Manier, wie wir durchkommen können." —

Immer zeigte sich Bismarck dem amerikanischen General entgegenkommend, teilte auch gern mit ihm, was er hatte. „In Bar le Duc versuchte ich zum erstenmal in meinem Leben Kirschwasser, ein sehr starkes, aus Kirschen gebranntes Getränk. Da ich den Stoff nicht kannte, verließ ich mich auf Bismarcks Empfehlung. Der erklärte es als etwas besonders Feines, darum nahm ich einen recht herzhaften Schluck, der mich aber schier erwürgte und mir einen heftigen Hustenanfall zuzog. Der Kanzler meinte jedoch, daß dies nicht vom Getränk, sondern von einem Mangel an Erfahrung herrühre, und ich mußte dem erlauchten Staatsmann recht geben, denn er bestätigte seine Worte durch einen gehörigen Zug, wobei sein Gesicht durchaus kein Unbehagen, sondern die größte Befriedigung ausdrückte."

Ein andermal — nach der Schlacht bei Sedan — hatte Bismarcks Neffe eine Flasche Brandy aufgetrieben. „Die Flasche seinem Onkel reichend, sagte er zu diesem: ‚Du hast einen schweren Tag gehabt, willst

Du nicht eine Stärkung nehmen?' Ohne Zeit auf eine Antwort zu verschwenden, setzte der Kanzler die Flasche an die Lippen und rief: ‚Auf die Einheit Deutschlands!' und bekräftigte seinen Ausspruch durch das Glukken eines erstaunlich langen Schluckes. Der Graf gab dann die Flasche seinem Neffen zurück, der sie schüttelte und ausrief: ‚Wir können Dir nicht Bescheid thun — es ist nichts mehr drin.' Darauf meinte der Kanzler schalkhaft: ‚Bitte um Verzeihung; es war so dunkel, daß ich nichts sehen konnte.' Doch es befand sich immerhin noch ein Rest in der Flasche. Das kann ich bezeugen."



General von Steinmetz.

Sheridan erkannte unumwunden — nicht nur seinen Durst und den des Kanzlers — sonders auch die Marschtüchtigkeit, den Mut und die Disziplin des deutschen Heeres an. Er war ein Bewunderer der Strategie Moltkes, der rührigen Thätigkeit Bismarcks und des edlen Verhaltens des preußischen Königs. Und wenn ein Sheridan dies war — wird's damit wohl auch seine Richtigkeit haben.

Einem Manne kosteten die Tage vor Metz das Kommando, und das war der sonst so verdiente alte General von Steinmetz. Er wurde am 12. September seines Kommandos enthoben.

Karl Friedrich von Steinmetz ist am 27. Dezember 1796 in der freundlichen thüringischen Stadt Eisenach zur Welt gekommen. Sein Vater wurde ihm früh durch den Tod entrissen und seine Mutter hatte darum viel Not, den feurigen Knaben, einen geborenen Soldaten, zu erziehen. Kaum 16 Jahre alt, im Februar 1813, trat er in die Armee und erwarb in der Schlacht von Laon das eiserne Kreuz. Die langen Friedensjahre hat er rastlos zu seiner wissenschaftlich-militärischen Ausbildungen ausgenutzt. Während des schleswig-holsteinschen Krieges focht er bei

Schleswig und Düppel und erwarb sich den Orden pour le mérite. Seine große Popularität verdankt er aber seinen Siegen bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel; man verglich ihn damals dem alten Blücher, weil er gleich diesem, trotz dem Schnee auf seinem Haupte, ein wetterfrischer, strammer Soldat war.

Der Krieg vom Jahre 1870 hat indes seinen Stern gebleicht; er hat sich einer Reihe strategischer Fehler und, was schwerer wiegt, der Nichtbefolgung höherer Befehle schuldig gemacht. Denn das Gefecht von Speichern, das Ströme von Blut kostete und für den ferneren Verlauf des Krieges fast nutzlos war, stand nicht auf dem Programm des Strategen Moltke. Die Schlacht von Courcelles, zu der der General v. d. Goltz mit richtigem Takte den Feind zwang, wurde wider den Willen des General von Steinmetz durchgeführt, während es doch diesem zugekommen wäre, das Arrangement der so notwendigen Schlacht zu treffen. Des bedeutsamsten Fehlers aber machte sich Steinmetz während der Schlacht von Vionville schuldig. Hier überließ er dem Prinzen Friedrich Karl die ganze Arbeit, während er mit seiner Armee zwecklos auf dem rechten Ufer der Mosel zurückblieb. Die Folge davon war, daß Prinz Friedrich Karl den Feind nicht zurückwerfen, sondern nur aufhalten konnte; ein Umstand, der die Schlacht von Gravelotte nötig machte, zu der dann auch die Armee Steinmetz' herangezogen wurde. Aber auch während der Schlacht von Gravelotte wurde der rechte Flügel, der unter des Generals Kommando stand, mehrmals zurückgedrängt, und nur durch das in der letzten Stunde herbeieilende zweite Armeecorps wurde der Sieg zu Gunsten der Deutschen entschieden.

Auf Grund dieser Thatsachen wurde der sonst so verdiente General seines Kommandos enthoben; der preußische Soldat, sei er General oder Gemeiner, muß vor allen Dingen gehorchen und seinen Dienst verstehen. —





König Wilhelm auf der Höhe von Frénois.

Zwölftes Kapitel.

Die Katastrophe von Sedan.

(1870.)

Was donnern die Kanonen,
Was kündet der Glocken Mund!
Den Deutschen in allen Zonen
Wird freudige Märe kund:

Es war eine Schlacht geschlagen
Bei Sedan auf dem Feld;
Davon wird man singen und sagen
Bis an das Ende der Welt.

Seit der Schlacht vom 18. August saß Bazaine in der Falle. Fester und fester zog sich ein stählerner Gürtel um ihn und die

Feste Metz. Wird er sich durchschlagen können? Wird Mac Mahon, der in dem befestigten Lager von Chalons seine zertrümmerten Scharen sammelt, den gegen ihn anstürmenden Kronprinzen erwarten? oder wird er Bazaine zu entsetzen versuchen? oder wird er sich auf Paris zurückziehen? —

Die deutschen Antworten auf diese Fragen waren diese: Bazaine wird von Friedrich Karl und Steinmetz festgehalten, Mac Mahon wird unverzüglich aufgesucht und zu einer Schlacht gezwungen. Doch mußte zu diesem Zwecke der Kronprinz verstärkt werden. Es geschah dies dadurch, daß das 4. und 12. Armeecorps und die Garde abgesondert und als die IV. oder Maas-Armee, unter den Befehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt wurden. — —

Wo war aber Napoleon, der „Sieger von Saarbrücken? — Schon am 14. hatte er Metz verlassen. Eine Proklamation an die Bürger von Metz, deren kurzer Inhalt etwa war: „Lebt wohl, verteidigt Euch, ich gehe!" war alles, was er zurückließ, als er seine Person in Sicherheit brachte. Wenig fehlte, so hätten ihn preußische Plänkler abgefangen. Am 15. August, am Napoleonstage, war er in Verdun, allein, ohne glänzende Begleitung. Welch ein Napoleonstag! In den früheren Jahren Gottesdienst mit Te deum und Salvum fac regem in allen Kirchen, Massenverleihung von Orden, feenhafte Illumination, allgemeiner Volksjubel, überall der Schrei: „Es lebe der Kaiser!" Und jetzt! Allein, ohne Umgebung, in dem stillen, von Kriegsfurcht erfüllten Verdun. — Noch an demselben Tage setzte Napoleon seine Reise fort. Mit seinem Sohne begab er sich auf die Eisenbahnstation. Er befahl, daß sofort ein Extrazug in Bereitschaft gesetzt werde. „Sire," entgegnete der Stationschef, „ich habe auf dem ganzen Bahnhofe nur einen Waggon dritter Klasse." „Nun, so geben Sie mir diesen," sagte der Kaiser. Man wollte auf die Holzbänke Kissen legen, aber der Kaiser verbat sich diese Auszeichnung. Er ließ sich ein Glas reichen, der Prinz, der sehr ermattet war, erbat sich Wasser, um sich die Hände und das Gesicht zu waschen. Aber selbst an diesen einfachen Bedürfnissen war völliger Mangel. Der Stationschef hatte nur ein Glas; er wusch es aus, und der Kaiser trank daraus seinen Wein. Darauf wurde das Glas mit Wasser gefüllt, und es diente dem kaiserlichen Prinzen als Waschbecken; ein Taschentuch mußte die Stelle des Handtuchs vertreten. Inzwischen war der Zug in Bereitschaft gesetzt worden, und es erfolgte die Abreise des Kaisers. Am 17. kam der Kaiser in das Lager zu Chalons. Er sah abgelebt und krank aus. Mac Mahon wollte den Kronprinzen nicht erwarten, sondern sich auf Paris zurückziehen. Aber der Kriegsminister Palikao war anderer Ansicht. Er telegraphierte, nachdem sich Mac Mahon schon auf Rheims zurückgezogen hatte, an den Kaiser: „Wenn Sie Bazaine im Stich lassen, ist die Revolution in Paris. . . . Es scheint mir dringend, daß Sie

sofort bis zu Bazaine durchdringen könnten.“ Schweren Herzens gehorchte Mac Mahon. Nur langsam bewegten sich seine Kolonnen vorwärts. Am 27. rastete die Armee. Müde und abgespannt saß Mac Mahon bei einem einfachen Mahle. Da tritt eine Ordonnanz ein. Sie muß eine schlimme Nachricht gebracht haben, denn kurze Zeit darauf sieht man den Marschall bleich und verstört aus dem Zimmer treten. Der Feind stellt sich seinem Zuge entgegen; es war zu spät! — Schon will er seinen Marsch ändern und auf Paris marschieren, als ihm am 28. August eine neue Depesche des chinesischen Strategen Palikao zugeht. „Im Namen des Ministerrates und des geheimen Rates,“ telegraphiert dieser, „fordere ich Sie auf, dem Marschall Bazaine zu Hilfe zu ziehen, indem Sie die 30 Stunden Vorsprung benutzen, welche sie vor dem Kronprinzen von Preußen haben.“ Verächtlich und zornig wirft der Marschall die Depesche auf den Boden. Dann blickt er wehmütig hinaus auf die durchziehenden Truppen. Soll er sie dem Löwen in den Rachen schicken? — Doch er gehorcht. Ohne Hoffnung auf Erfolg schickt er seine Kolonnen vorwärts und schon am 29. August ist ihm der Feind in die Flanke. — — —

Der Kronprinz, den wir bei Wörth verlassen haben, war mit seinen Truppen nach den Siegen von Weißenburg und Wörth stetig vorwärts gezogen. In sieben Kolonnen durchzog seine Armee die Vogesen. Die Truppen waren hier auf der Grenze deutscher Sitte und Sprache. Bisher waren sie noch durch deutsches, wenn auch durch Feindes Land gezogen, durch das vielbeklagte und vielbesungene Elsaß. Deutsch waren noch Sprache und Sitte der Landleute; hier fanden sie noch deutsche Dörfer, deutsche Wirtschaften. Noch schauten rotwangige Kinder aus ihren großen, blauen und treuherzigen Augen auf sie. Fast in jeder Wohnstube protestantischer Dörfer hing an der besten Wandstelle das Bild Luthers, daneben oft das der Käthe Bora. Als ein einquartierter Gast seinem Wirte von diesem Bilde sagte, er wohne nahe an dem Orte, wo Luther geboren ist, da sah der Elsässer wie betroffen drein und rief darauf fröhlich: „Da sind wir ja Landsleute!“

Preußen und Bayern marschierten hier Arm in Arm. Sie standen aber auch unter dem Befehl ihres lieben Kronprinzen, der eine so herzvolle und ehrliche Freundlichkeit zu jedem einzelnen hatte. Auch die Gemeinen waren ihm Kameraden für Leben und Tod; er sprach zu ihnen nicht herablassend und gnädig, sondern mit einem so deutlichen Anflug von persönlichem Anteil und guter Laune, daß den Leuten jedes Mal das Herz aufging. Ebenso ihm selbst. Es begegnete ihm, als er einem Gemeinen eine seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapferen beim Kopfe nahm und ihn küßte. Es war durch einige Augenblicke lautlose Stille; den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand.

Der Kronprinz zog direkt auf Chalons. Da, es war in Ligny, brachte ein Husar die Meldung, Mac Mahon habe sein Lager verlassen und rücke auf nördlichen Straßen zum Entsatze Bazaines auf Metz. Der König und Moltke befanden sich gerade auch in Ligny. Sie traten in eine ernste Beratung. Die Marschrichtung muß geändert werden, die Truppen müssen nördlich abschwenken, um Mac Mahons Flanke zu treffen. Wäre diese Nachricht nur kurze Zeit später eingetroffen, und wäre Mac Mahon nur etwas schneller gewesen, als er unbegreiflicher Weise war — die Deutschen hätten den Marschall nicht mehr erreichen können. Und so begann denn die Rechtsschwenkung von 250,000 Mann! In der That eine hohe militärische Leistung! Aber schon am 30. August war der Aufmarsch vollendet; links marschierte die III., rechts die IV. Armee.

Der Kronprinz von Sachsen richtete seinen Marsch auf Beaumont. Hier war eine französische Division in aller Ruhe mit dem Abkochen beschäftigt. Harmlos plauderten die Soldaten miteinander; die Generale saßen beim leckeren Frühstückstisch, niemand ahnte die Nähe des Feindes. Da, wie von unsichtbaren Kanonen geworfen, hageln die Granaten zwischen die kochenden und essenden Soldaten. Ein allgemeiner Schrecken lähmt sie. Unordentlich laufen sie durcheinander, wenige nur finden ihre Waffen. Vergeblich suchen die Offiziere Ordnung in das Chaos zu bringen. Was noch fliehen kann, flieht. Erst hinter Beaumont gelingt es, die Erschreckten zu sammeln. Man stellt sich den Deutschen entgegen und zieht neue Kräfte heran. Aber wie ein Donnerwetter brach das 4. Armeecorps über die französischen Scharen. Vergeblich versuchte General de Failly mit seinen Kugelspritzen die vorwärts drängenden Deutschen zurückzuhalten. Er mußte weichen. Aber der Tod hatte dennoch auch auf deutscher Seite viele Opfer gefordert. Das 66. Regiment allein verlor 629 Mann und 60 Unteroffiziere.

Der Rückzug der Franzosen wurde ein fluchtartiger. Umgestürzte Wagen lagen am Wege. Ihr Inhalt war nicht ohne Interesse. Von der feinen Pelzdecke und Korbflasche bis zur Perrücke und zum Zahngebiß — alles war für die französische Armee charakteristisch.

Einen entsetzlichen Anblick bot das verlassene Lager von Beaumont. Kein Schlachtfeld war so grauenerregend wie die blutgedrängten Felder von Beaumont. Zwischen den umgestürzten und niedergetretenen Zelten standen die Chassepots noch in Pyramiden gehäuft. Die Pferde, heil, verwundet und tot, standen und lagen noch mit den Schlingen an den Fesseln an den Zeltstangen befestigt; das Feuer glimmte noch unter den Kesseln mit eingeschnittenen Rüben. Ein Soldat hatte noch das Stück Fleisch für sein Mittagsmahl in der Linken, und das darauf zu streuende Salz in der Rechten und — einen Granatsplitter in der Brust. Gräßlich waren die Wirkungen

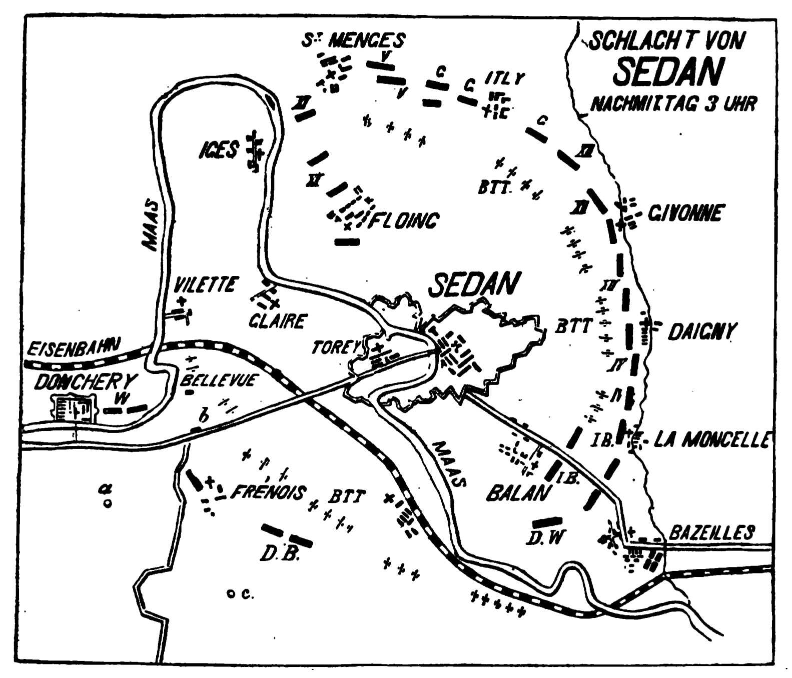
der deutschen Granaten gewesen. Eine Gruppe von sechs Franzosen war gerade mit der Suppe beschäftigt gewesen; das Hohlgeschoß war in dem Leibe selbst des Mittelsten geplatzt; vom Gürtel bis an die Kniee war er verkohlt, Fleisch und Uniform zu Zunder verbrannt. Einem zweiten war der vordere Teil vom Gesicht und Schädel weggerissen, ein anderer wollte noch die Blechtasse zum Munde führen — er hielt sie in der Rechten — von welchem nur noch der Unterkiefer übrig war. Selbst ihre toten und verwundeten Offiziere hatten die Franzosen sehr zahlreich zurückgelassen. Der Wind spielte mit der Hinterlassenschaft der Toten, namentlich mit den Briefen, die die Sterbenden noch einmal gelesen hatten und die dann ihrer ermattenden Hand entfallen waren. Sorgen der Mütter, Sehnsucht der Bräute, von Thränen halbverwischte Zeilen — der Herbstwind jagt sie über die blutige Haide! Da schreibt eine alte Dame aus Valence an ihren Sohn, einen Lieutenant im 75. Regiment: sie danke Gott, daß er ihn bei „Witzemborge" so wunderbar gerettet, der Kaiser müsse ja nun bald Frieden machen, und sie bete alle Tage — der Rest war, von Blut überströmt, unleserlich; um den feinen aristokratischen Mund des Gefallenen aber spielte noch ein Zug bittersten Schmerzes, zwischen Nasenwurzel und Auge war die tödliche Kugel eingedrungen. Wo war der Schütze groß gewachsen, der so scharf zielte? Auf der umbrandeten Düne der Nordsee oder auf den grünen Almwiesen der Loisach? — —

Das Treffen von Beaumont war von großer Wichtigkeit. Der Feind wurde dadurch über die Maas geworfen, und es kam nun darauf an, ihn westlich und östlich zu umgehen, um dadurch zugleich seinen Übertritt über die nahe belgische Grenze zu verhindern.

Mac Mahon blieb nur der Rückzug auf Sedan offen. Er telegraphierte am 31. August an Palikao: „Mac Mahon läßt den Kriegsminister wissen, daß er gezwungen ist, nach Sedan zu marschieren." — Inzwischen war auch der Kronprinz herangezogen. In der Nähe des Dorfes Chemery hielt er und ließ das 5. Corps an sich vorheidefilieren. Bald gesellte sich der König zu ihm. Als der letzte Proviantwagen passiert war, nahm der König seines Sohnes Arm, und beide wanderten auf einen Wiesenplatz in der Nähe. Eine Zeitlang standen Vater und Sohn ernst redend nebeneinander, der Vater hatte seine Hand auf Fritzens Schulter gelegt, und dieser hielt eine offene Karte in der Hand. Bald traten auch Moltke und Blumenthal und später Roon und Podbielski zu der Gruppe. Länger als eine halbe Stunde blieben sie in ernster Beratung bei einander. Hier ist der Beschluß für den verhängnisvollen Tag von Sedan gefaßt worden; am 1. September sollte der Schlag geführt werden.

Am Morgen dieses Tages zog sich die Stellung der Franzosen über Illy, Givonne, Daigny bis Moncelle und Bazeilles. Es galt nun, die

Franzosen in dieser Stellung zu umzingeln. Zu dem Ende sollte die IV. Armee gegen die Linie Moncelle-Givonne rücken, und zwar das Gardecorps rechts, das 12. links, und das 4. Corps in der Reserve. Die III. Armee sollte mit dem 1. bayerischen Corps gegen Bazeilles, mit dem 2. auf St. Menges ziehen. Das 11. und das 5. Corps, die schon in der Nacht zum 1. September über die Mosel gegangen waren, sollten nördlich mar-



IV., V., XI., XII. 4., 5., 11., 12. Armeecorps. G. Gardecorps. I. B. 1. bayerisches Armeecorps. D. B. Division Bothmer und D. W. Division Walther vom 2. bayerischen Armeecorps. BTT. Batterien. W. Württemberger. a. Standpunkt des Kronprinzen. b. Weberhaus, in dem Bismarck und Napoleon zusammen kamen. c. Standpunkt des Königs.

schieren und bei der Bieguug des Flusses rechts abschwenken. Das 5. Corps sollte so weit rechts ziehen, daß es mit dem Gardecorps Fühlung bekam, um so den Ring zu schließen. Die Württemberger sollten in Donchery in Reserve bleiben.

An einem schönen Punkt des Maasthales zwischen terrassenförmig aufsteigenden, mit Laubwald gekrönten Höhenzügen liegt die Feste Sedan. Sie bietet den freundlichsten Anblick. Über diese Gegend hatte sich am

Morgen des 1. September zum großen Vorteil der Deutschen ein dichter Nebel gelegt. Bald kämpften die ersten Sonnenstrahlen mit den zerrissenen Nebelmassen, aber noch bis Mittag lag ein leichter Dunst über dem Schlachtfelde.

Westlich von Sedan, in der Nähe des Dorfes Frénois, nahm der König Stellung und nur 1000 Schritt von ihm entfernt hielt der Kronprinz. Sie hatten vor sich ein anmutiges Bild, aber ihr Auge ruhte mit atemloser Spannung auf den Bewegungen der Kolonnen, welche wie verschleiert dahineilten, um den Feind zu umschließen. Munter marschierten die Soldaten vorwärts. „Der Monat fängt gut an," hörte man hier und da scherzhaft rufen.

Schon mit dem Schlage der 5. Morgenstunde begann das Gewehrfeuer. Auf dem linken Flügel waren die Bayern beim Dorfe Bazailles mit den Franzosen handgemein geworden. Die vortreffliche Marineinfanterie hatte sich im Dorfe eingenistet, jedes Haus war eine kleine Feste, jeder Gartenzaun eine Mauer geworden — mehrmals prallten die Angriffe der Bayern ab. Das 2. bayerische Corps wird zur Verstärkung herangezogen. Endlich wird Bazeilles mit stürmender Hand genommen, schrittweise räumen die Franzosen den Ort. Nun wütet der Kampf in und hinter dem Wäldchen, das Bazeilles von Balan trennt. Immer wieder werden die Bayern nach Bazeilles zurückgeschlagen, immer wieder sammeln sie sich im Dorf zu neuem Angriff. Plötzlich fallen auf die Bayern Schüsse aus den Häusern. Sollten noch Feinde darin versteckt sein? Man durchstürmt die Häuser. Nicht Soldaten findet man, sondern rohes, verkommenes, französisches Gesindel. So sollen denn die Tapferen, die ihre Brust schon dem Blei des Feindes auf offenem Schlachtfelde geboten, plötzlich aus dem Hinterhalte von heimlichen Mörderhänden erschossen werden? Das erträgt niemand, und ein Bayer am allerwenigsten. In Zeit einer halben Stunde stand das ganze reizende Städtchen in Flammen. Ein großes Flammenmeer unter einer glühenden Sonne; ein einziger dichter Rauchknäuel von roten und gelben Flammen durchzuckt — es war ein furchtbarer Anblick. Da ist freilich mancher Unschuldige mit den Schuldigen in den Trümmern begraben worden. Noch einmal gehen die Bayern vor, noch einmal werden sie zurückgedrängt. In Bazailles stürzen bereits krachend die Dachstühle zusammen, ganze Mauern fallen in die Straße; enorme Steinblöcke brechen mit betäubendem Getöse auf das Pflaster herab. Noch acht Tage lang lagerte über der ganzen Gegend eine dichte, dunkle Wolkenschicht, der Rauch der verkohlenden Ruinen, verwüstet durch den Wahnsinn einiger Unmenschen.

Endlich wurde auch Balan von den Bayern erstürmt und behauptet. Auf beiden Seiten war mit furchtbarer Erbitterung gekämpft worden.

Während die Bayern im wütenden Handgemenge standen, war auch

die IV. Armee in den Kampf eingetreten. Die Franzosen thaten alles, den Gürtel der Anstürmenden zu durchbrechen. Vergeblich: können auch die Deutschen kein Terrain gewinnen, so lassen sie doch auch die Feinde keinen Schritt vorwärts thun. Die Sachsen nahmen endlich Daigny nach langem, schwerem Ringen. Sie postierten ihre Artillerie; die Läufe weisen alle nach dem Mittelpunkt des lebendigen Zirkels, der sich allgemach schließt, nach der Feste Sedan.

Die Garde nimmt weiter nördlich Stellung. Sie wendet sich auf Givonne. Unter wütendem Feuer fährt die Gardeartillerie auf. Aufmunternd ist Oberst Scherbening, der Kommandeur der Artillerie thätig. Vor sich sieht er einen dichten Knäuel Franzmänner. Dorthin läßt er die Geschütze richten. „Protzt ab!" ruft er noch — da saust ein Geschoß heran, es zerreißt ihm die Brust, tot stürzt er zu Boden. — An der Spitze seiner Batterie hält auch der Hauptmann von Roon, der Sohn des Kriegsministers. Ein Geschoß trifft ihn, im Unterleib schwer verwundet, bricht er zusammen. Inmitten des fürchterlichen Schmerzes aber legt er ein freudiges Bekenntnis eines demütigen und starken Christenglaubens ab. Sein Bruder war auf die Nachricht von seiner schweren Verwundung herbeigeeilt und, als bald darauf der Divisionspfarrer Jordan herbeikam, empfing er auf seinen Wunsch das heilige Abendmahl. Tief ergreifend für alle Umstehenden war es, als er die Erklärung des zweiten Artikels vollständig und laut hersagte und dieselbe als sein Bekenntnis bezeichnete, worauf er sterben wolle und worauf er selig zu werden hoffe. Zwei Tage darauf ist er denn auch gestorben.

Hatten die Bayern, die Sachsen und die Garden ihre Schuldigkeit gethan, so ließen es auch das 11. und das 5. Corps nicht an sich fehlen. Sie waren in aller Frühe nördlich marschiert, das 11. Corps war bei der Maas rechts abgeschwenkt und hatte sich bei St. Menges auf den Feind geworfen. Auch hier wurde vornehmlich Artillerie ins Gefecht gebracht; mächtig dröhnte der Geschützdonner, dazwischen hörte man das fünfundzwanzigfache Knattern des Mitralleusenschusses. Als das französische Feuer schwächer wurde, stürmte die preußische Infanterie St. Menges. Der Feind wurde mit dem Kolben und dem Bajonett hinausgedrängt. Da erhält auch der Feind in seinem Rücken Artilleriefeuer. Er kommt von Frénois, wo die Bayern ihre Batterien aufgefahren hatten. So kann denn das 11. Corps sich gegen Floing wenden, denn schon naht das 5. Corps, das in einem etwas größeren Bogen westlich gezogen ist. Vereint gelingt es, Floing zu nehmen. Viele fallen; unter ihnen auch General von Gersdorff, der Führer des 11. Corps, der tödlich getroffen wird.

Da, es war gegen 2 Uhr, bekam das 5. Corps mit der Garde Fühlung. Der Feind war umstellt, der Ausweg war nach allen Seiten hin abgeschnit-

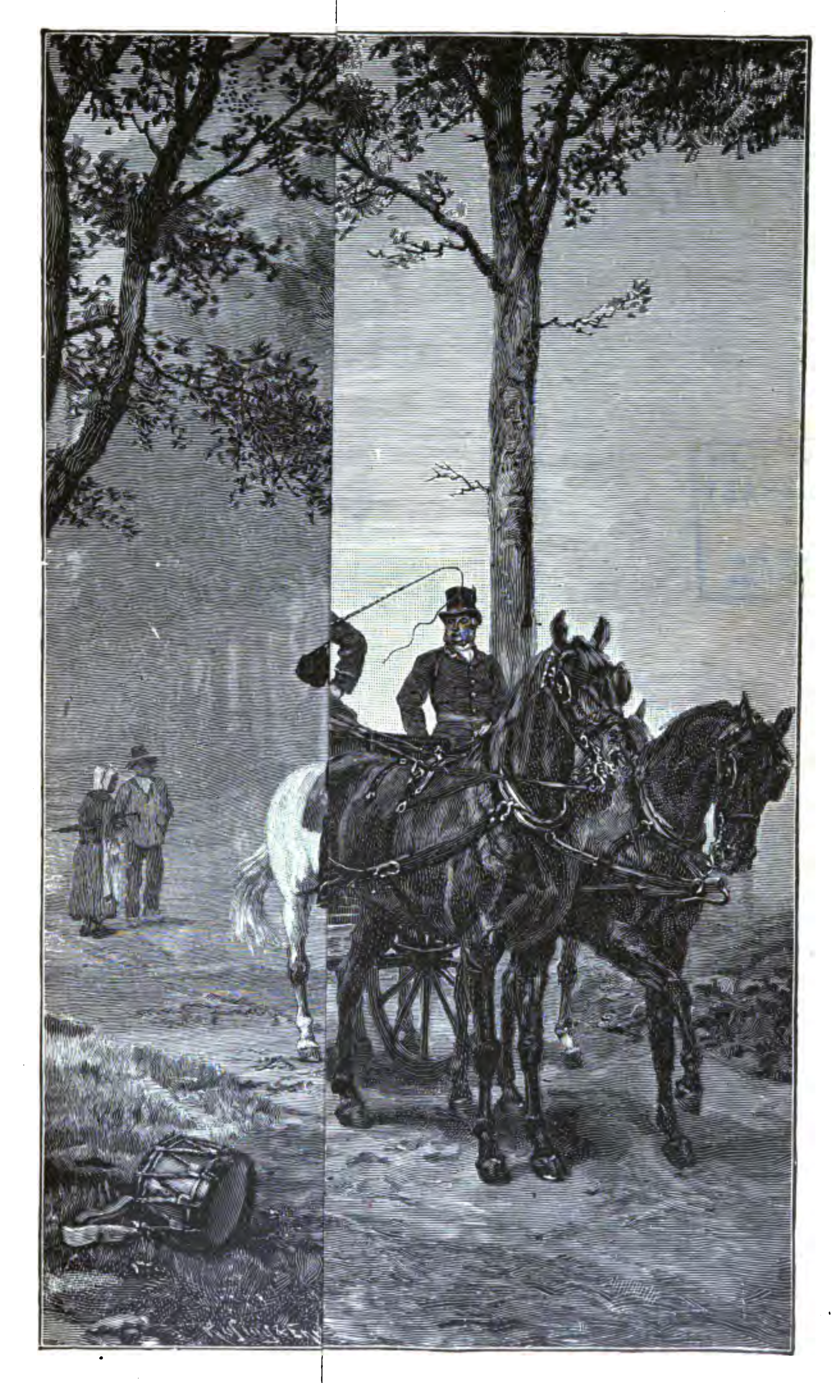
ten. Im Kessel von Sedan drängt sich die französische Infanterie zusammen und versucht in verzweifelten Vorstößen den stählernen Reif zu durchbrechen. Es ist vergeblich. So soll denn die Kavallerie den letzten Versuch wagen. Zwischen der zerstreuten Infanterie hervor traben die Chasseurs d'Afrique; sie ordnen sich und jagen gegen den Feind. Der erwartet sie in tiefem Schweigen. Kein Zündnadelgewehr sendet seine Kugel, als die stahlgepanzerten Reiter daherstürmen. Aber sie sollten plötzlich Halt machen, auch ohne daß ihre Trompeter ihnen das „Halt" entgegenschmettern. Schon waren die Reiter so nahe, daß sie die Augen ihrer Gegner sahen — da schwirrt eine furchtbare Salve von schweren und leichten Geschossen durch die Luft. Für einen Augenblick hüllt der Dampf die Chasseurs ein. Als er sich verzieht, sieht man eine Reihe heller Uniformen und grauer Pferde auf dem Boden. Nur eine Handvoll Reiter, die wenige Minuten vorher so stolz und mutig dahergetrabt waren, sprengt zurück, und auch von diesen fällt noch mancher aus dem Sattel.

Nun entsinkt auch den Tapfersten der Mut. Mac Mahon war schon in der Frühe durch einen Granatschuß schwer verwundet worden. Auf einer Bahre tragen ihn die Soldaten aus dem Feuer. Unterwegs kommt ihm Napoleon entgegen. Er erbebt, denn sein bester General ist ihm beim Beginn entrissen.

Kaum war Mac Mahon unfähig geworden, als General Wimpffen, der erst tags zuvor aus Afrika gekommen war, einen Befehl Palikaos vorzeigte, nach welchem er zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt war. Wimpffen wollte noch einen Versuch zum Durchbruch wagen; er sah bald ein, daß es dazu zu spät war; denn schon drängte sich alles nach Sedan hinein, wohin sich auch der Kaiser, abgemattet und verstört, begeben hatte.

Denen, die wie der König auf Höhen postiert waren, bietet sich nun ein gräßlicher Anblick. Blutige, verworrene Massen wälzen sich auf Sedan. Die Artillerie jagt über die Niedergeworfenen hinweg, die Kavallerie bahnt sich rücksichtslos mit ihren Pferden einen Weg. In den Gräben liegen und wimmern die Zertretenen. Die trockenen Festungsgräben füllen sich mit Menschen- und Pferdeleichen. Und in dieses entsetzliche Getümmel speien 1000 Kanonenschlünde ihre furchtbaren Kugeln. Nun werfen auch die Bayern und Württemberger Brandgeschosse in die Stadt. Bald schlägt mit gewaltigem, tiefschwarzem Qualm die Flamme empor: ein mit Stroh gefülltes Magazin ist in Brand geraten. Die dunkle Wolke steht unbeweglich über den Häusern und wirft ihren tiefen Schatten weithin über das Leichenfeld. Der König, der die Verwüstung sieht, schickt einen Offizier mit einer Parlamentärflagge in die Festung. Derselbe soll zur Übergabe auffordern.

Doch, was ist das? Rollt eine schwere Salve über das Thal?



Sedan.

Bricht sich ein gewaltiger Donner an den Wolken? — Nein, ein gewaltiges, vieltausendstimmiges Hurra tönt durch die Luft. Von den Wällen Sedans flattert die weiße Fahne! Tausende von Helmen, Tschakos und Feldmützen fliegen durch die Luft, Tausende von Bajonetten und Säbeln werden zum Himmel erhoben, und selbst die Verwundeten und Verstümmelten mischen ihre schwache Stimme in den Jubelruf des Sieges — es war ein Jubelgeschrei eines großen Heeres in der Stunde des Triumphes.

Gegen 7 Uhr, nach dem Aufziehen der weißen Fahne, erschienen von der Festung her drei Reiter. Es sind der französische General Reille, der Hauptmann von Winterfeld und ein Ulanentrompeter. Sie reiten auf die Höhe zu, auf der der König seinen Standpunkt genommen hatte; bei dem Könige befindet sich jetzt auch der Kronprinz.

Der General Reille, der dem Könige und dem Kronprinzen persönlich bekannt war, brachte ein Schreiben von Napoleon. Er stieg vom Pferde und näherte sich unbedeckten Hauptes dem Könige, der einige Schritte vorgetreten war. Er nahm nun das Schreiben aus der Tasche und sagte mit bebender Stimme: „Sire, das ist der einzige Auftrag, den mir mein Kaiser gab.“

Der König erwiderte darauf: „General, meine erste Bedingung ist, daß die Armee die Waffen streckt.“ Dabei trat er zurück, öffnete den Brief, und las den Umstehenden das Schreiben vor. Der Inhalt lautete:

> „Mein Herr Bruder! Da es mir nicht gelungen ist, den Tod inmitten meiner Truppen zu finden, bleibt mir nichts mehr übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder Napoleon.“

Welch ein Augenblick! Der König war aufs tiefste bewegt. Mit gefalteten Händen und einem Aufblick dankte er dem König aller Könige. Dann schritt er zu der im Hintergrunde harrenden Gruppe und teilte den Inhalt des Briefes des Kaisers mit. Darauf trat er mit dem Kronprinzen, dem Grafen Bismarck und den Generälen von Moltke und von Roon zu einer kurzen Beratung zusammen. Während dieser Zeit sprachen preußische Offiziere teilnahmsvoll mit dem französischen General. Dann schrieb der König, der sich auf einen Feldschemel niedergelassen hatte, auf einem andern von Major von Alten gehaltenen Stuhle, der Tischdienste that, an den Kaiser. Dieses Schreiben lautete:

> „Mein Herr Bruder! Indem ich die Umstände bedauere, in denen wir uns begegnen, nehme ich Ihren Degen an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere bezeichnen zu wollen, welcher mit den Vollmachten ausgerüstet ist, die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche sich unter Ihren

Befehlen so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General von Moltke zu diesem Zweck bezeichnet. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder

Wilhelm.

Vor Sedan, den 1. September 1870."

Während dieser Brief geschrieben wurde, kam Bismarck auf die amerikanischen Generäle Sheridan und Forsyth zu und schüttelte ihre Hände recht herzlich. „Meinen aufrichtigen Glückwunsch, Graf," sagte Sheridan, „ich kann die Übergabe Napoleons nur mit der des General Lee im Gerichtshause zu Appomatox vergleichen."

Als der König seinen Brief beendet, reichte er ihn dem General Reille, der ihn entblößten Hauptes entgegen nahm. Der General begab sich dann nach der belagerten Stadt zurück. Noch einige Zeit hielt der König an und schrieb stehend und schon fast in der Dunkelheit ein Telegramm, welches ganz Deutschland in einen Taumel des Entzückens versetzte und das mit den Worten schloß: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!"

Seiner Gemahlin aber schrieb der alte König:

„Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und wenn ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen." —

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß Napoleon sich gefangen gegeben habe, durch die Reihen der Deutschen. Der Abend hatte sich inzwischen auf das Schlachtfeld gesenkt und die Bivouakfeuer flammten auf. 200,000 Mann lagerten hier um ihren König. Am Horizonte stand der blutige Schein brennender Dörfer, und der Mond eilte durch die Wolken, die ein Abendwind vorwärts trieb. Wie feierten die Deutschen diesen Tag ihres Triumphes? Feierten sie ihn durch wüsten Lärm? Nein. Denn von allen Teilen erhob sich ein und derselbe Gesang, nicht ein Kriegsgesang, nicht Trinklieder, nein, die getragenen Töne des Liedes: „Nun danket alle Gott," die brausten über das Feld. „Das ist vom HErrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen!" das sprachen viele aus, jeder in seiner Weise. Ein Regiments-Kommandeur rief in der Mitte seines Regiments: „Wer jetzt nicht an den lebendigen Gott glaubt, der ist ein Schuft!" —

Napoleon bestimmte Wimpffen zur Unterhandlung mit Moltke. In der folgenden Nacht schon kamen sie in dem Städtchen Donchery zusammen. Bismarck war gleichfalls gegenwärtig. Außer Wimpffen waren franzö-

sischerseits noch die Generäle Castelnau und Fouret erschienen. Moltke verlangte unbedingte Kapitulation der französischen Armee.

„Wir werden die Schlacht wieder aufnehmen," erwiderte Wimpffen unwillig.

„Der Waffenstillstand," entgegnete Moltke ruhig, „läuft morgen früh 4 Uhr ab; Schlag 4 Uhr werde ich das Feuer eröffnen lassen."

Alles war nun von den Sitzen aufgestanden; die französischen Offiziere verlangten nach ihren Pferden. Es herrschte eine lautlose Stille im Saal. Bismarck bewog indessen die französischen Herren zum Bleiben. Er stellte ihnen vor, daß jeder Widerstand thöricht sei. Moltke wies überdies auf die Stärke der preußischen Stellung hin. Endlich einigte man sich. Der Waffenstillstand wurde bis 9 Uhr morgens verlängert. Wimpffen wollte bis dahin mit den französischen Generälen der Armee in Sedan Rücksprache nehmen. Nach Sedan zurückgekehrt, versammelte Wimpffen die Kommandeure, es waren 32. Nur zwei unter ihnen stimmten gegen die Kapitulation. —

In aller Frühe des 2. Septembers hatte Napoleon die Stellung der Deutschen besichtigt, um sich noch einmal von der Nutzlosigkeit eines weiteren Widerstandes zu überzeugen. Mit drei Offfzieren bestieg er dann einen Wagen und fuhr auf die deutschen Vorposten zu. Von diesen erfuhr er, daß Graf Bismarck in Donchery sei.

Von dem, was nun folgte, lassen wir Bismarck selbst reden. Er schreibt unterm 5. September an seine Frau:

„Mein liebes Herz!

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehrte heute zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. erlebt, in der wir gegen 30,000 Gefangene machten, und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar le Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generälen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit drei Adjutanten und drei zu Pferde daneben auf der Landstraße von Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Se. Majestät drei Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery

an, einem kleinen Orte in der Nähe dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen sechs Franzosen, von mir und Karl (Bismarcks Reitknecht), der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Ort wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Karl, der meldete, es sei ärmlich und unrein. ‚Schadet nichts‘, meinte Napoleon, und ich stieg mit ihm eine gebrechliche, enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Geviert, mit einem fichtenen Tische und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die anderen waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserem letzten Beisammensein, 1867 in den Tuilerien. Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Karl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen, zu kommen. Wir schickten dann einen der ersteren auf Rekognoscierung und entdeckten eine halbe Meile davon in Frénois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leib-Kürassierregimente, und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation, vermöge deren 40,- bis 60,000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem was sie haben, unsere Gefangenen wurden. Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich 100,000 Mann und einen Kaiser. Heute früh ging letzterer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab.

„Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem HErrn in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen.

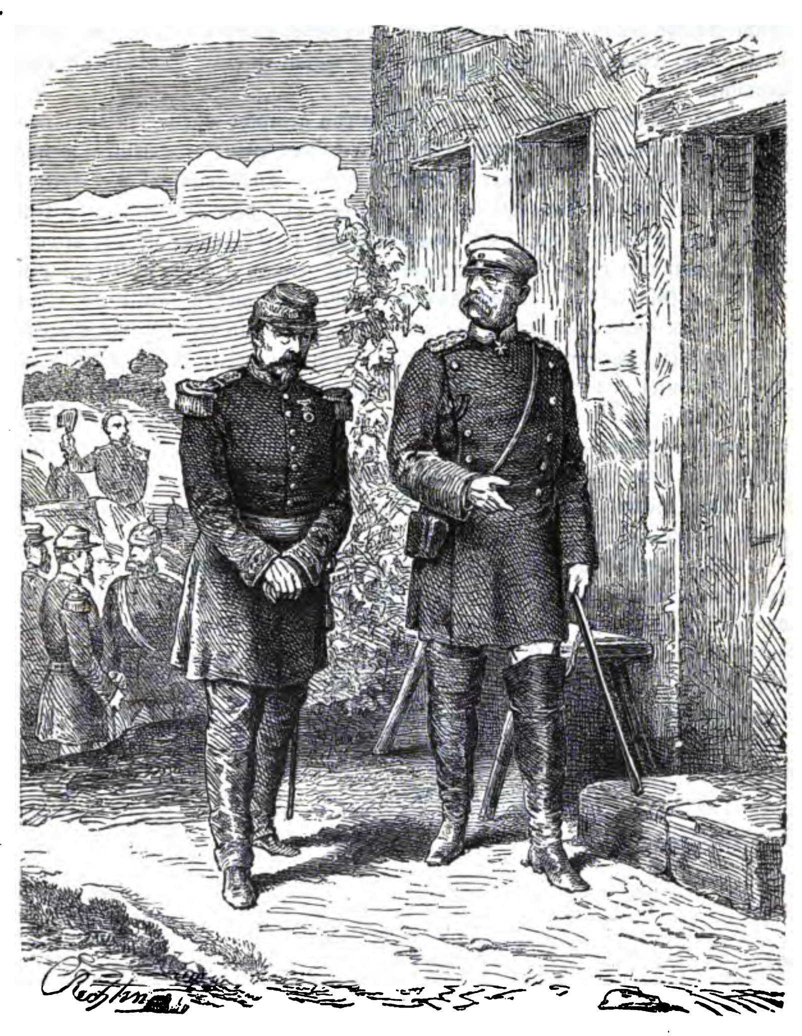
„Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heute aus Deinen und Marias Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphiert, und umarmte ihn angesichts Sr. Majestät vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt.

„Leb' wohl, mein Herz. Grüße die Kinder. Dein

v. Bismarck.“

Die Kapitulationsurkunde war inzwischen von den Bevollmächtigten unterzeichnet worden. Mit thränenden Augen hatte Wimpffen seinen Namen darunter gesetzt.

1 Marschall, 39 Generäle, 230 Stabs- und 3000 andere Offiziere, 84,450 Mann, 14,000 verwundete Gefangene, alle Adler und Fahnen der Armee von Sedan, 70 Mitrailleusen, 330 Feld- und 150 Festungsgeschütze



Bismarck und Napoleon vor dem Weberhause in Donchery.

und 10,000 Pferde kamen in die Hände der Deutschen. Während der Schlacht waren 25,000 Mann gefangen genommen. 20,000 Tote und Verwundete deckten das Schlachtfeld. Einzelne Haufen waren über die belgische Grenze gegangen und waren dort entwaffnet worden. 140,000 Mann hatte Mac Mahons Armee gezählt — sie waren in einer Schlacht unfähig gemacht.

Das Schloß Bellevue, wohin Napoleon gebracht wurde, ist eine von einem Park umgebene reizende Villa. Es besteht aus drei Türmen, welche durch Glassalons miteinander verbunden sind. Hier fand am 2. September die denkwürdige Unterredung des Königs mit dem Kaiser statt. Um 1 Uhr traf der König ein. Er ging durch den Park; an der Treppe erwartete ihn der Kaiser, der den König ehrerbietig grüßte. Beide traten dann in einen der Glassalons. Was hier gesprochen ist, wissen wir nicht. In einem Telegramm aber schrieb der König: „Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt bestimmt. . . . . Wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen, kann ich nicht beschreiben."

Nach dieser Begegnung beritt der König von 3½ bis 8½ Uhr die ganze Armee vor Sedan. Er wollte den Truppen für ihre Treue und ihre Tapferkeit persönlich danken. Der Jubel der Truppen, als sie ihren geliebten König sahen, wollte kein Ende nehmen. Lawinenartig setzte sich das Hurra!, das bei seiner Ankunft ertönte, von einem Truppenteil zum andern fort. Als der König bei der ersten Garde-Division vorbeiritt, bemerkte er den Divisionspfarrer Rogge. Er winkte diesen herbei, reichte ihm vom Pferde die Hand, und erwiederte auf dessen Glückwunsch zu dem Siege: „Ja, Gottes Segen ist über Bitten und Verstehen mit uns gewesen."

Der Dichter Emanuel Geibel hat den Tag von Sedan in einem ergreifenden Gedicht gefeiert.

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der HErr hat Großes an uns gethan,
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen der Unhold aus,
Sein Reich zu festen mit Blut und Graus;
Mit allen Mächten der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten, das schwur sein Mund,
Furchtbar dröhnte der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren kam fromm und stark
Mit Deutschlands Schwertern der Held der Mark.
Die Banner flogen, und über ihm
In Wolken zogen die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte die Sonn in Nacht.
Drei Tage rauschte der Würfel Fall,
Und bangend lauschte der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage des Weltgerichts
Am dritten Tage der HErr des Lichts
Und warf den Drachen vom güldenen Stuhl
Mit Donnerkrachen hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert, wie bald! zu Staub,
Und heimgefordert wird ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Am folgenden Tage (3. September) waren alle höheren Offiziere des Hauptquartiers in Vendresse zur königlichen Tafel geladen. Ausnahmsweise wurde Champagner serviert. Der König erhob sich und brachte folgenden Toast aus: „Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Standpunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Am 3. September gegen Abend bewegte sich bei strömendem Regen ein eigentümlicher Zug durch das Lager. Erst ein Zug Husaren, dann eine Kalesche. In dieser saß Napoleon. Sein Gesicht sah müde und abgespannt aus, tiefe Linien zeigten sich unter seinen Augen. Neben ihm saß ein Offizier. Hinter der kaiserlichen Kutsche kam ein Wagen, in dem

preußische und französische Offiziere, meist in wasserdichte Mäntel gehüllt, saßen. Zehn bis zwölf kaiserliche Wagen folgten. Einige berittene französische Offiziere und einige 60 Sattel- und Vorspannpferde, sowie ein Zug schwarzer Husaren schlossen diesen eigentümlichen Zug. Napoleon war auf dem Wege nach Wilhelmshöhe bei Kassel.

Am 5. September — es war abends halb zehn Uhr — drängt sich vor dem Schlosse Wilhelmshöhe eine dichte Volksmasse. Sie sehen alle erwartungsvoll in eine Richtung. Von dort her naht sich endlich ein zweispänniger Wagen, voran sprengt ein Husarenoffizier. Er rollt vorbei an der schweigsamen Menge und hält an dem Portal des Schlosses. Man hört das Kommando: „Achtung! Präsentiert das Gewehr!" Eine kleine, gebeugte Figur im französischen Militärrock steigt aus dem Wagen, die roten Hosen glänzen durch das Dunkel, die harrenden Diener verbeugen sich, die schweren Flügelthüren werden geschlossen — schon vorbei ist das Schauspiel — der Kaiser ist gefangen! .... Ist es ein Kaiser? .... Durch die Volksmenge fliegt soeben die Kunde von der Proklamierung der Republik in Paris. *Welch eine Wendung durch Gottes Führung!*

Am Morgen des 3. September hatte die Regierung den Parisern versichert, daß vom Kriegsschauplatz keine bestimmten Nachrichten eingetroffen seien, und schon am Abend desselben Tages sah sich der Präsident des gesetzgebenden Körpers, Schneider, genötigt, die Kammer zur Sitzung zu berufen. Es war nachts 1 Uhr, als dieselbe zusammentrat.

Bleich und verstört erteilte Präsident Schneider dem Kriegsminister das Wort. Tiefe, spannungsvolle Stille herrschte, als Palikao sprach: „Meine Herren Deputierten, ich habe die schmerzliche Aufgabe, Ihnen anzukündigen, was meine Worte an diesem Morgen Sie bereits vorausahnen ließen. ... Nach drei Tagen heldenmütiger Kämpfe ist unsere Armee auf Sedan zurückgedrängt und dort von so überlegenen Streitkräften eingeschlossen worden, daß sie kapitulieren mußte. Der Kaiser ist zum Gefangenen gemacht worden. Es ist uns, den Ministern, nicht möglich, einen sofortigen Entschluß zu fassen, weil wir nicht die Zeit gehabt haben, uns untereinander zu verständigen. Ich schlage daher der Kammer vor, die Beratung zu vertagen." — Darauf ergreift der Advokat Jules Favre das Wort. Er beantragt die *Absetzung des Kaisers.*

Unter eisigem Schweigen trennt sich die Versammlung. Auch nicht einer hatte den Willen und den Mut, gegen die Absetzung zu sprechen.

Am folgenden Tage — es war ein Sonntag — wogte eine erregte Volksmenge durch die Straßen. Überall hörte man den Ruf: „Absetzung! Absetzung! Es lebe Frankreich! Es lebe Trochu!"

Um 1 Uhr eröffnete der Präsident die Sitzung. — Schon füllt sich das Sitzungsgebäude mit einer lärmenden Volksmenge, die im Saal die Mar-

seillaise anstimmt. „Es lebe die Republik!“ ertönt es. Der Präsident verläßt seinen Sitz. Etwa ein Dutzend Nationalgarden stellt sich hinter dem Präsidentenstuhl auf. Wenn der Lärm zu arg wird, schwingt einer von ihnen die Präsidentenglocke. Fast alle Bänke der Abgeordneten sind von einer buntscheckigen Menge in Blousen, Röcken, Uniformen der Nationalgarde, in Hüten und Mützen von allen Formen und Farben besetzt. Das sind die Franzosen von 1792! Es fehlt nur ein Robespierre, ein Marat, und die Meute taucht ihre Hand in Menschenblut. — Da läßt sich der Ruf hören: „Es lebe Rochefort! Holen wir ihn aus der St. Pelagie!“ Rochefort, der Feind aller gesetzlichen Ordnung, saß wegen eines Preßvergehens in diesem Gefängnis. „Nach dem Stadthause! Nach dem Stadthause!“ rufen andere. Es leert sich der Saal, und Massen wälzen sich nach dem Stadthause. Dasselbe gewährt einen eigentümlichen Anblick. Alle Fenster, das Dach, die Schornsteine, die Thüren, ja sogar die Blitzableiter waren von Personen aus allen Ständen besetzt. Gegen 5 Uhr erschien Gambetta an einem Fenster mit Jules Ferry, Emanuel Arago und Jules Favre und kündigten die Mitglieder einer neuen Regierung an. Frankreich war wieder einmal Republik von Sedans Gnaden, ins Leben gerufen von einigen Advokaten. „Kampf bis aufs Messer!“ war die Parole dieser Herren. Die Schlange hatte sich gehäutet, aber sie war Schlange geblieben. Wo das lügnerische Maulheldentum seine Triumphe feiert, bedeutet Republik nur eine Vermehrung des Bösen.

Aber wo war die Kaiserin Eugenie? — Welche Stunden banger Angst mochte sie schon verlebt haben seit dem Tage, an welchem sie zur Feier des „Sieges von Saarbrücken“ hatte eine Messe lesen lassen! Blickte sie in diesen ernsten Stunden wohl zurück auf ihre Vergangenheit? Sie, eine Kaiserin in derselben Stadt, in deren geheimen Polizeiberichten vom Jahre 1842 sich noch die Notiz findet: „Tochter Eugenie Veranlassung eines Rencontres (Zweikampfes) zwischen Obrist Sourvilliers und Kapitän Flausout; Polizei-Kommissär Noce berichtet: Frau von Montijo hat kein nachweisliches Einkommen; verkehrt mit älteren inaktiven Offizieren von gutem Vermögen und lockeren Sitten; Wohnung komfortabel eingerichtet; 1800 Francs Miete. Tochter Eugenie hochblonde Schönheit mit feiner Tournüre, hat viele Anbeter.“

Als Kaiserin war Eugenie allerdings eine „fromme“ Tochter der katholischen Kirche geworden, jedoch dies durchaus nach äußerlicher Art, wie der Romanismus das Frommsein aufzufassen pflegt. Sie gab der Weltlust, was diese begehrte, und der „Kirche“, was von den Würdenträgern begehrt ward. O, darum lebt es sich ja eben für Weltkinder so schön und bequem unter dem Krummstabe! Eugenie trieb einen Luxus wie kaum eine andere ihrer Vorgängerinnen, sie duldete die Übertretung göttlicher Gesetze;

Eugenie gab aber auch mit vollen Händen für kirchliche Zwecke, sie, das üppige, stolze, herrschsüchtige Weltkind, kam in den Geruch der Heiligkeit.

Welch ein Moment für die Kaiserin — der August des Jahres 1870! Vielleicht erkannte sie nun, daß der Abfall von Gott Wunden schlägt, deren Brennen kein Weihwedel zu stillen vermag! Nun zuckte der zerschmetternde Strahl „Sedan" auf sie hernieder. In ihre Gemächer dringt nun das Grollen der aufgeregten Volksmassen. Flucht! Flucht! Das war ihr einziger Gedanke! — Niemand fragte nach ihr. Auch der Erzbischof nicht, dessen oberhirtliches Bemühen doch mit 200,000 Francs Jahrgehalt belohnt worden. — In größter Hast verläßt sie ihre Gemächer und eilt nach der Pforte, die zur Seine führte. Hier findet sie den Fürsten Metternich und noch zwei Herren. Diese verlieren sich aber bald im Gedränge. Vielleicht schreckte der Straßenbube sie fort, der die Kaiserin erkannte, vielleicht auch der Pöbel, der „à la guillotine!" schrie. Zu wem wendet sich nun die Erschreckte? Stehen ihr nicht viele Paläste offen, deren Eigentümer von der kaiserlichen Gnade lebten! Nein, dorthin eilt sie nicht. Die Wohnung eines amerikanischen Arztes, Dr. Evans, sucht sie auf. Hier bei einem Republikaner findet die entthronte Kaiserin eine Zufluchtsstätte. Dieser ist ihr auch bei ihrer weiteren Flucht behilflich. Drei Tage und zwei Nächte fährt sie in einer elenden Kutsche, ehe sie in der Nähe von Trouville die See erreicht und hier von Sir John Burgoyne an Bord seiner Jacht aufgenommen wurde. Die Kaiserin kam ohne alles Gepäck an Bord, sie hatte nicht einmal Kamm und Bürste, noch das Geringste von frischer Wäsche bei sich. Die Überfahrt nach der englischen Insel Wight war sehr rauh, und äußerst erschöpft langte die Enttrohnte an. In Hastings traf sie mit ihrem Sohn zusammen, den der Kaiser über Belgien hatte nach England geleiten lassen.

Napoleon und Eugenie noch vor wenigen Monaten die Erwählten und nun die Geächteten der Nation — es giebt nicht leicht ein schlagenderes Beispiel des göttlichen Gerichts! — —





Die Riesenmörser vor Straßburg in Batterie 35.

Dreizehntes Kapitel.
Der Fall von Straßburg und Metz.
(1870.)

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Jetzt rückt vor deine Wälle der preußische Soldat,
Der preußische, der bayrische, der schwäbische Soldat,
Der will jetzt wieder haben, die alte, deutsche Stadt.“

Die Übergabe von Sedan an die Deutschen war kaum erfolgt, da erhielten auch schon die Armeen der Kronprinzen von Preußen und von Sachsen Befehl, ihren Marsch fortzusetzen. Wir wollen ihnen vorderhand nicht folgen, sondern wollen in der Kürze die Kämpfe schildern, die zu Kapitulation von Straßburg und Metz führten.

Es war am 23. Oktober 1681, als Ludwig der Vierzehnte, den die Franzosen so gerne „den Großen“ nennen, in die eben geraubte Stadt Straßburg einen pomphaften Einzug hielt und von dem katholischen Bischof Franz Egon von Fürstenberg mit den freventlich mißbrauchten Worten Simeons: „HErr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen!“ begrüßt wurde.

Die freie Reichsstadt war mitten im Frieden unter wahrhaft kümmerlichen Vorwänden von den Franzosen besetzt worden. Durch Bestechung hatte der „große“ Ludwig sich unter den Bewohnern einen Anhang geschaffen; überdies war der größte Teil der angesehenen Bürger zur Zeit des Raubes auf der Frankfurter Messe, und die Verteidigungsmittel der Stadt waren in einem so elenden Zustande, daß an einen erfolgreichen Widerstand gar nicht zu denken war. Hatte auch Karl der Fünfte einst gesprochen: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien ständen, würde ich Wien fahren lassen und Straßburg retten!“ so blieben doch in dieser Zeit tiefster Schmach und Schwäche die Bitten treuer Straßburger Bürger bei Kaiser Leopold dem Ersten ungehört.

Fortan machte sich rücksichtslos der französische und katholische Einfluß in Elsaß geltend. Gleich nach der Einnahme wurde das Münster, der Stolz Straßburgs, das nach eines alten Geographen Urteil „zu den sieben Wunderwerken der Welt für das achtest gesetzt werden möcht,“ den Lutheranern genommen und dem katholischen Bischof zugewiesen. Die lutherischen Beamten wurden abgesetzt, die lutherischen Pfarrer auf dem Lande aus ihrem Amt vertrieben. Im Dorfe Meysenheim bewaffneten sich freilich die Weiber und trieben die französischen Söldlinge, die ihnen ihren treuen Seelsorger nehmen wollten, zum Dorf hinaus.

Mit der Französierung des Elsaß hat Frankreich guten Erfolg gehabt, wenigstens was die Stadtbevölkerung angeht. Der Deutsche liebt allerorten das Fremdländische. Dazu kommt, daß der Hang des Deutschen zum Landsknechttum die Jugend des Elsaß unter die französischen Fahnen getrieben hat. Während des Krieges zählte Elsaß-Lothringen wohl gegen 60,000 seiner Söhne in allen Stellungen des französischen Heeres. Aber auf dem Lande ist das Elsaß deutsch geblieben in Sitte und Sprache. Wie in Amerika ist auch im Elsaß die protestantische Kirche die beste Pflegerin der deutschen Sprache gewesen. Die Katholiken sind französisch gesinnt wie ihre Geistlichen.

Ein Verlangen nach einer deutschen Regierung hatten aber im Elsaß nur sehr wenige. Wenn auch das Mutterland allezeit mit treuer Liebe am Elsaß hing, so war doch hier das Andenken an Deutschland von Geschlecht zu Geschlecht schwächer geworden. —

Die Kunde von der Niederlage bei Wörth erzeugte eine fieberhafte

Aufregung in Straßburg. Die traurigen Trümmer der geschlagenen Armee irrten bis in die Stadt. Mit Kot bedeckt, müde und erschöpft kommen die Versprengten. Voll Schrecken blicken die Bewohner auf die klägliche Schar. Ist das die stolze Armee, die noch vor wenigen Tagen siegesbewußt "à Berlin" gerufen hatte, als sie durch die Stadt zog? — Bald strömen auch zahlreiche Bewohner der umliegenden Dörfer herbei. Sie führen ihre notwendigsten Habseligkeiten mit sich, zittern vor Furcht und bringen die Nachricht, daß die Preußen sich nähern.

Straßburg war auf eine Belagerung nicht vorbereitet. Wer hätte auch in Frankreich geglaubt, daß das Kriegsdrama sich auf dem eigenen teuren Boden abspielen würde! Nicht viel über 17,000 Mann, die Mobilgarden eingeschlossen, befanden sich in der Festung. Diese standen unter dem Kommando des General **Uhrich**, eines thatkräftigen, tüchtigen Offiziers. Die Außenwerke waren in einem schlechten Zustand, die Bäume in der Nähe der Festung waren nicht gefällt, das Wasser in den Festungsgräben nicht gestemmt. Man hatte ja alle verlacht, die von der Möglichkeit einer Belagerung Straßburgs gesprochen hatten; so nahe wollte man die Barbaren nicht kommen lassen. Aber am Morgen des 10. August lasen die Straßburger den folgenden Maueranschlag: „Beunruhigende, Schrecken erregende Gerüchte wurden dieser Tage absichtlich oder unabsichtlich in unserer wackeren Stadt verbreitet. Einige Individuen haben die Gedanken kund zu geben gewagt, daß der Platz sich ohne Schwertstreich ergeben solle.



General Uhrich, Kommandant von Straßburg.

Wir protestieren nachdrücklich, im Namen der mutvollen französischen Bevölkerung, gegen diese feige und verbrecherische Zaghaftigkeit. Die Besatzung besteht aus 11,000 Mann, die Nationalgarden nicht mitgerechnet. Sollte Straßburg angegriffen werden, wird es sich verteidigen, so lange ein Soldat, ein Zwieback, eine Patrone übrig bleibt.

Die Guten können sich beruhigen; was die andern betrifft, so mögen sie sich entfernen."

Jeder wußte nun, woran er war. Die angestrengteste Thätigkeit begann

aller Orten. Die Bäume der Umgegend wurden gefällt und quer über die nach Straßburg führenden Straßen gelegt. Auch der Friedhof St. Helène mußte Verstümmlungen erleiden. Die düsteren Tannenalleen, die den Friedhof abteilten, die Pappeln, die ihn umringten, die großen Trauerweiden, die die Gräber beschatteten, erlagen den Axthieben, und die Grabsteine lagen nackt da, jenes geheimnisvollen Dunkels beraubt, das die alten Bäume über sie breiteten. Die Mobilgarde, die sonst nur Soldat spielte, begriff den Ernst der Lage. Sie exerzierte eifrig und hielt auf den Wällen Nachtwache.

Es wurde nun auch um Straßburg lebendiger. Täglich mehrte sich die Schar der Belagerer. Sie war zusammengesetzt aus badischen und preußischen Truppen, zusammen etwa 50,000 Mann. Sie stand unter dem Oberbefehl des preußischen Generallieutenant v. Werder.

Es war am 12. August, als die Kanonen zum erstenmal ertönten. Schon fielen einige Granaten in die Stadt; man hielt sie für verirrte. Niemand mochte glauben, daß der Feind die Stadt bombardieren würde. Aber darüber bekam man nur zu bald Gewißheit. Häufiger und häufiger fielen die Geschosse in den Straßen nieder. Niemand wagte nun, sich zum Schlafe auszukleiden. Man versah die Fenster mit Matratzen und hielt Zuber voll Wasser und Sand und Erde bereit, um jeden etwa ausbrechenden Brand löschen zu können. Die Gasbeleuchtung wurden eingestellt. Trübe Laternen, welche die Eigentümer an der Front ihrer Häuser angebracht hatten, warfen ihr mattes Licht auf die altertümlichen Gebäude. Aber das Feuer des Feindes schwieg fast ganz und die Bewohner legten sich am Abend des 18. mit ruhigem Herzen zum Schlaf nieder. Da es war etwa 9 Uhr — schreckte ein furchtbarer Knall die Einwohner: der Feind hatte eine Granate in die Stadt geschleudert. Nun folgten die Geschosse beinahe ohne Unterbrechung. Die Granaten zischten pfeifend durch die Luft und platzten über den Häusern, in den Höfen mit einem furchtbaren Knall, der schauerlich in der Stille der Nacht weithin erschallte; bald fingen einzelne Gebäude Feuer. Überall Schrecken und Trümmer! Aber ach! wie unbedeutend erschien dies einige Tage später!

Der Morgen des 23. August erschreckte die Einwohner von Straßburg mit einer schlimmen Nachricht. An den Mauern fanden sie folgende Proklamation Uhrichs: „Bewohner Straßburgs! Der feierliche Augenblick ist da. Die Stadt wird belagert und allen Gefahren des Krieges ausgesetzt werden. Wir machen einen Aufruf an Eure Vaterlandsliebe, Eure Energie, zur Verteidigung der Hauptstadt des Elsaß, dieser äußersten Grenzwache Frankreichs. Den vom Herrn Maire bezeichneten Bürgern werden Waffen ausgeliefert, auf daß sie zum Schutze unserer Wälle mitwirken. Mut, Freunde! die Blicke des Vaterlandes sind auf Euch gerichtet."

Generallieutenant Werder hatte das Bombardement der Stadt dem General Uhrich vorher angezeigt, hatte auch vorher noch einmal zur Übergabe aufgefordert, auch hatte er dem Kommandanten frei gegeben, um Abzug von Frauen, Kindern und gebrechlichen Leuten nachzusuchen. Uhrich aber ließ antworten: „Es sei ihm nicht möglich, unter 80,000 Menschen eine Auswahl zu treffen.“

Der Abend des 23. nahte. Ein banger, schwüler Abend. Überall ängstliche Gesichter; jeder birgt seine Kostbarkeiten im Keller und bringt hierher auch seine Angehörigen.

Als wären hundert Gewitter zugleich losgebrochen, so rollte und grollte das Donnergetöse der Geschosse, als die Sonne sich geneigt hatte. Es war ein schauerliches Pfeifen und Zischen in der Luft, ein Gekrache der einstürzenden Kamine und Mauern und von Zeit zu Zeit Jammer- und Angstgeschrei. Die Nacht war sehr düster; es regnete und auf den Wällen konnte man unmöglich die Position der deutschen Batterien unterscheiden, welche hinter einigen Gebäuden oder hinter den Erddämmen der Eisenbahn geschützt, feuerten, ohne daß man ihnen Schaden zufügen konnte.

Groß waren die Verheerungen. Von allen Seiten kamen die Granaten und fielen auf die Kirchen, auf das Münster, die Lazarette, die Spitäler.

Als die Sonne des 24. August aufging, ließ das schreckliche Schießen nach. Nur einzelne Geschosse zogen noch ihre zornigen Linien durch die Luft. Es waren Probeschüsse. Die Deutschen wollten die Richtung der Geschütze für die kommende Nacht feststellen. Gegen 8 Uhr begann das Bombardement von neuem. Kein Augenblick Rast, kein Augenblick Stille! es war ein höllischer Hagel von Granaten, welche wie Schlangen die Lüfte durchzischten und deren summende Splitter Grausen erregten. In den Kellern weinten und beteten die Frauen und Kinder; die Männer waren schweigsam, niedergeschlagen, und nur die Pflicht, über ihre Familie zu wachen, verlieh ihnen neuen Mut. Um 11 Uhr erschallten plötzlich zwischen dem Gekrache der Granaten Feuerrufe von den Wächtern des Münsterturmes. Es brennt in der Neukirche! Feuer am Broglie! Feuer am Kleberplatz! Die ganze Nacht ertönte dieser entsetzliche Notschrei und ein ungeheurer roter Widerschein beleuchtete schauerlich die ganze Stadt.

Wie viele Schätze ein Raub der Flammen! Das Gemäldemuseum, die Neukirche, die Stadtbibliothek mit ihren 300,000 Bänden, die schönsten Häuser der reichsten Stadtteile, fast ganze Straßen nur noch Ruinen, Schutthaufen!

Wie Hilfe leisten auf so verschiedenen Seiten? Man mußte das Zerstörungswerk sich vollenden lassen, und die unglücklichen Bewohner der brennenden Häuser hatten kaum noch Zeit, sich und ihre kostbare Habe zu retten.

Auf der Straße Unglückliche, welche entflohen; Frauen, weinend und in Verzweiflung, mit Kindern in den Armen, wie wahnsinnig eine Zufluchtsstätte suchend; Greise und Kranke, die man mit Mühe fortschaffte; ächzende Verwundete und Sterbende; Getöse fallender Ziegel, zusammenstürzender Kamine. —

Der Morgen graute. Willst du denn das Wort „Ergebung" nicht sprechen, du stolze und doch so zertrümmerte Stadt? Du wirst es ja doch sprechen müssen! Hoffst du auf Frankreich? Es hat keine Waffen und keine Soldaten mehr!

Und wieder bricht die Nacht herein, und wieder beginnt das entsetzliche Schießen, wieder beginnt die entsetzliche Not. Die massivsten Gebäude brechen krachend zusammen. Flüchtende eilen mit wenigen Habseligkeiten durch die Straßen; angstvoll kauern sich die Übrigen in den Kellern.

Am 25. suchte der Bischof von Straßburg Andreas Ruß zu unterhandeln. Im Dorfe Schiltigheim traf er mit Oberst von Leszcinski zusammen. Seine Bemühungen waren erfolglos: weder Werder noch Uhrich wollten nachgeben.

So beginnt denn das Feuer von neuem! Welch eine angst- und qualvolle Nacht für 80,000 Menschen! Welche Ruinen! Welche Trümmer! Viele Familien werden obdachlos. Aus Steinen, Stroh und Brettern bauen sich die Armen erbärmliche Wohnungen am Rande der Ill oder des Kanals. Wie Maulwürfe graben sich andere in die Festungswälle und fristen hier ein kümmerliches Dasein. Unter den Brücken nisten sie sich ein. Erbarmen! Erbarmen! predigten die Trümmer.

Und General von Werder hatte Erbarmen. Er befahl am 27. August, daß das Bombardement eingestellt würde. Ob es gleich den deutschen Truppen mehr Zeit und Menschenleben kosten würde, dennoch befahl er, daß die Belagerung fortan mittels eines förmlichen Angriffs vor sich gehe.

An der nordwestlichen Spitze Straßburgs befindet sich das Steinthor. Der Weg, der durch dieses Thor führt, spaltet sich bald in zwei Straßen. In dem Winkel dieser Straßen liegt der schon erwähnte Kirchhof St. Helène. Einige hundert Schritt weiter liegt das Dorf Schiltigheim. Von hier aus sollte der Angriff beginnen.

In der Nacht vom 29. auf den 30. August zieht eine große Kolonne völlig geräuschlos gegen die Feste. Jeder Soldat trägt außer seinem Gewehr eine Hacke. 800 Schritt von den Wällen machen die Truppen Halt. Sie stellen sich in gerader Linie auf, den Wällen der Festung gegenüber. Und nun graben sie emsig wie die Maulwürfe. Auch ebenso geräuschlos. 4 Fuß tief, 9 Fuß breit werden die Graben; die Erde wird gegen die Festung zu aufgetürmt. Auch nicht ein Schuß stört die emsigen Arbeiter. Als der Morgen des 30. dämmert, da erst bemerken die erstaunten Straß-



THE N
PUBLIC

ASTOR
TILDEN

burger die erste Parallele. Und mehr noch! 400 Schritt zurück haben die Belagerer auch 10 Batterien geschützt aufgestellt. In der folgenden Nacht werden die Arbeiten fortgesetzt. Im Zickzack gräbt man vorwärts; immer wirft man die ausgegrabene Erde nach der Festung zu. So bleiben die Arbeiter gedeckt und man kommt doch den Mauern näher. Bald wird eine zweite Parallele ausgeworfen; aber diesmal nicht ohne Opfer. Der Feind stürmt heraus, und nur mit Mühe und unter Verlust einiger Gefangenen kann man ihn zurückwerfen. Schon am 13. September ist eine dritte Parallele vollendet. Diese durchschneidet schon die Terrainerhebung, welche zum vordersten Wall hinaufführt. Von hier aus wird eine Halbparallele ausgeworfen und bald befinden sich die Angreifer hart an der Festungsmauer.

Schon sind die Entfernungen der Batterien so gering geworden, daß die französischen Soldaten in den Vorwerken das Kommando der deutschen Offiziere in den Laufgräben hören. Der Boden ist so durchwühlt, daß man nur mit Mühe darauf gehen kann. —

So war unter unsäglichen Leiden der 46. Tag der Belagerung herangekommen. 8—10,000 Menschen waren obdachlos geworden, 261 Einwohner waren getötet, gegen 1000 verwundet. 400 Häuser waren abgebrannt, eingestürzt, zerstört. Die Mauern der Festung waren zerschossen; die Wälle durchfurcht. Vor den Wällen stehen 50,000 Soldaten, welche in einigen Tagen, morgen, vielleicht schon heute, hinter diesen Wällen sein wollen. Man hoffte nichts mehr, man konnte sich keinen Täuschungen mehr hingeben.

Gegen 5 Uhr — es war der 27. September — wurde es in den Straßen plötzlich rege und belebt. Man läuft, man bestürmt einander mit Fragen; alle Blicke wenden sich auf einen einzigen Punkt: *Eine weiße Fahne flattert auf dem Münster!*

Man traut seinen Augen nicht; man blickt wieder und wieder hinauf. Nein, keine Täuschung ist es! Ungläubig sagt man, dies sei eine Fahne, welche andeute, daß Kranke, Verwundete im Münster sich befinden. Aber das rote Kreuz darin fehlt. . . . . Man hört auch keine Schüsse mehr!

Wäre es denn ein Waffenstillstand? . . . .

Man versammelt und drängt sich, die Bewegung in den Straßen ist außerordentlich; eine heftige Gärung erfaßt alle Herzen. Man will sichere, zuverlässige Nachrichten.

Da wagt jemand eine Vermutung: Wäre es die Übergabe der Stadt? Man schreit, man schilt den Vermessenen. Niemals! Widerstand bis aufs äußerste.

Da kommen höhere Offiziere, man stürzt ihnen entgegen, und man erfährt, daß der Verteidigungsrat die Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes erkannt hat und daß man im Begriffe ist, zu kapitulieren. Diese

Nachricht verursacht gewissermaßen eine Revolution; Gruppen bilden sich, durchziehen die Straßen unter dem Sange der Marseillaise. Jedoch legt sich die Gärung nach und nach und die Nacht vergeht ruhig: seit lange die erste Nacht ohne Kanonade, ohne Brand, ohne Unglück. —

Als man im deutschen Lager die weiße Fahne vom Münster wehen sah, drang ein Jubelgeschrei aus tausend Kehlen. Alle umarmten sich. Die Geschütze, die nun schon 193,000 Geschosse in die Feste geworfen hatten, verstummten. Um 2 Uhr morgens, am 28. September, wurde die Kapitulation Straßburgs unterzeichnet.

Am Morgen desselben Tages schickte sich die Straßburger Garnison zum Abmarsch an. Die ersten Truppenteile ziehen ordentlich aus, sie gehen ernst und würdig an den aufgestellten Deutschen vorüber. Da entsteht eine große Bewegung unter der Menge: es sind die Generäle Uhrich und Barral und ihr Stab, die herankommen. Alle Häupter entblößen sich; Uhrich ist sehr bewegt. Alles weint. „Vive Uhrich! Vive la France!" rufen die Bürger. Gebeugten Hauptes schreiten die Offiziere vorwärts. Es war ein ergreifender Moment, als General von Werder vom Pferde sprang und den Kommandanten von Straßburg mit Ehrerbietung begrüßte. Aber wie bald ändert sich die Scene! Die nachfolgenden Truppenteile kamen in größter Unordnung an; unter den Soldaten brach ein wüstes Wesen los. Sie zerschlugen ihre Flinten und Säbel und stießen gegen ihre eigenen Offiziere Verwünschungen aus. Die meisten unter ihnen waren viehisch berauscht. Mit kaltem Gleichmut sahen die braven Gardelandwehrmänner auf das unsinnige Treiben; hoch über ihnen am Turm des Münsters wehte ja die deutsche Fahne.

Der preußische General hielt früh 10 Uhr an der Spitze seiner Truppen den Einzug in die bezwungene Feste. Nicht lange darnach rückte alles in die protestantische St. Thomaskirche zum Festgottesdienste ein. Divisionspfarrer Frommel hielt die Predigt. Abends vorher gegen 10 Uhr hatte ihm ein Husar den Befehl des Generals gebracht, für den folgenden Tag um 10 Uhr den Festgottesdienst zu halten. Mächtig wogte das „Allein Gott in der Höh sei Ehr" durch die Kirche. Frommel predigte über das alte Samuelswort: „Bis hierher hat der HErr geholfen!" Nach der Predigt reichte ihm der kommandierende General bewegten Herzens die Hand.

* * *

Wie Straßburg, so war auch Metz, die alte Hauptstadt der Mediomatriker, durch einen politischen Bubenstreich des Königs Heinrich II. von Frankreich dem deutschen Reiche verloren gegangen. Dieser „allerchristlichste" König war ein erbitterter Feind der Protestanten, vornehmlich wohl darum, weil diese die Laster für todeswürdig erklärten, die an seinem

Hofe offen im Schwange gingen. Zwar schloß Heinrich II. mit Moritz von Sachsen einen Vertrag, angeblich um die Protestanten vor den Mißhandlungen Kaiser Karls V. zu schützen, in Wahrheit aber, um dabei Land zu gewinnen. Vergeblich war eine eindringliche Warnung Melanchthons, vergeblich auch, daß man Moritz an die Worte Luthers erinnerte, „man möge sich vor den französischen Füchsen hüten, und wenn sie auch die Schwänze abgehauen hätten."

So zog denn ein französisches Heer in das lothringische Land. Tull, Verdun und Nancy wurden unter dem Vorwande, man wolle nur Waffenplätze gewinnen, besetzt. Auch vor Metz, dem Bollwerke des Landes, lagen 35,000 Franzosen. Aber schon ahnten die braven Bürger die schlimme Absicht des Franzosenkönigs; sie wollten sich unter allen Umständen zur Wehr setzen. Doch auch in ihrer Mitte fanden sich Verräter. Bischof Robert, dem der König den Kardinalshut hatte in Aussicht stellen lassen, und mit ihm viele Katholiken meinten ihrer Kirche zu dienen, wenn sie halfen, die Stadt in die Gewalt des blutgierigen Protestantenfeindes bringen. List, Verrat und Verbrechen öffnete den Franzosen die Thore und die entwaffnete Bürgerschaft wurde gezwungen, der Krone Frankreichs den Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören. Wohl kam nun, im Herbst 1522, die Nachricht, daß Kaiser Karl heranzöge, die verlorene Feste zurückzugewinnen. Aber das Glück, wie der Kaiser klagte, zeigte sich als Weib, das nur den Jungen hold ist. Krankheiten, die unter dem Belagerungsheer ausbrachen, zwangen ihn zur Umkehr. Wie weit damals das Nationalbewußtsein gesunken war, zeigt der Umstand, daß man triumphierend sang:

Die Metz und die Magd (Magdeburg)
Die haben dem Kaiser den Tanz versagt.

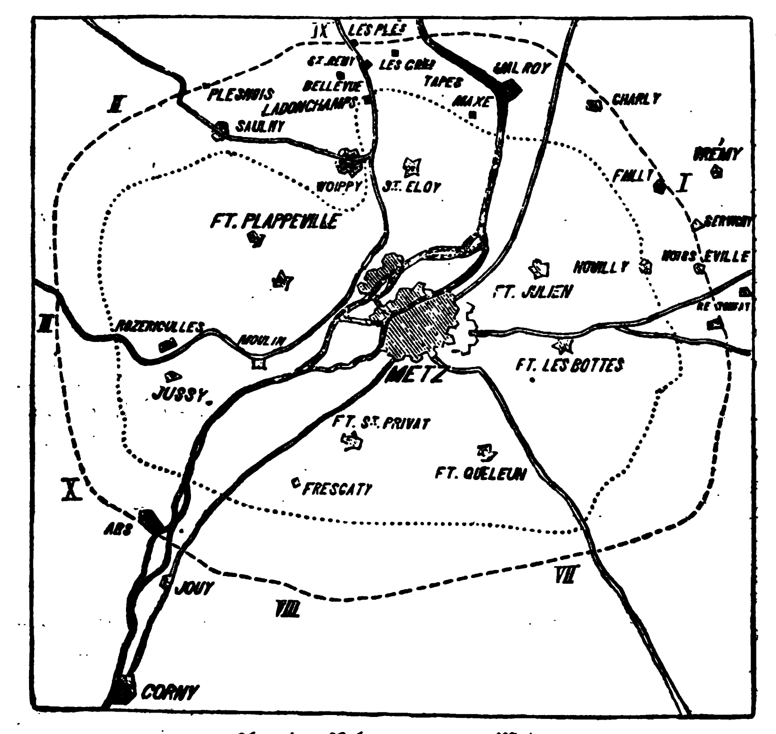
Metz blieb seit dieser Zeit französisch, und Frankreich hat alles gethan, um seine ohnehin starke natürliche Lage durch geeignete Festungswerke zu einer uneinnehmbaren Position zu machen.

Lothringen ist mit seinen Bewohnern völlig französisch geworden. Nicht ein Wort Deutsch vernimmt man mehr in der Umgebung von Metz. Gleichwohl verrät die Bevölkerung in Lebensgewohnheiten, Tracht und Typus noch mancherlei Deutsches. Der Körperbau ist groß, grobknochig und breitschulterig. Die Köpfe sind stärker und nicht so schmal und spitz, wie die französischen. —

Zur Orientierung des Lesers sei hier nochmals bemerkt, daß die vor Metz befindlichen Truppen der I. und II. Armee unter Prinz Friedrich Karl aus dem 1., 7. und 8. Corps (I. Armee), 2., 3., 9. und 10. Corps (II. Armee) bestanden. Dazu kam die Division Kummer, die aus Landwehrleuten zusammengesetzt war; zusammen 200,000 Mann. Die Armee

des Marschall Bazaine war an 140,000 Mann stark. In welcher Weise die preußischen Truppen um die Feste gruppiert waren, ersieht der Leser aus dem beigefügten Grundriß. —

Als Mac Mahon zum Ersatze von Metz heranrückte, hatte er nicht verfehlt, Bazaine durch Boten, die sich durch die preußischen Truppen zu schleichen verstanden hatten, in Kenntnis zu setzen. Er hatte in seinen De-



Plan der Belagerung von Metz.

------ Stellung der Deutschen Ende August. I, II, III, VII, IX, X. Armeecorps.

.... Stellung der Franzosen Ende August.

peschen den 31. August als den Tag festgesetzt, an dem er etwa vor Metz eintreffen könne. Beide Generäle wollten dann zugleich gegen die Cernierungsarmee anstürmen und sie zu durchbrechen und zu zerschmettern versuchen. Das Schicksal Bazaines und das Schicksal des Krieges hing von dem Gelingen dieses Planes ab.

Doch der Plan gelang nicht! Dreitausend tote und verwundete

Preußen hatten ihm dem Weg verlegt. Fortan versuchte es Bazaine nicht mehr, sich der eisernen Umarmung zu entziehen; nur dann und wann brach er hervor, teils um den Geist seiner Truppen aufrecht zu erhalten, teils um den Feind zu beunruhigen. Ob ein Durchbruch ganz und gar zu den Unmöglichkeiten gehörte, steht sehr zu bezweifeln. Bazaine stand ohne Zweifel unter dem Druck der politischen Ereignisse. Die Kunde von Sedan brachten ihm die begeisterten Hurras, die aus dem deutschen Lager zu ihm herübertönten. Zu wem sollte er sich nun halten? — Sollte er kaiserlich bleiben?



Marschall Bazaine.

Sollte er der neuen Regierung dienen? — Wo ließ sich für die Dauer der größte persönliche Vorteil finden? — Das waren wohl die Fragen, deren unsichere Beantwortung dem General Bazaine ernstliche Bedenken verursachten und ihn an einem frischen, thatkräftigen Vorgehen hinderten. Seine Handlungsweise bleibt rätselhaft, und auch die Untersuchung, die das republikanische Frankreich gegen ihn eingeleitet hat und die mit seiner Gefangensetzung endigte, hat bis jetzt keine Klarheit gebracht. Bazaines Vergangenheit giebt auch durchaus keine Bürgschaft für eine edle Gesinnung.

Marschall François Achille Bazaine wurde am 13. Februar 1811 in

Versailles geboren. In dem Kampfe gegen Abd-el-Kader erwarb er sich die Epauletten und das Kreuz der Ehrenlegion. Im Dienste der Königin Christine von Spanien focht er 1837 bis 1839 gegen die Karlisten. Im Krimkriege that er sich bei der Belagerung Sebastopols, in Italien bei Malegnano und Solferino hervor. So weit bethätigte er einen guten Soldaten; aber er war doch ein ehrloser, erbärmlicher Mensch; so voll Lug und Trug, daß seine Nation, die sonst so blind die Tapferkeit ehrt, vor ihm ausgespieen hat. — Französische Bajonette hatten bekanntlich den wankenden Thron des unglücklichen Maximilian von Mexiko zu stützen. Nach dem General Forey, der anfänglich Befehlshaber des französischen Expeditionscorps war, hatte 1863 Bazaine den Befehl in Mexiko übernommen. Ein geschickt ausgeführter Feldzug gegen die Truppen des Juarez im Jahre 1864 brachte ihm den Marschallsstab ein. Aber nicht lange dauerte die Überlegenheit der Franzosen. Von den moralischen Fußtritten der Nordamerikaner gedrängt, zogen im Februar 1867 die Franzosen unter Bazaine ab. Bazaine verkaufte damals französische Waffen an die Feinde Maximilians, er korrespondierte mit den republikanischen Führern, er ließ ganze Ladungen französischen Pulvers ins Wasser werfen, Kanonen zertrümmern, nur damit Maximilian, den doch sein Kaiser herüber ins Unglück gelockt, nicht in den Besitz dieser ihm so notwendigen Dinge gelange. Bazaine schnaubte vor Wut, daß jener unglückliche Habsburger nicht mit den Franzosen abziehen wollte, sondern auf eigene Faust die Kaisertragödie in Mexiko fortsetzte. — Im April landete Bazaine auf dem Dampfer „Souverain" in Toulon, sofort begaben sich der Seepräfekt und Kommandant an Bord des Schiffes und kündigten ihm an, daß der Befehl gegeben sei, ihm keine Ehrenbezeichnungen zu erweisen. Zischen des Publikums empfing ihn, man rief: pfui! und spuckte aus. Der Elende hatte diesen Empfang verdient, und selbst in den Tuilerien zog sich alles vor ihm zurück. Er sollte für den größeren Schurken Sündenbock sein, auf seine Schultern wollte man den Wahnsinn der Kaiserin Charlotte, die Erschießung Maximilians in Queretaro wälzen, die im Grunde der eidbrüchige Napoleon verschuldet.

Kann es bei einem Manne wie Bazaine wunder nehmen, daß er vor Metz zauderte? — Und doch mußten die deutschen Truppen jederzeit auf der Hut sein. Es ist auffallend, daß der feurige Prinz Friedrich Karl, dieser tolle verwegene Reitersmann, es so vortrefflich verstand, eine langwierige Belagerung so vorzüglich zu leiten.

Friedrich Karl Nikolaus, den der Volksmund den „eisernen Prinzen" nennt, wurde am 20. März 1828 im königlichen Schlosse zu Berlin geboren. Er ist der einzige Sohn des Prinzen Karl, des ältesten Bruders des deutschen Kaisers, und dessen Gemahlin von Sachsen-Weimar. Unter der sorgenden Obhut des Vaters und der liebevollen Fürsorge der

geistreichen Mutter leitete Major Graf von Bethusy die Erziehung des Prinzen. Den Religionsunterricht erteilte der evangelische Feldprobst Bollert. Konfirmiert ist er, nach öffentlich abgelegtem Glaubensbekenntnis, vom Hofprediger Dr. Eylert, dem Biographen Friedrich Wilhelms III. Gleich den anderen preußischen Prinzen trat er mit dem vollendeten zehnten Lebensjahre als Sekondelieutenant in das erste Garderegiment. Auch zeigte er, daß er ein glänzender Erbe der militärischen Talente seiner Familie war. Seine Spiele waren Soldatenspiele. Mit seinem 3 1/2 Jahr jüngeren Vetter Friedrich Wilhelm, dem Kronprinzen, hat er manchen fröhlichen Tag in den freundlichen Anlagen in Potsdam verbracht. Als die Knaben größer



Prinz Friedrich Karl.

wurden, lud man Potsdamer und Berliner Kadetten zu den Spielen. Die beiden königlichen Vettern waren die Herrscher und ihrer Stellung entsprechend auf Ponypferden beritten. Die Waffe der Kadetten war das Pustrohr (also ein Hinterlader), ihr Geschoß Erbsen, die am Gürtel in einer Patronentasche getragen wurden. Kam der Mittag herbei, so wurde ein Bivouak bezogen. Zu diesem Zweck schlug man kleine Zelte auf, und die prinzlichen Küchen lieferten die Verpflegung. Nach dem Essen entbrannte der Kampf von neuem, bis die eine Partei geworfen war. Dann ließen die Feldherrn „Gewehr" oder vielmehr „Pustrohr in Ruh!" blasen, denn sie hatten wirkliche Signalhornisten und Trommler bei sich, kleine Leute

wie sie, aber auch in Uniform — Musikschüler des Potsdamer Waisenhauses. —

Im Jahre 1845 bezog der Premierlieutenant Friedrich Karl die Universität Bonn. Hier verlebte er mit heiteren Genossen burschikose Jugendjahre. Aber auch eine brave That des Bonner Studenten können wir berichten. Ein Bonner Kind, der Knabe Rettekoven, fiel in den tiefen Rhein, dessen schnelle Fluten den Versinkenden dahinrissen. Prinz Friedrich Karl sah die Gefahr; unentkleidet sprang er in den Strom, tauchte unter, ergriff den schon Bewußtlosen und brachte ihn, unter gefährlichem Ringen mit den tobenden Wellen, an das rettende Ufer. Der König verlieh ihm für diese That die Rettungsmedaille.

Im Jahre 1848 erhielt Prinz Friedrich Karl als Hauptmann und Adjutant des General Wrangel die Feuertaufe in Schleswig-Holstein. Der König lohnte die Tapferkeit und Kaltblütigkeit des Prinzen mit dem Orden pour le mérite, gestatte ihm auch in das stolze Regiment Garde du Corps überzutreten. Nun begleitete Friedrich Karl den Prinzen auf seinem Zuge gegen die Aufständischen in Baden. Er war als Major der Gardehusaren dem Stabe seines Oheims beigegeben. Nach dem Gefechte bei Wiesenthal verfolgte er an der Spitze einer Schwadron Husaren die flüchtigen Freischärler. Zwei Stunden waren sie schon getrabt, ehe sie die Flüchtigen erreichten. Da, als sie aus dem Walde von Wiesenthal vorbrechen, vor sich weites, wogendes Kornfeld, dazwischen die Landstraße, haben sie ein badisches Bataillon vor sich, das aufgelöst schnell vorwärts marschiert. Als die Husaren in Sicht kommen, formiert es sogleich ein Quaree. „Befehlen Eure königliche Hoheit zu attakieren?“ fragte der Major Rückert. „Jetzt oder nie haben wir eine Gelegenheit!“ war die Antwort, und dahin saust die Schwadron, an ihrer Spitze der junge Prinz mit gezogenem Schwerte und flammenden Augen. Das Bataillon wird gründlich niedergeritten, doch mehrere Infanteristen waren in das hohe Getreide gelaufen, und feuerten aus dem Korne auf die Husaren, die mutig in das Getreide sprengen und ihre Feinde aufsuchen und niederhauen. Da sieht Major Rückert mit Entsetzen, wie das Pferd des Prinzen stürzt und er selber zu Boden sinkt. „Hierher, Husaren!“ ruft er mit Löwenstimme. „Hier liegt ein preußischer Prinz!“ Heran stürmen die Getreuen, ihre Hiebe fallen hageldicht, um den Prinzen herauszuhauen, doch auch die Kugeln sausen dichter. Es gelingt; während der Prinz selbst sechs Feinde niedergehauen hat, ist der Sieg nicht leicht erkauft; fünf Husaren bleiben auf dem Platze, tot sind der brave Major Rückert und sein Adjutant, und auch der Adjutant des Prinzen blutet aus fünf Wunden. Das war der Sieg von Wieselnthal, aus dem der Held des Tages mit zwei Kugeln im rechten Armee heimkehrte. — Trotz der Verwundung blieb der Prinz, den Arm in der Binde, bei den Truppen.

Nun kamen Jahre des Friedens von 1850—1863. Während dieser Zeit avancierte der Prinz schnell. 1851 wurde er Obrist, 1854 Generalmajor, 1856 Generallieutenant, 1861 General der Kavallerie. Während dieser Zeit ist Friedrich Karl auch als militärischer Schriftsteller aufgetreten; freilich gelangte die von ihm verfaßte Broschüre ganz gegen seinen Willen in die Öffentlichkeit. Diese Denkschrift verbreitete sich namentlich über die Fechtweise der Franzosen, verwarf diese, legte aber auch einige Mängel des preußischen Heerwesens bloß.

Im schleswig-holsteinischen Kriege von 1863 und 1864 hatte der Prinz ein selbständiges Kommando. Erregte schon sein Übergang über die Schlei und die Einnahme des Dannewerks ein günstiges Urteil über den noch jungen Heerführer, so ist er doch namentlich durch die von ihm geleitete Erstürmung der Düppeler Schanzen und die Eroberung der Insel Alsen volkstümlich geworden. Die Schleswig-Holsteiner nannten ihn ihren Prinzen „Alltyd-Vörup."

Als das Preußenbanner von den Düppeler Schanzen wehte, nahm Prinz Friedrich Karl tief bewegt die Mütze ab. „Ich danke Gott und dem tapfern Heere für diesen ruhmvollen Sieg!" sagte er.

Auch im Kriege gegen Österreich zeichnete sich der Prinz aus. Mit Segenswünschen schickte damals sein Oheim, der König, ihn in den Krieg. „Fritz Karl," sagte er, „Du hast schon einen Auftrag gehabt, 1864, und da hast Du's gut gemacht. Jetzt ruft Dich eine viel schwerere Aufgabe — ich lege sie voll Vertrauen in Deine Hand."

Die feuchten Augen des Prinzen blitzten hell auf bei diesen Worten.

„Gott Lob," schloß der König die Abschiedsrede, „das Heer ist in einem sehr guten Zustande — doch ob wir siegen werden, das liegt in des HErrn Hand. Wenn Gott nicht hilft, ist alles vergeblich. Darum wollen wir auch nicht übermütig sein, wenn uns der HErr den Sieg verleiht!" —

„Unser Anfang sei mit Gott!" sagte Friedrich Karl damals in seiner Proklamation. „Auf ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt, der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der Heiligen Schrift (?) geschrieben steht: Laßt Eure Herzen zu Gott schlagen und Eure Fäuste auf den Feind!"

Bei Podol, Münchengrätz, Gitschin schlug der Prinz den Feind, und bei Königgrätz hielt er ihn so lange fest, bis der Kronprinz auf dem Schlachtfeld erschien.

Auch während des Krieges von 1870 und 1871, wo der Prinz eine so hervorragende Rolle zu spielen berufen war, sehen wir ihn von Sieg zu Sieg eilen. Er ist das Bild eines schneidigen Reitergenerals und darum auch der Liebling seiner Soldaten, deren Herzen er durch seinen persönlichen Mut und seine Todesverachtung gewonnen hat.

Am 29. Mai 1854 hat sich der Prinz mit Maria Anna, Tochter des Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt, vermählt. Man nennt sie die „schönste Prinzessin des preußischen Hofes". Vier Kinder entsproßten der Ehe; drei Mädchen und ein Knabe.

Als der Prinz aus dem glorreichen Feldzug gegen Frankreich heimkehrte, brachte ihm die alte Hansastadt Lübeck ein prachtvolles Album als Ehrengabe dar. Der Kaiser, der Kronprinz, der Prinz Karl hatten einen Spruch in das Buch geschrieben. Prinz Friedrich Karl schrieb als seinen Wahlspruch hinein: „Ich wag's, Gott walt's!" — — —

Prinz Friedrich Karl hatte während der Belagerung von Metz sein Hauptquartier im Dorfe Corny*, südlich von der Festung; von hier aus leitete er mit seltenem Scharfsinn die Umschließung. Nach allen wichtigen Punkten ging von Corny aus der Telegraph, um die Befehle des Kommandanten mit Blitzesschnelle an bedrohte Punkte zu tragen. Rund um Metz wurde eine Eisenbahn konstruiert, die schon in fünf Wochen vollendet war. Auf allen Punkten, die eine Fernsicht boten, wurden Observatorien errichtet, wo Offiziere mit guten Fernröhren fleißig Ausschau hielten. Die Vorposten hatten sich in die schlammige Erde eingegraben und waren mit Chassepotgewehren bewaffnet.

Die Häuser in den Dörfern waren verteidigungsfähig gemacht. Barrikaden waren in den Straßen errichtet. Durch die Wände waren Schießscharten gebrochen. Hinter den Vorposten, gleichfalls gedeckt, standen die Feldwachen. Und da, wo das Gros der Armee stand, entwickelte sich ein interessantes Bild. Allerorten entstanden Baracken von den seltsamsten Formen und von dem seltsamsten Material. Aus nahegelegenen Schlössern schleppten die Soldaten herbei, was nicht niet- und nagelfest war, und schmückten mit den sonderbarsten Dingen ihre Häuslichkeit. Um die Feuer herum, die mühsam mit dem feuchten Holze kämpften, saßen die vom Regen durchnäßten Soldaten, um abwechselnd die eine oder die andere Seite ihrer Kleidung zu trocknen. So verging ein Tag wie der andere; Körper und Geist wurden erschrecklich schlaff. Nur der Unteroffizier, der die Feldpost

* Die Soldaten machten sich die französischen Namen bald mundgerecht. Das Dorf Corny nannten sie Cornich, zuweilen auch Jor-nich oder Jar-nich. Statt Mars la Tour sagte man allgemein Marsch-retour. — Ein Berichterstatter fragte einen märkischen Soldaten, der vor Metz stand: „Gehts hier nach Goors?" (So wird nämlich das von uns schon erwähnte Dorf Gorze ausgesprochen.) „Goors? is nich," sagte der Märker. Nun buchstabiert der Berichterstatter das Wort. — „O, Sie meinen Jortze?" fragte nun der Märker und zeigte bereitwilligst den Weg. — Die Bürgermeister heißen in Frankreich maire (gesprochen mähr). Die Soldaten sagten Maier. Darum ist auch das Erstaunen jenes bayerischen Soldaten gerecht, der da sagte: „I kann's nit begreifen, heißen die Malefiz-Kerle olle Mayr, und doch kann Koaner Deutsch!" —

brachte, verursachte eine willkommene Unterbrechung. Wie ändern sich die Gesichter, wenn die eilig geöffneten Briefe durchlesen werden. Wie freudig glänzen die Augen! Und nun geht's an die Pakete! Da giebt es Cigarren, Wurst, Schinken, Brot. Das schmeckt! — Mancher schleicht freilich auch still beiseite. Er hat Weib und Kind zurückgelassen und nun ist eines der Teuren erkrankt oder gar gestorben. Er hält krampfhaft die Hand auf das pochende Herz — ach, der Krieg ist hart, sehr hart! —

Gut, daß sich unter den Truppen fröhliche Gemüter finden. So kürzen scherzhafte Gespräche, allerlei lustige Einfälle das Einerlei des Lagerlebens. Ohne diesen deutschen Humor wäre die Armee schwerlich lange vor Metz geblieben. Denn der Himmel öffnete gerade um diese Zeit unablässig



Landwehrgeneral von Kummer.

seine Schleusen und der kühle Herbstwind jagte die Regenschauer vor sich her. Die Posten versanken im Schlamm des aufgeweichten Lehmbodens. Die Leichen der in den Schlachten um Metz Gefallenen und nur notdürftig Begrabenen hatte der Regen aus dem Boden gespült. Der Lagergrund war ja ein weites Totenfeld. Pestgerüche stiegen aus den Massengräbern und verdarben die Luft, welche die Lebenden atmen mußten. Die Lazarette füllten sich mit Ruhr- und Typhuskranken.

Von Zeit zu Zeit hatte Bazaine durch kleinere Ausfälle, die vornehmlich zum Zwecke der Fouragierung unternommen wurden, die Belagerer beunruhigt. Zumeist richteten sich diese Ausfälle gegen die Landwehr, die Bazaine wohl am leichtesten glaubte überrumpeln zu können. Unter allen diesen Ausfällen ist der vom 7. Oktober von der größten Bedeutung. Er

richtete sich gegen Bellevue, Ladonchamps und St. Remy. In diesen Dörfern stand um diese Zeit die Landwehr-Division **Kummer**. Ein wahrer Strom von Franzosen ergoß sich auf die Preußen. Die Landwehr, die in den vorderen Positionen stand, wollte nicht weichen, obwohl sie es kluger Weise hätte thun sollen. Sie wurde bis auf einen kleinen Rest zusammengeschossen. Ein Füsilierbataillon stand in Grandes Tapes; es wurde vernichtet. Bazaines Vorhaben schien zu gelingen. Er eroberte die Dörfer. Aus Grandes Tapes ließ er Schützenschwärme hervorgehen, denen es übrigens unter den Händen der Landwehr äußerst übel erging. Unter der Deckung des Dorfes Maxe häufte er 30,000 Mann an, um mit diesen die Linien der Preußen dicht am Flusse zu durchbrechen. Der Moment war kritisch. Da erhielten mehrere Regimenter vom 10. Armeecorps, die unterdessen auf der Pontonbrücke die Mosel überschritten hatten, Befehl zum Avancieren. Es war ein prächtiger Anblick. Voran kamen im raschen Laufe die Füsiliere; dahinter in dichten Kompanie-Kolonnen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel die Grenadiere. Die Artillerie konzentrierte ihr Feuer auf die anrückenden französischen Kolonnen. Aber die Mitrailleusen ließen ihr zorniges Rasseln erschallen, erschütterten die Linie der vorrückenden Schützen, die nun in die Feuerlinie kamen, und rissen weite Lücken in die nachpressenden Kolonnen. Die Franzosen mußten aber nichtsdestoweniger weichen. Ihre dichten Massen schwankten, alles stürzte sich in das Dorf Maxe. Als die Franzosen aber wieder steinerne Mauern zwischen sich und den Preußen sahen, wurden sie wieder hartnäckig und wollten nicht weiter zurück. Vergeblich rannten die preußischen Bataillone gegen diese Stellung an.

Mittlerweile war es 4 Uhr geworden. Da überbrachte ein Adjutant den Preußen den Befehl zu einem allgemeinen Angriff. Es galt, die Dörfer mit stürmender Hand zu nehmen, und vier Brigaden Landwehr, von einigen Linienregimentern unterstützt, sollten den Angriff ausführen. Einige Minuten später erscholl das Kommando. Schweigsam und ernst drang die Landwehr vor. Sie achtete nicht den furchtbaren Hagel von Blei; sie stürmte in die Dörfer, daß die französischen Kanoniere kaum Zeit fanden zu weichen. Die Landwehr gab nicht so leicht Pardon wie die Linie und mancher Franzose sank zusammen, von einem Bajonettstoß durchbohrt. Noch in den engen Dorfgassen fochten die Franzosen mit zähem Mut; aber als die herkulischen Gestalten der Landwehrleute auftauchten, waren die Dörfer von allen, mit Ausnahme der Sieger, der Toten und Verwundeten gesäubert.

Bazaines Versuch war mißglückt; enttäuscht und mißmutig zogen die Franzosen in ihr Lager zurück. — Der Landwehr und ihrem besonnenen Führer, dem Landwehrgeneral von Kummer, gebührt die Ehre des Tages.

Der mißlungene Ausfall des 7. Oktobers nahm Bazaine und seinen Truppen die letzte Hoffnung. In der Festung sah es übel aus. Schon gegen Ende der Cernierungszeit kamen große Trupps Franzosen zu den deutschen Vorposten, um überzulaufen.

Bazaine rief am 10. Oktober seine Generäle zusammen, um mit ihnen zu beraten, ob ein fernerer Widerstand noch von irgend einem Wert sein könnte. In dem Protokoll dieses Kriegsrates heißt es: „Es wäre möglich, bis zum 20. Oktober auszuhalten, dabei seien aber die zwei Tage Schiffszwieback mit einbegriffen, welche die Tornister der Soldaten enthielten. Die Ration Pferdefleisch könnte bis zu 600 Grammes und später bis



Die Landwehr in Grandes Tapes.

zu 750 erhöht werden, da alle Pferde als verloren betrachtet werden müßten.“ Es wurde darauf erklärt, daß der Gesundheitszustand im Orte ernst gefährdet wäre, sowohl durch die Anhäufung von 19,000 Verwundeten und Kranken, als auch durch den Mangel an Arzeneien, Betten, Lokalitäten und durch die ungenügende Anzahl von Ärzten.

Es wurde auf Grund dieser Thatsachen im Kriegsrat beschlossen, mit dem Feind in Unterhandlungen zu treten. General Boyer wurde nach Versailles in das preußische Hauptquartier geschickt. Er sollte freien Abzug mit Waffen und Kriegsgerät fordern; Bazaine wollte offenbar die Armee dem Kaiser erhalten. Geheimnisvolle Missionen gingen an die Kaiserin in

England. Bismarck verschloß sich gegen diese unzuverlässigen Umtriebe und General Boyer kehrte unverrichteter Sache nach Metz zurück.

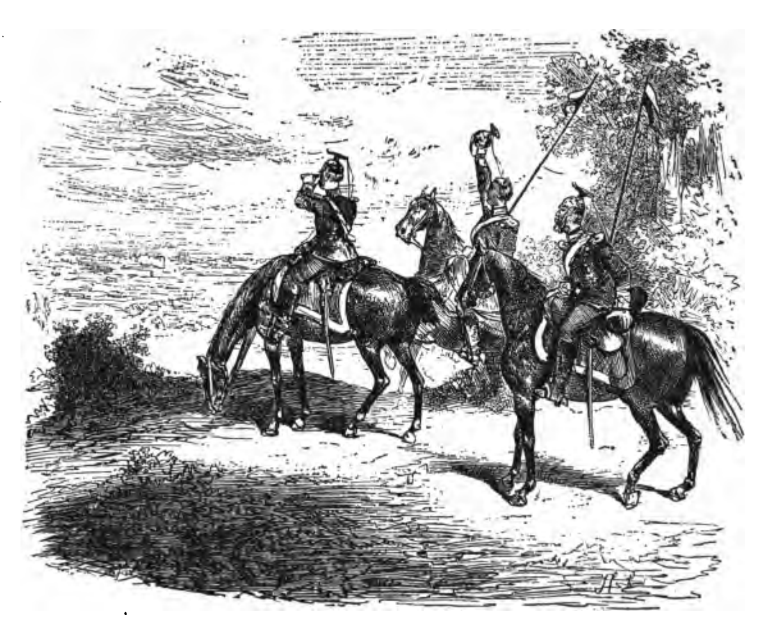
Bazaine mußte nun mehr Zugeständnisse machen. Er schickte den greisen Marschall Changarnier an den Prinzen Friedrich Karl. In einem Wagen näherte sich dieser den preußischen Vorposten. Hier wurden ihm die Augen verbunden. Man führte ihn dann zum Prinzen nach Corny. Der Prinz empfing den alten, verdienten Soldaten mit großer Freundlichkeit; aber die Unterhandlungen waren erfolglos. Offiziere geleiteten den Marschall zu den Vorposten zurück. „Ich wünsche Ihnen, meine Herren," sagte er zu diesen, „daß Sie und kein braver Soldat je so etwas erleben möge." Dann brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen.

Doch es blieb den Franzosen kein anderer Ausweg mehr; nur für drei Tage hatte die eingeschlossene Armee noch Lebensmittel. Am 27. Oktober abends 8 Uhr wurde endlich die Kapitulation unterzeichnet. 173,000 Mann, 3 Marschälle, 6000 Offiziere wurden kriegsgefangen. 541 Geschütze, 102 Mitrailleusen, 53 Adler, 300,000 Gewehre waren die Beute der Sieger. Ein ungeheurer Erfolg! — Der König ernannte in seiner Freude über den Fall der Feste Metz den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen.

Die französischen Soldaten geberdeten sich wie Unsinnige. Sie zerschlugen ihre Waffen, vergruben die Adler. Verrat! Verrat! hieß es auf allen Gassen. Auf den Festungskommandanten schoß man mit Revolvern, Linientruppen mußten die Gassen säubern.

Am 29. erfolgte der Ausmarsch der französischen Truppen. Prinz Friedrich Karl hielt mit seinem Stabe bei Tournebride. Die preußischen Truppen bildeten mit geladenem Gewehr Spalier, um jeder Unordnung zu steuern. Lange Züge der Gefangenen näherten sich. Ihnen voraus trabte ein französischer General. In weiter Entfernung vom Prinzen nahm er die Mütze vom Haupt, ritt näher heran, und meldete den Anmarsch des Gardecorps. Regiment nach Regiment zog vorüber; vier Stunden lang währte der Ausmarsch. Die meisten boten einen kläglichen Anblick; viele waren bestialisch betrunken. Die besseren Truppen freilich schritten würdevoll und schmerzerfüllt vorwärts.

Die Truppen des 7. Armeecorps bezogen nach dem Ausmarsch der Franzosen die Festung, von deren Wällen am 29. Oktober das schwarzweiße Banner wehte. Am Reformationstage, an welchem ein blauer, sonniger Himmel über die blutgetränkten Fluren sich wölbte, standen Tausende von andächtigen Kriegern dankerfüllt auf dem hohen Moselufer und der sanfte Wind trug ihr feierliches vielstimmiges „Nun danket alle Gott!" über die wiedergewonnenen alten Lande. —



Die ersten Ulanen vor Paris.



Vierzehntes Kapitel.

Nach Paris!

(1870.)

Das Eisen ist warm; so schmiede Graf,
Bis es ganz vollendet ist, schmiede!
Zum Panzer der Eintracht der Freiheit Schwert,
Dann lebst Du unsterblich am heimischen Herd,
Ein neuer Siegfried im Liede!

Die Truppen, die den Schlag von Sedan geführt hatten, zogen alsbald gegen Paris, denn ehe nicht das Herz Frankreichs in der Gewalt der Deutschen war, konnte man an einen Friedensschluß nicht denken. Ohne sonderliche Hindernisse ging der Vormarsch auf Paris stetig von statten. Am 4. September schon nahmen Truppen der 11. Division die alte Krö=

nungsstadt Rheims in Besitz. Hierher zog auch der König mit dem Hauptquartier und der Kronprinz folgte. Es lebte sich ja nach so vielen heißen Tagen so gemütlich in dem reichen Rheims. Die Einwohner söhnten sich auch bald mit ihrem Geschick aus. Alles drängte sich, die hohen Herren zu sehen. Vor dem erzbischöflichen Palast, in welchem der König wohnte, und der schönen Kathedrale, mit welcher jener zusammenhängt, sammelten sich täglich die Neugierigen, um den Roi de Prusse zu sehen. Der König erschien wie immer höchst einfach. „Wie," hieß es, „das ist der Roi de Prusse, der Herr in der einfachen Kalesche, der so freundlich dreinschaut, während ganz Frankreich ihn wie einen blutigen Tyrannen betrachtet?" Die guten Leute waren eben gewohnt, ihre verschiedenen Herren stets in goldstrotzender Equipage zu sehen, ohne die Napoleon III. nicht einmal in den für ihn so verhängnisvollen Krieg gezogen war. König Wilhelm machte denselben Eindruck, welchen er im Jahre 1867, als er während der Weltausstellung nach Paris kam, auch auf jene Bevölkerung hervorbrachte. Damals war der Ärger über die Prüssiens wegen der Luxemburger Frage groß. Die Pariser bildeten deshalb Spalier am Bahnhof, den Boulevard Sebastopol entlang und bis hinab zum Eintrachtsplatz, um den Roi de Prusse mit Demonstrationen zu empfangen. Als aber die dem Bahnhofe zunächst stehenden Maulaffen die hohe majestätische Gestalt des Königs sahen, vergaßen sie das Zischen und die einen dachten, die anderen riefen: „vraiment, il a l'air d'un roi (er sieht in der That königlich aus)!"

Der König von Preußen war damals der populärste aller königlichen und kaiserlichen Gäste in Paris — populärer als sie alle war nur einer noch, nämlich Bismarck, dieser seltene Mann, dem es gelungen, in wenigen Jahren die ganze Bewunderung und den ganzen Haß des Weltalls auf sich zu lenken. Auch in Rheims war der König der Bevölkerung eine ungeheuer interessante Erscheinung, der Kronprinz ebenfalls; alles aber fragte zuerst: wo ist Bismarck? — Dieser war es, der allen Haß der Franzosen von dem Scheitel des Königs auf den seinigen ableitete. Man haßte den König nicht, aber auf Bismarck warf man all den glühendsten, schwärzesten Haß, dessen die tiefgekränkte Nation fähig war. So versicherte eine Köchin in Rheims mit leuchtenden Augen, dem Könige wolle sie nichts Böses, aber wenn ihr Bismarck begegne, mit diesem Küchenmesser werde sie ihn ermorden!

Und wiewohl dem Bundeskanzler dieser Haß bekannt war, er bewegte sich gleichgültig, unbekümmert, inmitten dieser von Wut und Rachsucht kochenden Bevölkerung, ohne daß ihm irgend etwas widerfahren wäre. Kannte doch der große Mann seine kleinen Franzosen! —

Mit Präzision und Schnelle rückten die deutschen Truppen gegen

Paris. Schon am 18. September war das Hauptquartier des Königs in dem Rothschild'schen Schloß Ferrières, in der Wohnung des „Judens der Könige". —

Inzwischen war ein blutiger Zwischenfall gemeldet worden. Am 8. September hatte sich Herzog Wilhelm von Mecklenburg der Festung Laon genähert und den Kommandanten General Theremin zur Übergabe aufgefordert. Dieser erklärte sich auch bereit, die Thore zu öffnen — und dennoch sollte die Festung der Schauplatz einer entsetzlichen Katastrophe werden.

Die Preußen waren nämlich eben eingerückt und hatten auf einem Hofe der Citadelle Aufstellung genommen, als zwei furchtbare Schläge die Erde erbeben machten: das Pulvermagazin flog in die Luft und begrub den größten Teil der Mannschaft unter Schutt und Trümmern: 400 Mann, darunter 300 Mobilgardisten tot oder verwundet. Der Herzog von Mecklenburg hatte eine Kontusion am Oberschenkel davongetragen und mußte auf einer Bahre in die Stadt geschafft werden.



Herzog Wilhelm von Mecklenburg.

Wer der Elende war, der nach der Übergabe der Citadelle diese in die Luft sprengte, ist nie ermittelt worden.

Natürlich konnte dieser für den Gang der Ereignisse bedeutungslose Vorfall den Vormarsch der III. und IV. Armee nicht aufhalten. Ohne sonderliche Hindernisse zu finden, breitete das 230,000 Mann starke deutsche Heer seine mächtigen Flügel nach Nordwest und Südwest aus, näher und näher der feindlichen Hauptstadt entgegenrückend. Schon am 17. September kam es zu einem Gefecht vor Paris und am 19. stießen das 5. Armeecorps und die Bayern in der Nähe von Sceaux, südlich von Paris, heftig mit dem Feinde zusammen. Erbärmlich benahm sich bei dieser Affaire ein Zuavenregiment; denn als die erste Granate in dieses Regiment einschlug, machten die Söhne Afrikas Kehrt und flohen nach der Hauptstadt, wo sie der Pöbel unter Pfeifen und Schreien empfing. Es war aber auch von vornherein ein böses Zeichen für die Franzosen, daß sie unter dem Befehl des Generals Ducrot standen, eines Mannes, der, einer der Gefangenen von Sedan, sein Ehrenwort, nicht mehr gegen Deutschland zu kämpfen, gebrochen, und als

Fuhrmann gekleidet sich auf die Flucht begeben hatte. — Während der Donner dieses Gefechts brüllte, besetzten Truppen des 5. Armeecorps die Stadt Versailles. Und so konnte der König Wilhelm am 19. September verkündigen, daß die Cernierung der Stadt Paris mit ihren zwei Millionen Einwohnern vollständig sei.

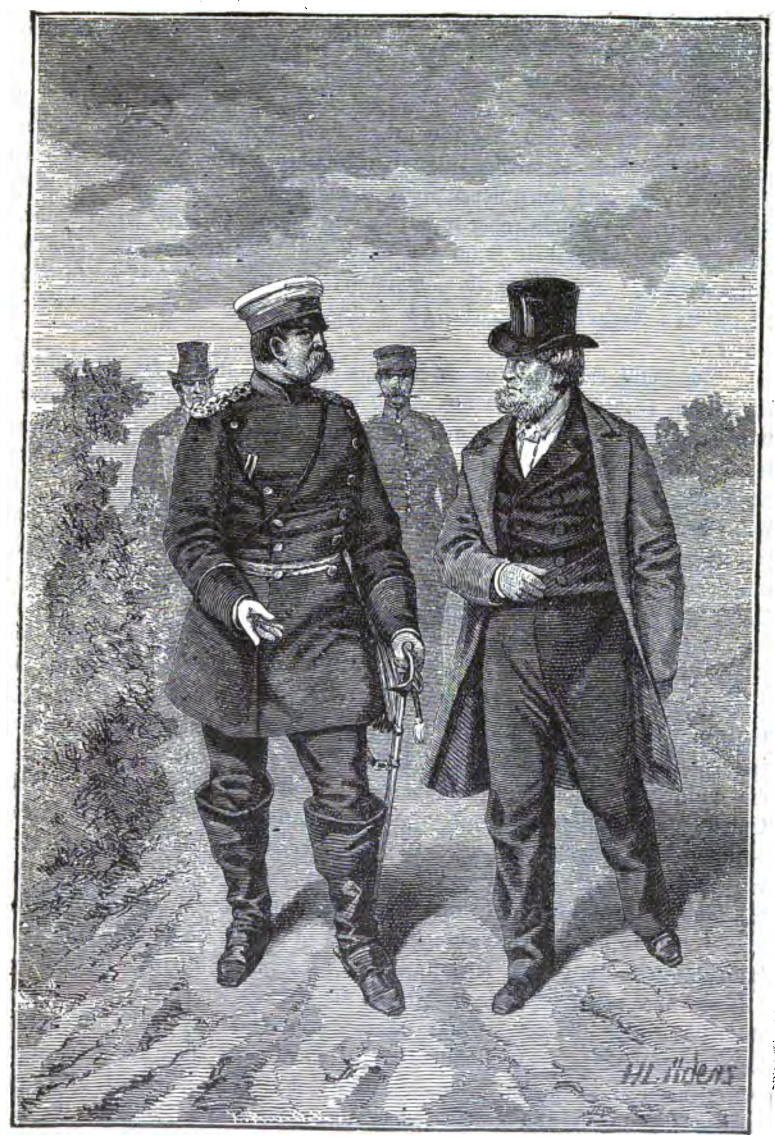
Aber Paris, die größte Festung der Erde, war mit Geschick und Eifer unter General Trochus Leitung auf Monate mit Proviant versehen worden, und war überdies auf das trefflichste armiert. Es sollte den Deutschen nicht leicht werden, das neue Babylon zu stürzen. —

Wenden wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit der politischen Sachlage zu.

Der Eindruck, den die Gefangennahme Napoleons in Deutschand machte, war ein ungeheurer. In Adressen an den König verlangte das deutsche Volk, daß der Erfolg auf nationalem Gebiete nicht hinter dem Erfolg der Waffen zurückbleiben dürfe, daß nicht „Federfuchser" verderben dürften, was mit Blut gewonnen war. Man forderte ein einig Volk, ein Heer, einen Reichstag, man forderte aber auch die Herstellung geschützter Grenzen durch Wegnahme des Elsaß und Deutsch-Lothringens.

In Paris hatte man am 4. September die Dynastie Napoleons für abgesetzt erklärt, die Republik proklamiert und die „Regierung der nationalen Verteidigung" errichtet. Jules Favre, welcher das Ministerium des Auswärtigen übernahm, richtete am 6. September ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs, worin er erklärte, daß die neue Regierung nichts als den Frieden wolle, aber, falls der Krieg fortgesetzt werde, ihre Pflicht bis zu Ende thun und „keinen Zoll breit Erde, keinen Stein unserer Festungen abtreten werde." Jules Favre machte sich auch selbst zu Bismarck auf den Weg. Er traf am 19. September im Schlosse Haute-Maison bei Montry ein und hatte erst hier, dann am folgenden Tage in dem Rotschildschen Schlosse Ferrières mit Bismarck Unterredungen. Favre meinte allen Ernstes, daß die Deutschen, die ja nur dem Kaiserreich den Krieg erklärt hätten, hübsch artig und ruhig zu Muttern zurückkehrten. Aber Bismarck war merkwürdig schwer von Begriff bei den Unterhandlungen. „Ich komme," sagte Jules Favre, „Sie zu fragen, ob Sie gegen die Nation Krieg führen wollen. In diesem Falle bemerke ich, daß wir entschlossen sind, uns bis zum Tode zu verteidigen. Paris und seine Forts können länger als drei Monate Widerstand leisten. Andererseits leidet Ihr Land naturgemäß durch die Anwesenheit Ihrer Heere auf unserem Boden. Ein Kampf, welcher den Charakter eines Ausrottungskrieges annehmen würde, wäre verhängnisvoll für beide Länder, und ich glaube, daß wir mit einigem guten Willen demselben durch einen ehrenhaften Frieden zuvorkommen könnten."

Bismarck antwortete: „Ich verlange nichts als den Frieden. Nicht



Bismarck und Jules Favre.

Am 29. Mai 1854 hat sich der Prinz mit Maria Anna, Tochter des Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt, vermählt. Man nennt sie die „schönste Prinzessin des preußischen Hofes". Vier Kinder entsproßten der Ehe; drei Mädchen und ein Knabe.

Als der Prinz aus dem glorreichen Feldzug gegen Frankreich heimkehrte, brachte ihm die alte Hansastadt Lübeck ein prachtvolles Album als Ehrengabe dar. Der Kaiser, der Kronprinz, der Prinz Karl hatten einen Spruch in das Buch geschrieben. Prinz Friedrich Karl schrieb als seinen Wahlspruch hinein: „Ich wag's, Gott walt's!" — — —

Prinz Friedrich Karl hatte während der Belagerung von Metz sein Hauptquartier im Dorfe Corny*, südlich von der Festung; von hier aus leitete er mit seltenem Scharfsinn die Umschließung. Nach allen wichtigen Punkten ging von Corny aus der Telegraph, um die Befehle des Kommandanten mit Blitzesschnelle an bedrohte Punkte zu tragen. Rund um Metz wurde eine Eisenbahn konstruiert, die schon in fünf Wochen vollendet war. Auf allen Punkten, die eine Fernsicht boten, wurden Observatorien errichtet, wo Offiziere mit guten Fernröhren fleißig Ausschau hielten. Die Vorposten hatten sich in die schlammige Erde eingegraben und waren mit Chassepotgewehren bewaffnet.

Die Häuser in den Dörfern waren verteidigungsfähig gemacht. Barrikaden waren in den Straßen errichtet. Durch die Wände waren Schießscharten gebrochen. Hinter den Vorposten, gleichfalls gedeckt, standen die Feldwachen. Und da, wo das Gros der Armee stand, entwickelte sich ein interessantes Bild. Allerorten entstanden Baracken von den seltsamsten Formen und von dem seltsamsten Material. Aus nahegelegenen Schlössern schleppten die Soldaten herbei, was nicht niet- und nagelfest war, und schmückten mit den sonderbarsten Dingen ihre Häuslichkeit. Um die Feuer herum, die mühsam mit dem feuchten Holze kämpften, saßen die vom Regen durchnäßten Soldaten, um abwechselnd die eine oder die andere Seite ihrer Kleidung zu trocknen. So verging ein Tag wie der andere; Körper und Geist wurden erschrecklich schlaff. Nur der Unteroffizier, der die Feldpost

* Die Soldaten machten sich die französischen Namen bald mundgerecht. Das Dorf Corny nannten sie Cornich, zuweilen auch Jor-nich oder Jar-nich. Statt Mars la Tour sagte man allgemein Marsch-retour. — Ein Berichterstatter fragte einen märkischen Soldaten, der vor Metz stand: „Gehts hier nach Goors?" (So wird nämlich das von uns schon erwähnte Dorf Gorze ausgesprochen.) „Goors? is nich," sagte der Märker. Nun buchstabiert der Berichterstatter das Wort. — „O, Sie meinen Jortze?" fragte nun der Märker und zeigte bereitwilligst den Weg. — Die Bürgermeister heißen in Frankreich maire (gesprochen mähr). Die Soldaten sagten Maier. Darum ist auch das Erstaunen jenes bayerischen Soldaten gerecht, der da sagte: „I kann's nit begreifen, heißen die Malefiz-Kerle olle Mayr, und doch kann Koaner Deutsch!" —

brachte, verursachte eine willkommene Unterbrechung. Wie ändern sich die Gesichter, wenn die eilig geöffneten Briefe durchlesen werden. Wie freudig glänzen die Augen! Und nun geht's an die Pakete! Da giebt es Cigarren, Wurst, Schinken, Brot. Das schmeckt! — Mancher schleicht freilich auch still beiseite. Er hat Weib und Kind zurückgelassen und nun ist eines der Teuren erkrankt oder gar gestorben. Er hält krampfhaft die Hand auf das pochende Herz — ach, der Krieg ist hart, sehr hart! —

Gut, daß sich unter den Truppen fröhliche Gemüter finden. So kürzen scherzhafte Gespräche, allerlei lustige Einfälle das Einerlei des Lagerlebens. Ohne diesen deutschen Humor wäre die Armee schwerlich lange vor Metz geblieben. Denn der Himmel öffnete gerade um diese Zeit unablässig



Landwehrgeneral von Kummer.

seine Schleusen und der kühle Herbstwind jagte die Regenschauer vor sich her. Die Posten versanken im Schlamm des aufgeweichten Lehmbodens. Die Leichen der in den Schlachten um Metz Gefallenen und nur notdürftig Begrabenen hatte der Regen aus dem Boden gespült. Der Lagergrund war ja ein weites Totenfeld. Pestgerüche stiegen aus den Massengräbern und verdarben die Luft, welche die Lebenden atmen mußten. Die Lazarette füllten sich mit Ruhr- und Typhuskranken.

Von Zeit zu Zeit hatte Bazaine durch kleinere Ausfälle, die vornehmlich zum Zwecke der Fouragierung unternommen wurden, die Belagerer beunruhigt. Zumeist richteten sich diese Ausfälle gegen die Landwehr, die Bazaine wohl am leichtesten glaubte überrumpeln zu können. Unter allen diesen Ausfällen ist der vom 7. Oktober von der größten Bedeutung. Er

richtete sich gegen Bellevue, Ladonchamps und St. Remy. In diesen Dörfern stand um diese Zeit die Landwehr-Division **Kummer**. Ein wahrer Strom von Franzosen ergoß sich auf die Preußen. Die Landwehr, die in den vorderen Positionen stand, wollte nicht weichen, obwohl sie es kluger Weise hätte thun sollen. Sie wurde bis auf einen kleinen Rest zusammengeschossen. Ein Füsilierbataillon stand in Grandes Tapes; es wurde vernichtet. Bazaines Vorhaben schien zu gelingen. Er eroberte die Dörfer. Aus Grandes Tapes ließ er Schützenschwärme hervorgehen, denen es übrigens unter den Händen der Landwehr äußerst übel erging. Unter der Dekkung des Dorfes Maxe häufte er 30,000 Mann an, um mit diesen die Linien der Preußen dicht am Flusse zu durchbrechen. Der Moment war kritisch. Da erhielten mehrere Regimenter vom 10. Armeecorps, die unterdessen auf der Pontonbrücke die Mosel überschritten hatten, Befehl zum Avancieren. Es war ein prächtiger Anblick. Voran kamen im raschen Laufe die Füsiliere; dahinter in dichten Kompanie-Kolonnen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel die Grenadiere. Die Artillerie konzentrierte ihr Feuer auf die anrückenden französischen Kolonnen. Aber die Mitrailleusen ließen ihr zorniges Rasseln erschallen, erschütterten die Linie der vorrückenden Schützen, die nun in die Feuerlinie kamen, und rissen weite Lücken in die nachpressenden Kolonnen. Die Franzosen mußten aber nichtsdestoweniger weichen. Ihre dichten Massen schwankten, alles stürzte sich in das Dorf Maxe. Als die Franzosen aber wieder steinerne Mauern zwischen sich und den Preußen sahen, wurden sie wieder hartnäckig und wollten nicht weiter zurück. Vergeblich rannten die preußischen Bataillone gegen diese Stellung an.

Mittlerweile war es 4 Uhr geworden. Da überbrachte ein Adjutant den Preußen den Befehl zu einem allgemeinen Angriff. Es galt, die Dörfer mit stürmender Hand zu nehmen, und vier Brigaden Landwehr, von einigen Linienregimentern unterstützt, sollten den Angriff ausführen. Einige Minuten später erscholl das Kommando. Schweigsam und ernst drang die Landwehr vor. Sie achtete nicht den furchtbaren Hagel von Blei; sie stürmte in die Dörfer, daß die französischen Kanoniere kaum Zeit fanden zu weichen. Die Landwehr gab nicht so leicht Pardon wie die Linie und mancher Franzose sank zusammen, von einem Bajonettstoß durchbohrt. Noch in den engen Dorfgassen fochten die Franzosen mit zähem Mut; aber als die herkulischen Gestalten der Landwehrleute auftauchten, waren die Dörfer von allen, mit Ausnahme der Sieger, der Toten und Verwundeten gesäubert.

Bazaines Versuch war mißglückt; enttäuscht und mißmutig zogen die Franzosen in ihr Lager zurück. — Der Landwehr und ihrem besonnenen Führer, dem Landwehrgeneral von Kummer, gebührt die Ehre des Tages.

Der mißlungene Ausfall des 7. Oktobers nahm Bazaine und seinen Truppen die letzte Hoffnung. In der Festung sah es übel aus. Schon gegen Ende der Cernierungszeit kamen große Trupps Franzosen zu den deutschen Vorposten, um überzulaufen.

Bazaine rief am 10. Oktober seine Generäle zusammen, um mit ihnen zu beraten, ob ein fernerer Widerstand noch von irgend einem Wert sein könnte. In dem Protokoll dieses Kriegsrates heißt es: „Es wäre möglich, bis zum 20. Oktober auszuhalten, dabei seien aber die zwei Tage Schiffszwieback mit einbegriffen, welche die Tornister der Soldaten enthielten. Die Ration Pferdefleisch könnte bis zu 600 Grammes und später bis



Die Landwehr in Grandes Tapes.

zu 750 erhöht werden, da alle Pferde als verloren betrachtet werden müßten." Es wurde darauf erklärt, daß der Gesundheitszustand im Orte ernst gefährdet wäre, sowohl durch die Anhäufung von 19,000 Verwundeten und Kranken, als auch durch den Mangel an Arzeneien, Betten, Lokalitäten und durch die ungenügende Anzahl von Ärzten.

Es wurde auf Grund dieser Thatsachen im Kriegsrat beschlossen, mit dem Feind in Unterhandlungen zu treten. General Boyer wurde nach Versailles in das preußische Hauptquartier geschickt. Er sollte freien Abzug mit Waffen und Kriegsgerät fordern; Bazaine wollte offenbar die Armee dem Kaiser erhalten. Geheimnisvolle Missionen gingen an die Kaiserin in

England. Bismarck verschloß sich gegen diese unzuverlässigen Umtriebe und General Boyer kehrte unverrichteter Sache nach Metz zurück.

Bazaine mußte nun mehr Zugeständnisse machen. Er schickte den greisen Marschall Changarnier an den Prinzen Friedrich Karl. In einem Wagen näherte sich dieser den preußischen Vorposten. Hier wurden ihm die Augen verbunden. Man führte ihn dann zum Prinzen nach Corny. Der Prinz empfing den alten, verdienten Soldaten mit großer Freundlichkeit; aber die Unterhandlungen waren erfolglos. Offiziere geleiteten den Marschall zu den Vorposten zurück. „Ich wünsche Ihnen, meine Herren," sagte er zu diesen, „daß Sie und kein braver Soldat je so etwas erleben möge." Dann brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen.

Doch es blieb den Franzosen kein anderer Ausweg mehr; nur für drei Tage hatte die eingeschlossene Armee noch Lebensmittel. Am 27. Oktober abends 8 Uhr wurde endlich die Kapitulation unterzeichnet. 173,000 Mann, 3 Marschälle, 6000 Offiziere wurden kriegsgefangen. 541 Geschütze, 102 Mitrailleusen, 53 Adler, 300,000 Gewehre waren die Beute der Sieger. Ein ungeheurer Erfolg! — Der König ernannte in seiner Freude über den Fall der Feste Metz den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen.

Die französischen Soldaten geberdeten sich wie Unsinnige. Sie zerschlugen ihre Waffen, vergruben die Adler. Verrat! Verrat! hieß es auf allen Gassen. Auf den Festungskommandanten schoß man mit Revolvern, Linientruppen mußten die Gassen säubern.

Am 29. erfolgte der Ausmarsch der französischen Truppen. Prinz Friedrich Karl hielt mit seinem Stabe bei Tournebride. Die preußischen Truppen bildeten mit geladenem Gewehr Spalier, um jeder Unordnung zu steuern. Lange Züge der Gefangenen näherten sich. Ihnen voraus trabte ein französischer General. In weiter Entfernung vom Prinzen nahm er die Mütze vom Haupt, ritt näher heran, und meldete den Anmarsch des Gardecorps. Regiment nach Regiment zog vorüber; vier Stunden lang währte der Ausmarsch. Die meisten boten einen kläglichen Anblick; viele waren bestialisch betrunken. Die besseren Truppen freilich schritten würdevoll und schmerzerfüllt vorwärts.

Die Truppen des 7. Armeecorps bezogen nach dem Ausmarsch der Franzosen die Festung, von deren Wällen am 29. Oktober das schwarzweiße Banner wehte. Am Reformationstage, an welchem ein blauer, sonniger Himmel über die blutgetränkten Fluren sich wölbte, standen Tausende von andächtigen Kriegern dankerfüllt auf dem hohen Moselufer und der sanfte Wind trug ihr feierliches vielstimmiges „Nun danket alle Gott!" über die wiedergewonnenen alten Lande. —



Die ersten Ulanen vor Paris.



Vierzehntes Kapitel.

Nach Paris!

(1870.)

Das Eisen ist warm; so schmiede Graf,
Bis es ganz vollendet ist, schmiede!
Zum Panzer der Eintracht der Freiheit Schwert,
Dann lebst Du unsterblich am heimischen Herd,
Ein neuer Siegfried im Liede!

Die Truppen, die den Schlag von Sedan geführt hatten, zogen alsbald gegen Paris, denn ehe nicht das Herz Frankreichs in der Gewalt der Deutschen war, konnte man an einen Friedensschluß nicht denken. Ohne sonderliche Hindernisse ging der Vormarsch auf Paris stetig von statten. Am 4. September schon nahmen Truppen der 11. Division die alte Krö=

und wie ich beim Palais des Prinzen Karl wieder über die Straße will, ist da ein großer Haufen Menschen beisammen, der mir eine Ovation bringen will. Ich war in Civil und muß ihnen in meinem breiten Hute, den ich in die Stirn gedrückt hatte, ich weiß nicht wessen, verdächtig vorgekommen sein, und einige machten eine feindliche Miene, so daß ich's für das Beste hielt, in ihr Hurra mit einzustimmen." —

Interessant ist ein Bismarckscher Ausspruch bezüglich des Bieres: „Die weite Verbreitung des Bieres," sagte er einst in Versailles, „ist zu beklagen. Es macht faul und dumm. Es ist Schuld an der demokratischen Kannegießerei, zu der sie sich dabei zusammensetzen. Ein guter Kornbranntwein wäre vorzuziehen." —

Daß „mens sana in corpore sano" — diesem Grundsatz huldigt auch der Kanzler, welcher meinte: „Wenn ich tüchtig arbeiten soll, so muß ich gut gefüttert werden. Ich kann keinen ordentlichen Frieden schließen, wenn man mir nicht ordentlich zu essen und zu trinken giebt. Das gehört zu meinem Gewerbe." —

Bei einem andern Anlaß bemerkte er: „In unserer Familie sind lauter starke Esser. Wenn viele von solcher Kapacität im Lande wären, könnte der Staat nicht bestehen. Ich würde auswandern." —

Vor und nach dem Kriege von 1870—71 that Bismarck, wie man sagt, zwei bezeichnende Äußerungen. Es wird erzählt, daß Kaiser Wilhelm ihn beim Beginn des Krieges gefragt habe:

„Was machen wir nun mit Frankreich?"

worauf Bismarck die Antwort gab:

„Wir spielen mit ihm Sechsundsechzig" — eine sehr schöne Anspielung auf das Jahr 1866.

Als man einen Franktireur ergriff und man den Kanzler um seine Meinung fragte, meinte er: „Höflich bis an die letzte Galgensprosse, aber gehenkt wird er doch."

Bei diesem Anlaß sprach er das hübsche Wort: „Grob darf man nur gegen seine Freunde sein, wo man überzeugt ist, daß sie's nicht übel nehmen. Wie grob ist man z. B. gegen seine Frau, im Vergleich zu anderen Damen!" —

Den Schluß der Blütenlese mag ein Ausspruch des Kanzlers machen, den er that, als er zu den Verhandlungen über den definitiven Frieden nach Frankfurt a. M. reiste. Als er in dem von früher her ihm schon bekannten Gasthofe abstieg, erlaubte sich der Oberkellner die Bemerkung, daß er Se. Durchlaucht beinahe nicht wieder erkannt hätte:

„Ja, mein Lieber," entgegnete der Kanzler, „das ist den Herren Franzosen ähnlich ergangen, wie Ihnen, die haben uns auch erst erkannt, als wir die Uniform anhatten!"



Rückzug der Bayern.

Fünfzehntes Kapitel.

Kämpfe gegen die Ersatz-Armeen.

(1870.)

„Du HErr der Welt, der alle Thränen zählt,
Wann soll des Todes grauses Würgen enden?
Du siehst die Armen, die von Angst gequält,
In stiller Nacht zu Dir die Blicke wenden,
Die Frauenhände, die gefalten sind,
Um für den Sohn, den Mann im Feld zu beten!
Du siehst das Blut, das aus den Adern rinnt,
Und siehst die Herzen, elend und zertreten.“



Ob der Befürchtung, daß Paris eng eingeschlossen werden würde, hatte die neu ernannte republikanische Regierung einige Delegierte nach Tours überziehen lassen, um von hier aus ein Massenaufgebot zu organisieren, das die verhaßten Barbaren, die den heiligen Boden Frankreichs besudelten, vertreiben und vernichten sollte. Zu ihnen gesellte sich aus dem cernierten Paris per Luftballon der Advokat Gambetta, die Seele der neuen Regierung. Er bewies eine große Energie und ein seltenes Organisationstalent;

vier mächtige Armeen sollten im Norden, Süden, Osten und Westen in den noch nicht besetzten Landesteilen gesammelt und gegen Paris geschickt werden. Gambetta fachte den nationalen Haß mit allen Kräften an. Um den Leuten Mut zu machen, log er auf das unverschämteste. Hier sollten 100,000 Preußen in die Luft gesprengt, dort 30 und mehr Kanonen dem Feinde abgenommen worden sein. Er predigte Volkserhebung en masse. War auch die Armee verraten worden; ein Volk meinte er, könnte nicht verraten werden. So entstand das Freischützen-, das Franktireur-Wesen, um das Land noch unglücklicher zu machen, als es schon war. Zu Hunderttausenden wurden alle Gewehre in allen Dörfern verteilt. Franktireur war alles, was eine Flinte im Hause, im Keller oder im Stalle im Stroh versteckt hatte. Patrioten stellten sich in den Dörfern, in den Städten an die Spitze ihrer Mitbürger oder Mitbauern, verabschiedete französische Offiziere, weihten sie in die Geheimnisse der Schießkunst ein, übernahmen das Kommando; Gutsbesitzer, Fabrikanten, Kaufleute, die Blut genug in den Adern fühlten, um den Helden spielen zu wollen, riefen die kleinen Corps zu großen Thaten auf und organisierten den Guerillakrieg.

Das Terrain war vielfach hierzu sehr günstig, die Vogesen, der Argonner Wald und andere Striche boten den Franktireurs das günstigste Feld zu kleinen Operationen, zu Überfällen, zum Beschleichen der Feldwachen, zum Abfangen der Nachzügler, zum Wegfangen der Feldposten; aber was sie Großes und Entscheidendes leisten sollten gegen die ungeheuern Kolonnen der Deutschen, die sich nach Frankreich hineinwälzten, das war nicht zu begreifen, und in der That leisteten sie gar nichts, die kleinen Buschkleppereien abgerechnet. Wohl aber erzeugten die letzteren in den deutschen Soldaten eine Erbitterung, eine Wut, die von keinem Pardon mehr etwas wissen wollte und schonungslos alles niederstach, was vor das Bajonett kam.

Eine ganze Reihe von Gehöften, Dörfern, sogar kleinen Landstädten ist als Opfer des Franktireur-Wesens in Schutt und Asche verwandelt worden.

Namentlich die deutschen Patrouillen waren stets die Zielscheibe dieser Helden. Da zog eine Reiterpatrouille, einige Ulanen oder Husaren einzeln an einem Waldessaum vorüber. Plötzlich fallen Schüsse aus demselben. Ein Reiter stürzt, der andere sucht das Weite oder sprengt zurück, um Hilfe zu holen.

Gleich darauf sucht die Infanterie den Wald ab. Man schleppt ein Dutzend Patrone in blauen Kitteln heraus, denen man die Gewehre abgenommen und die Arme auf den Rücken gebunden hat, armselige Kerle, — vielleicht schon mit grauem Haar oder kahlem Schädel, den die französische Zipfelmütze deckt.

Der Kommandeur macht kurzen Prozeß mit ihnen. Er läßt sie abfüh-

ren. Gleich darauf hört man ein kurzes, schnelles Gewehrknattern und zwölf Leichen liegen im Graben oder am Fuß einer Mauer. Das Kriegsgesetz ist unerbittlich!

Wie oft, wenn die deutschen Truppen in ein Dorf zogen, sausten aus den Fenstern die Kugeln über ihre Köpfe. Die Bayern hatten für solche Fälle, wie man sich scherzweise erzählt, ihre „Zündhölzel-Kompanie", die schnell mit einem Dorf fertig war, wenn es dem Kriegsgesetz verfallen.

Sonderlich gefährlich drohte den Deutschen die im Süden von Paris schnell anwachsende Loire-Armee zu werden. Gegen sie sandte man darum schon am 6. Oktober den bayerischen General von der Tann.

Ludwig Freiherr v. d. Tann-Ratsamhausen, General der



General von der Tann.

Infanterie und Befehlshaber des I. bayerischen Armeecorps, wurde am 18. Juni 1815 in dem Städtchen Tann geboren, das im Jahre 1866 von Bayern an Preußen fiel. In seinem zwölften Jahre trat er in das königliche Pageninstitut zu München, welches er in seinem 18. Jahre verließ, um als Lieutenant in das erste bayerische Artillerieregiment einzutreten. Im Jahre 1840 kam er als Oberlieutenant in den Generalstab; im Übrigen benutzte er seine Lieutenantszeit, um Reisen zu machen, die seiner militärischen Ausbildung förderlich sein konnten. Er sah Radetzkys Manövers in Italien und lernte in Algier die Taktik der französischen Armee kennen. Im Jahre 1844 ward Tann Hauptmann und Adjutant des Kronprinzen Max und in dieser Stellung blieb er zwanzig Jahre. Als die Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark die Begeisterung des deutschen

Volkes weckte, stellte sich Tann an der Spitze einer Freischar und verursachte durch seine kühnen und umsichtigen Unternehmungen den Dänen bedeutenden Schaden. Tann wurde ein populärer Mann. Später trat Tann wieder in die bayerische Armee zurück. Als der deutsch-österreichische Krieg ausbrach, wurde er Generalstabschef der bayerischen Armee. „Es war dies sicherlich," so erzählt Tann selber, „das größte Leid, das man mir anthun konnte. Ich hatte eine so schöne Division, ich kannte sie, ich hatte volles Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit, und nun sollte ich ihr Kommando niederlegen, um jenen so schwierigen, undankbaren Posten eines Generalstabschef anzunehmen. Sicherlich — hätte ich freie Wahl gehabt, ich hätte rundweg abgeschlagen, aber der Minister, der Prinz, der König selbst behaupteten, daß ich der allein Befähigte unter meinen Kameraden für diese Stellung wäre — und ich mußte mich fügen! aber nicht ohne Herzleid und von düstern Vorahnungen erfüllt. Der schönste Posten eines Generals ist an der Spitze einer Division, die ihm vertraut, — der undankbarste ist sicherlich der eines Generalstabs — oder man müßte denn Erfolge erzielen, wie General Moltke." Und diese Erfolge hatte von der Tann nicht. Sein Stern bleichte, von mehreren Seiten wurden damals gegen ihn Beschuldigungen erhoben. Er berief sich wegen seiner Mißerfolge auf den damaligen jämmerlichen Zustand der bayerischen Armee. „Wenn Deutschlands Neugeburt aus dem Kampfe des Jahres 1866 hervorgeht," sagte er kurz nach Beendigung des für ihn so demütigenden Feldzuges, „was hat denn ein Mann wie ich zu bedeuten? Wenn meine Niederlagen, meine Fehler, ja meine Unfähigkeit dazu beigetragen haben, den deutschen Bau um einen einzigen Eckstein zu bereichern, dann will ich sie segnen und Gott danken. Die bayerische Armee wird gegen einen fremden Feind einst zeigen, daß Bayern von der Natur zu Deutschlands „Vorposten" im Süden bestimmt ist. — Wenn ich dann noch lebe, dann möge man mir eine Division geben, dann sind alle meine Wünsche auf Erden erfüllt!" — Und dieser Wunsch ist dem General von der Tann erfüllt worden. Im Kriege gegen Frankreich hat er sich in den Schlachten bei Wörth, Beaumont und Sedan rühmlich ausgezeichnet. Wir begleiten ihn nun auf seinem Zuge gegen die Loire-Armee. —

Erst bei Artenay stieß Tann am 10. Oktober auf seinem Zuge gegen Orleans auf hartnäckigen Widerstand. Aber er warf die feindlichen Kolonnen vor sich her und am 11. Oktober abends rangierten sich deutsche Batterien und deutsche Bataillone auf dem Marktplatz der Stadt Orleans und in der Nacht warfen deutsche Bivouakfeuer ihren grellen Schein auf das Standbild der Jeanne d'Arc. Doch zu voreilig freuten sich die Bayern des so leicht erkauften Sieges. So sicher wähnten sie sich, daß sie sogar die ihnen beigegebene preußische Division absonderten und gegen Chateaudun

sandten, welches nach einem nächtlichen erbitterten Kampfe angenommen wurde.

Der Feind hatte sich zwar hinter die Loire zurückgezogen, aber ihr neuer Befehlshaber, General Aurelles de Paladine, sammelte frische Corps und die Nachricht von der Kapitulation der Festung Metz, durch welche neue Truppen gegen ihn ins Feld rücken konnten, trieb ihn zum schnellen Handeln. Mit vierfacher Übermacht rückte er in der Frühe des 8. Novembers gegen Orleans. Tann sah bald ein, daß ein Rückzug seine einzige Rettung sei. Schimpfend und murrend zogen die tapfern Bayern rückwärts — es war doch eine gar zu ungewohnte Bewegung für sie. Kam ihnen der Feind zu nahe auf die Hacken, so wandten sie sich und zeigten ihm die Zähne. Tann zog sich nach Toury zurück, wo die früher von ihm getrennte 22. Division zu ihm stieß. Am 17. vereinigte sich auch der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit ihm, um das Oberkommando zu übernehmen — aber an ein energisches und erfolgreiches Vorgehen gegen die Loire-Armee war auch jetzt noch nicht zu denken.

Inzwischen war Metz gefallen; zwei Armeen waren dadurch disponibel geworden. Die I. Armee wurde unter den Befehl des General von Manteuffel gestellt und nach Norden gesandt. Die II. Armee unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl zog in starken Eilmärschen gegen die Loire zur Unterstützung Tanns ab. Schon am 21. November hatte der Prinz Toury besetzt und mit der bayerischen Armee Fühlung gewonnen. Am 28. schon trafen die feindlichen Armeen bei Beaune la Rolande auf einander. Die französische Armee wurde zurückgedrängt. Langsam trieb Prinz Friedrich Karl die Rothosen vor sich her; er dirigierte seine Truppen auf Orleans. Nach dreitägigem blutigen Ringen konnte der preußische Prinz in der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember in die Stadt der Jungfrau einziehen. Zwölf Tage hintereinander hatte die II. Armee um die Wiedergewinnung von Orleans gekämpft, über 10,000 Tote und Verwundete waren an diesen Tagen auf deutscher Seite gefallen; aber 16,000 Gefangene waren in deutschen Händen. —

Für General Aurelles de Paladine ging mit dem Verlust von Orleans zugleich sein Feldherrnstab verloren. Er hatte in Gambettas Augen das Verbrechen begangen, die deutsche Armee nicht vernichtet, die Hauptstadt nicht befreit zu haben. An seine Stelle trat General Chanzy, doch erhielt auch General Bourbaki einen Teil der Armee, und zwar den südlich operierenden. — Wohl sammelte sich die Loire-Armee mit überraschender Schnelligkeit, aber schon am 7. Dezember hatte der immer thätige Prinz den Feind bei Beaugency von neuem engagiert und schlug sich vier Tage lang mit ihm herum. Keine Ruhe erquickt die müden Kämpfer, die sich auf die harte Wintererde betten müssen. Heftige Stürme treiben die kalten

Schneeflocken über das große Leichenfeld — wieder liegen 4000 deutsche Männer auf französischem Boden — da wird manch ein Auge daheim thränen, manch ein Mund daheim seufzen! —

Inzwischen war Bourbaki mit seiner Abteilung der Loire-Armee spurlos verschwunden. Durch überaus geschickte Querzüge hatte er sich der Beobachtung der preußischen Patrouillen zu entziehen vermocht. Wir werden ihm später wieder begegnen. —

Chanzy hatte schon im Beginn des Dezember seine Truppen auf Le Mans zurückgezogen. Vorsichtig und fortwährend kämpfend war ihm Prinz Friedrich Karl nachgezogen. Er wünschte nichts sehnlicher als eine entscheidende Schlacht, die dem mühsamen Marsch ein Ende machen würde.

Für den 12. Januar konnte endlich ein Gesamtangriff auf den Feind bestimmt werden. Das war ein Marschieren und Traben auf der Straße, die auf Le Mans führt. Fußhoher Schnee deckte die Wege, mühsam arbeiteten sich die marschierenden Kolonnen und die schweren Geschütze vorwärts. Wir stellen uns bei dem Wirtshause „Zum St. Hubert" auf. Von hier aus schauen wir rechts und links in den Wald hinein. Hier ist die Artillerie aufgefahren. Auf den Achselklappen der Leute steht die Nummer 3; sie gehören also zum 3. Corps. Sie werden schwerlich hier zur Verwendung kommen; denn das Terrain ist hügelig und ist überdies mit Hecken überdeckt, und aufs Geratewohl verschießt preußische Artillerie ihre kostbaren eisernen Zuckerhüte nicht. Doch von der Waldecke her kommt nun ein Bataillon Infanterie; ihm folgt die Artillerie, froh und des langen Wartens in dem eisigen Schnee müde. Zeigten sich jetzt die Franzosen im Walde, so hätten sie bald die erste Leib- und Magenpille weg. Der Durchzug der Truppen vor dem sonst so einsamen Wirtshause wird immer lebhafter. Nun kommen auch Truppen vom 10. und 9. Corps. Seit sechs Stunden schon standen sie gefechtbereit im tiefen Schnee, kauerten um große Feuer herum, hopsten mit den Füßen und schlugen die Arme mit den großen Fausthandschuhen über die Brust, um sich zu erwärmen.

Inzwischen wird der Kanonendonner mit jeder Stunde toller. Schon kommen lange Züge Gefangener, allen stand es auf der Stirne geschrieben, daß sie des langen Haders müde waren.

Zweihundert Schritt vor uns lichtet sich der Wald. Dorthin wenden wir uns. Weiter nach vorne sehen wir eine kleinere Truppe von höheren Offizieren, unter ihnen hält der Feldherr Prinz Friedrich Karl. Man erkennt ihn an seiner roten Husarenmütze, die von der Schneefläche gar hübsch absticht. Durch ein Fernrohr sieht der Prinz unablässig nach der Ebene, die vor ihm liegt. Dort wogt der Kampf. Auf dem Hügelkamm zieht sich eine schwarze Linie hin, das sind die Franzosen. Die beherrschen die Straße nach Le Mans und auf dieser wollen sie die Deutschen nicht vor-

lassen, und doch müssen diese hindurch, koste es, was es wolle. Wohl wird mancher getroffen, sein Blut färbt und schmelzt den Schnee — aber jetzt sieht man sie das Gewehr umdrehen und mit dem Kolben dreinschlagen, gerade wie damals bei Großbeeren, wo es ganz eklig „geflutscht" hat. Da nahen auch Batterien; das geht mit Blitzesschnelle — jetzt sind sie oben — aufgefahren — abgeprotzt — da blitzt's auch schon über die Schneefläche hin — und das Gewehrfeuer wird immer ferner und ferner — durch die Bäume kommt die rote Abendsonne — den Wald entlang ziehen langsam die Krankenträger-Kompanien; dort oben ist heute für sie noch genug zu thun; die schwarzen Punkte auf dem Schnee sind die Toten und Verwundeten. —

Die Loire-Armee war vernichtet. Prinz Friedrich Karl hatte seine



General Faidherbe.

Aufgabe völlig erfüllt. Am 13. Januar hielt er seinen Einzug in Le Mans. 18,000 Gefangene, 20 Geschütze, viele Fahnen wurden die Beute der Sieger. Fortan drohte den Deutschen vor Paris von Süden her keine Gefahr mehr.

Während im Süden von Paris die I. Armee unter ihrem tapferen Führer so erfolgreich kämpfte, hatte auch die II. Armee unter General von Manteuffel gegen die von Norden her gegen Paris anrückenden französischen Truppen siegreiche Kämpfe geführt. Anfangs — bis zum 10. November — stand an der Spitze der französischen Nordarmee der General Bourbaki, den wir später bei der Loire-Armee wieder fanden; später befehligte General Faidherbe diese Truppen. Aber auch dieser so überaus fähige

Führer konnte die undisziplinierte und zusammenhangslose Armee, der es namentlich an Artillerie fehlte, nicht vor die Mauern von Paris führen.

Manteuffel dirigierte, nur durch sich eiligst rückwärts konzentrierende Mobilgarden hier und da aufgehalten, seine Truppen auf Amiens. Am 27. November traf er hier auf den Feind. Vergeblich war der mutvolle und hartnäckige Widerstand der Franzosen, vergeblich deckten 1400 Tote und Verwundete das Schlachtfeld: Amiens wurde am 28. von den deutschen Truppen besetzt. —

Manteuffel wandte sich nun gegen Rouen, die Hauptstadt der Normandie, deren Straßen schon am 5. Dezember von den Schritten der einrückenden preußischen Soldaten widerhallten, und am 9. Dezember sehen wir schon Truppen an der Küste des englischen Kanals in der Stadt Dieppe. Inzwischen hatte aber der thätige Faidherbe neue Truppen gesammelt; 50,000 Mann stark rückte er gegen Amiens und nahm an dem Flüßchen Hallue Aufstellung. Aber Manteuffel warf in großer Eile seine gegen Rouen und Dieppe dirigierten Truppen dem Feinde entgegen. Am 22. Dezember ging er gegen die überaus umsichtig gewählten Stellungen des Feindes vor. Namentlich in dem Dorfe Querrieux tobte ein wütender Kampf. Die Dunkelheit brach herein; noch wogte ein heftiger Bajonettkampf hin und her. Fünfmal drangen die Franzosen in die Häuser, fünfmal wurden sie zurückgeworfen. Erst die Nacht trennte die Kämpfenden, die in ihren Stellungen blieben. Aber als der Morgen des 24. Dezember dämmerte, zog die französische Armee ab. Sie ließ 200 Tote, 905 Verwundete und 1100 Gefangene zurück.

Was für ein Weihnachtsfest! Das 8. Armeecorps und die Kavallerie des Prinzen Albrecht mußten bei bitterer Kälte dem Feinde folgen. Wer wollte es da den deutschen Kriegern verdacht haben, wenn sie mit Heimwehgefühlen zu kämpfen hatten und sich auf beschwerlichen Märschen oder in Gefechtbereitschaft vor Frost klappernd mit einer gewissen Ironie gegenseitig „Vergnügte Feiertage“ wünschten.

Bis nach Cambrai verfolgte man den General Faidherbe. Aber von hier aus ging er am 2. Januar zu neuem Angriff auf Bapaume vor, um die von den Deutschen belagerte Festung Peronne zu entsetzen. Neue schmerzliche Verluste auf deutscher Seite, aber auch neue Lorbeeren! —

Inzwischen war eine Änderung im Kommando eingetreten. General von Manteuffel wurde nach dem Elsaß abkommandiert und General von Goeben war mit der Führung der Nordarmee betraut worden.

Karl August von Goeben, der General mit der Brille, wurde am 10. Dezember 1816 zu Stade in Hannover geboren. Schon in seiner Jugend hegte er eine auffallende Sympathie für Preußen, die ihm manche Tracht Prügel auf dem hannoverschen Gymnasium eintrug. Er trat denn

auch in den preußischen Militärdienst, verließ diesen aber schon im Jahre 1836, um nach Spanien zu gehen und in die carlistische Armee einzutreten. Mannigfache Schicksale waren hier sein Los. „Vier Jahre, bis zum letzten Schusse," so erzählt er selber, „blieb ich im Dienste, wurde zweimal gefangen, erlitt unendliche Qualen und verlor fast das Augenlicht, wurde zweimal im Gefecht verwundet und endlich nach Beendigung des Krieges meuchlings überfallen und nur durch Gottes Fügung mit zerschmettertem Arme von diesem Überfalle errettet. Ich verließ den Dienst als Oberstlieutenant im Generalstabe, und machte die Reise von Barcelona nach Frankreich zu Fuß, wobei ich tagelang, da ich keinen Pfennig Geld hatte, mich von Brombeeren ernährte und von dem, was gutmütige Weiber dem todesmat-



General von Goeben.

ten, gespensterhaft bleichen Wanderer auf der Landstraße ungefordert gaben, langte .... ich weiß heut noch nicht wie, in Perpignan an, und als ich hier verweigerte, mit meinem Grade in die französische Fremdenlegion einzutreten, da erlangte ich nicht einmal von der Regierung Louis Philipps die Erlaubnis, in Perpignan Briefe und Gelder meiner Familie aus Deutschland zu erwarten, sondern mußte mit Zwangspaß versehen, schon am nächsten Morgen meine Fußreise nach Lyon antreten. Der Gedanke, meinen Lieben zuzueilen, gab mir eine unbegreifliche Kraft! .... Ich habe alles erlitten, — alles was menschliches Elend nur hervorbringen kann .... alles! .... In Lyon erwarteten mich Briefe der Meinen! .... Ich hatte Geld und konnte nach Hause eilen! .... Alles war ja wie durch Zauberschlag jetzt vergessen, und als ich Deutschlands Boden wieder betrat,

da glaubte ich von einem phantastischen Traume wieder erwacht zu sein. Ein ganzes Jahr gebrauchte ich, um mich zu erholen."

Mit dem Jahre 1842, wo der spanische Oberstlieutenant als Sekondelieutenant in die preußische Armee trat, beginnt der zweite Abschnitt im Leben Goebens. In seinem Werke: „Vier Jahre in Spanien," das im Jahre 1841 erschien, legte Goeben seine in Spanien gesammelten Erfahrungen nieder und begründete seinen strategischen Ruf. Er wurde bald darauf Generalstabsoffizier unter dem großen Strategen Moltke, dem er auch darum so sehr ähnelt, weil er gleich diesem wenig Worte machte. „Es ist bekannt," äußerte sich Goeben hierüber, „daß der General von Moltke der größte ‚Schweiger' ist, den man wohl finden kann; seine Gattin, durch das jahrelange, glückliche Zusammenleben mit dem wortkargen Herrn, hatte ganz dessen Gewohnheiten angenommen, und schien mit ihm im Stillschweigen, rivalisieren zu wollen; — und nun kam ich noch dazu, der von Natur wenig spricht und überdem die Kunst des Schweigens in spanischen Gefängnissen trefflich gelernt hatte und der überdies auf keine Weise die Harmonie stören wollte. Und so saßen wir in den langen Winterabenden bei dem traulichen Scheine der Lampe und bei der Tasse Thee und — ‚schwiegen uns alle drei etwas vor!'

Im Jahre 1849 befand sich Goeben im Stabe des Prinzen von Preußen. Als Spanien im Jahre 1860 den Krieg gegen Marokko begann, ward Goeben nebst fünf anderen Offizieren von Preußen entsandt, um diesem Feldzuge beizuwohnen. Auch über diesen Krieg schrieb Goeben eine Broschüre. Im Jahre 1863 focht er bei Düppel und auf Alsen und im Jahre 1866 nahm er unter Vogel von Falkenstein am Mainfeldzuge teil und gab vielfach Beweise seines hohen Feldherrntalents. — — —

Am 15. Januar wurden dem General von Goeben neue Vorstöße des Feindes gemeldet; in schweren Kolonnen rückte dieser gegen St. Quentin. Goeben zog gegen ihn — es galt, Faidherbe durch einen mit vereinten Kräften geführten Schlag zu verderben. Früh 8 Uhr morgens des 19. wurde der Angriff befohlen. Es war ein langes und blutiges Kämpfen. Über den morastigen Boden, in dem Menschen und Pferde, Kanonen und Munitionswagen fast versanken, spannte sich ein trüber, regnerischer Himmel. Die Franzosen kämpften mit der letzten Verzweiflung, aber auch die Strategie eines Faidherbe konnte den ungeübten Truppen nicht zu einem Siege verhelfen; als der Abend dunkelte, wälzten sich verwirrte Haufen in wilder Flucht gegen Cambrai. Barfuß und in Lumpen, mit Kot bedeckt, kaum fähig, sich noch auf den Füßen zu halten, zogen die geschlagenen Franzosen auf der Straße dahin. — Die französische Nordarmee war gleich der französischen Loire-Armee unschädlich geworden. 10,000 Gefangene befan-

den sich in den Händen der I. Armee, 3000 tote Franzosen deckten die Walstatt

Goeben benutzte seinen Erfolg zu raschem Vorgehen gegen Cambrai, welches er beschießen ließ — doch da machte der inzwischen eingetretene Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende. — — —

Der Leser wende sich nun mit uns auf einen dritten Kriegsschauplatz, und zwar im Osten von Frankreich, denn auch von hier aus wollte der unermüdliche Gambetta den bedrängten Parisern Hilfe zusenden. Hier finden wir General von Werder, der nach der siegreichen Einnahme Straßburgs, an der Spitze des neugebildeten 14. Armeecorps, die Gegend von Franktireurs und Mobilgarden säuberte. Hier finden wir auch den alten „Freiheitshelden" Garibaldi, der an der Spitze zusammengelaufener Abenteurer aller Länder die „internationale „Republik" gründen helfen wollte. Hier finden wir endlich auch General Bourbaki, der, wie die Leser wissen, sich durch geschickte Märsche der Beobachtung des Prinzen Friedrich Karl entzogen hatte. Er sollte die belagerte Festung Belfort entsetzen, über die Städte und Dörfer des nur scheinbar bezwungenen Landes den Brand des Massenaufgebots werfen und im Siegeszuge über den Rhein gehen, Süddeutschland zu demütigen. Vor sich fand er nur 50,000 Mann, denen er 150,000 Mann entgegenstellen konnte, aber in diesen 50,000 Mann schlugen tapfere Herzen und an ihrer Spitze stand ein preußischer Leonidas.

Anfangs Januar stellte es sich heraus, daß Bourbaki gen Belfort zog, um diese Festung zu entsetzen. Rasch war General von Werder entschlossen. Er zog seine Streitkräfte zusammen und zog in Eilmärschen über Grey nach Vesoul, um ja vor Bourbaki Belfort zu erreichen. Da verging kein Tag, kaum eine Nacht, wo nicht der dumpfe Ton der Alarmtrommel rasselte. Um Werder zu täuschen, schob Bourbaki den linken Flügel seiner vorrückenden Armee nordwärts, als ginge sein Marsch nicht nach Belfort, aber Patrouillen erkannten die wahre Absicht der Franzosen und die Division Schmeling schlug den detachierten Flügel bei Villersexel am 9. Januar aufs Haupt. Die Rheinländer vom 25. Regiment haben bei dieser Gelegenheit böse mit dem Kolben gewirtschaftet. — Es kamen nun Tage harter Beschwerde, bitterer Kälte. Aber schon am 11. Januar war General von Werder vor Belfort; er befestigte seine Stellungen, denn er hatte Bourbaki eine gute Strecke hinter sich gelassen. Deutsche Männer sollten nun einen undurchdringlichen Wall bilden, die deutschen Gauen vor den Horden des Erbfeindes zu schützen. Hinter sich die feindliche Festung, vor sich die anrückenden Scharen Bourbakis — so stand die kleine Schar im tiefen Schnee; ein Wall von Menschen, die sich gelobt hatten, nur über ihre Leichen den Feind ins Vaterland stürmen zu lassen.

Am 15. Januar begann der blutige Strauß. Es entwickelte sich eine

Kanonade, wie sie nur selten gehört wird. Das waren nicht mehr einzelne Kanonenschüsse. Das waren ganze Salven von Kanonen. Tollkühn gingen die französischen Regimenter gegen die in gedeckten Stellungen liegende deutsche Infanterie; sie wurden von den deutschen Granaten und Kartätschen geradezu zermalmt. Die Verwundeten blieben auf dem Felde liegen, sie erfroren bei der furchtbaren Kälte. Schauerlich war die folgende Nacht, eisig kalt brach der 16. Januar an; ein dichter Nebel deckte die ganze Gegend. Wieder brach eine furchtbare Kanonade los, wieder gingen französische Infanteriekolonnen gegen die deutsche Stellung — aber es war vergeblich. Schon am dritten Tage — am 17. Januar — wurden die Vorstöße schwächer. Der Feind schickte sich zum Rückzuge an. Die Helden



General von Werder.

vom 14. Armeecorps umarmten sich; sie hatten das Vaterland gerettet. Schauerlich war der Anblick des Schlachtfeldes. 5000 Tote und über 3000 Verwundete ließ der Feind zurück. Bourbakis Armee trat in einem jämmerlichen Zustande den Rückzug an. Ohne Schuhe, ohne Nahrung als etwas Schiffszwieback eilten die Elenden, den Feind im Rücken, davon. Das war der Segen der Gambettaschen Massenaufgebote. Hunderte von Soldaten stürzten vor Kälte und Erschöpfung tot am Wege zusammen. Unbegrabene, in Fäulnis übergegangene Leichen lagen noch lange in den Büschen umher. Entsetzliche Scenen boten sich den Augen der verfolgenden Deutschen. Unweit Montbeliard fand man in einem total zusammengeschossenen kleinen Häuschen 7 bis 8 tote Franzosen liegen, die alle schon in die größte Verwesung übergegangen waren. Und mitten zwischen ihnen

lag noch ein lebender Verwundeter, der mit schwacher Stimme um Hilfe wimmerte. Es war ein blutjunges Bürschlein von kaum 17 Jahren, ein Student aus Avignon. Eine preußische Granate hatte ihm beide Füße unterhalb des Knies arg zerrissen. In dieser Lage hatte er sieben, sage sieben volle Tage, ohne verbunden zu sein, ohne Speise und Trank, gänzlich hilflos und verlassen zwischen allen diesen Leichen gelegen. Er hatte sich seine Wunden selbst mit Fetzen von Uniformstücken verbunden, und die Kälte hatte das Verbluten verhindert. Auf dem Bauche rutschend war er mühsam in der Kammer umhergekrochen und hatte in den Taschen der Leichen noch einige harte Zwiebackkrumen gefunden, die ihm als Nahrung dienten, während er seinen brennenden Durst mit dem Schnee stillte, der durch die zertrümmerten Fenster reichlich fiel. So hatte er eine volle Woche zugebracht, bis ihn mitleidige deutsche Soldaten fanden! —

General von Werder hatte während der schweren Kämpfe seinen Soldaten als ein Muster der Ausdauer und Unverzagtheit vorangeleuchtet. Der König erkannte den Heldenmut des Generals an. Er telegraphierte: „Ihre heldenmütige, dreitägige, siegreiche Verteidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten."

Auch während des Einzuges der Truppen nach dem Kriege in Berlin ehrte der König den General, indem er, auf diesen zeigend, sagte: „Sehen Sie sich diesen an, meine Herren, es ist der General von Werder! Er hat geleistet, was selten in der Kriegsgeschichte geleistet worden ist."

Inzwischen rückte auch Manteuffel, der, wie wir wissen, seines Kommandos über die Nordarmee enthoben und zum Oberbefehlshaber im Südosten ernannt war, mit dem 2. und 7. Armeecorps zur Unterstützung Werders heran. Der Freiheitsheld Garibaldi erwartete ihn in Dijon. Aber Manteuffel schickte eine einzige Infanteriebrigade gegen den gealterten Helden und zog mit dem Gros seiner Armee im Rücken Garibaldis stetig nach Süden. Die getrennte Brigade hatte freilich harte Kämpfe zu bestehen — aber Garibaldi ging in die Falle, rühmte sich seiner vermeintlichen Erfolge, bis ihn die Nachricht von Bourbakis Niederlage ernüchterte.

Bei diesen Gefechten wurde den Preußen die erste und einzige Fahne während des Feldzuges abgenommen. Sie gehörte dem 61. preußischen Infanterieregiment (Pommern). Der Fahnenträger wurde von einer Granate niedergeschmettert. Lieutenant Schulze ergriff die Fahne und wurde von drei Kugeln durchbohrt. Noch zwei Offiziere hoben die Fahne wieder empor, fielen aber gleichfalls und nach ihnen mehrere Unteroffiziere, welche die Fahne retten wollten. Die Fahne blieb auf dem Schlachtfelde unter einem Haufen von Toten und Verwundeten liegen und wurde von den Franzosen gefunden.

Bourbaki wurde von der Armee Werders und von der Manteuffels umschlossen und gegen die Schweizergrenze gedrängt — es blieb ihm kein Ausweg als Waffenstreckung oder Übertritt auf Schweizer Gebiet. Verzweiflung ergriff den französischen General; bittere Vorwürfe Gambettas trieben ihn zum äußersten; er legte Hand an sich, aber die Kugel brachte ihm den gesuchten Tod nicht. General Clinchant führte nun die Armee weiter ins Verderben hinein — ihm auf den Fersen folgten die Deutschen. Alle Wege und Stege fanden sie mit Verwundeten und aus Hunger und Erschöpfung umgefallenen französischen Soldaten bedeckt. Clinchant sah ein, daß er den Deutschen nicht länger Widerstand leisten konnte; er führte seine Armee über die Schweizer Grenze. In unübersehbarem Zuge in der noch kaum angebrochenen Dämmerung des eisigkalten 1. Februar bewegte sie

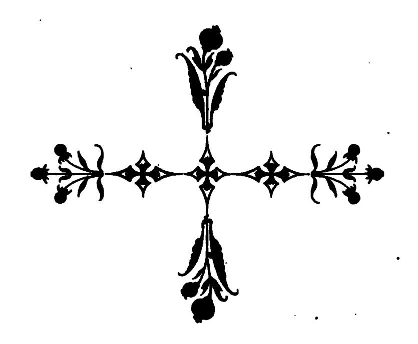


General Bourbaki.

sich heran. Infanterie, Kavallerie und Artillerie, Zuaven, Turkos, Ulanen, Kürassiere in buntem Durcheinander. Viele vermochten sich kaum fortzuschleppen durch den tiefen Schnee. Zu Hunderten stürzten Menschen und Tiere nieder — es war ein entsetzlicher Anblick. 85,000 Mann, 266 Geschütze, 19 Mitrailleusen und 10,000 Pferde standen auf neutralem Gebiet! „Es sind gewaltige Erfolge," schrieb der König, „und sie gehören zu den größten Waffenthaten aller Zeiten!" —

Als der Krieg begann, richteten sich die Blicke der Deutschen ängstlich nach den unbeschützten Küsten der Ost- und Nordsee. Und diese Furcht war begründet; besaß doch Frankreich eine Flotte, gegen die die junge norddeutsche Kriegsmarine ohne alle Bedeutung erschien. Indes geschah alles, um eine etwa landende Armee gebührend zu empfangen. Man rief die

Küstenbewohner unter die Waffen und ließ in Schleswig-Holstein eine Division zurück. An die Spitze der Küstenverteidiger stellte der König den verdienten, energischen Vogel von Falckenstein. Aber die Besorgnisse waren unnötig; die französische Flotte wurde anfänglich durch die widersinnigsten Befehle in den April geschickt und konnte auch wegen des bedeutenden Tiefgangs der Schiffe nicht gegen die Häfen operieren. Sie beschränkte sich darauf, die Häfen zu blockieren und harmlose Kauffahrteischiffe zu kapern, die übrigens nachher von den Franzosen teuer bezahlt werden mußten. Inzwischen eilten die Ereignisse auf dem Lande denen auf dem Meere voraus; Frankreich sah sich genötigt, die stolze Armada zurückzurufen, um die Marinesoldaten auf französischem Boden zu verwenden, wo sie allerdings noch in der letzten Stunde, namentlich als Artilleristen, den Deutschen bedeutenden Schaden zufügten.





Die Gardeschützen bei Le Bourget.

Sechzehntes Kapitel.
Vor Paris.
(1870.)



General Trochu.

„Laß die weiße Fahne wehen,
Öffne Wall und Thor,
Tritt mit Weinen und mit Flehen
Tiefgebeugt hervor.

Große Nation der Spötter,
Selber nun ein Spott:
Dich verließen deine Götter,
Doch mit uns ist Gott."

Wir kehren nun zur Belagerungsarmee von Paris zurück.

Die Umwallung von Paris besteht aus einer befestigten Ringmauer mit 85 Bastionen. Außerhalb derselben und bis zu einer Entfernung von drei Meilen liegen 15 Forts, jedes für sich eine kleine Festung.

Innerhalb dieser Umfassung dehnt sich die Prachtstadt aus, welche die Franzosen so gern als „Weltseele" bezeichnen. Denn Paris ist den Phra-

senmeiern der Mittelpunkt des Weltalls. „Paris," rief damals Viktor Hugo aus, „ist die Stadt der Städte. Paris ist die Stadt der Menschen. Athen war, Rom war, Paris ist. Paris ist der Mittelpunkt der Menschheit, die heilige Stadt. Daß ein solcher Herd des Lichts, ein solches Gehirn des Gedankens entweiht, zerschmettert, gestürmt werden könnte — und durch wen? Durch einen Einfall von Wilden — es ist unmöglich!" —

Nun, es war doch möglich, und so eisern und fest war die Linie um Paris gezogen, daß Gambetta nur per Luftballon die „Weltseele" verlassen konnte, um Armeen aus dem Boden zu stampfen.

Dabei wurde denn ganz in französischer Manier darauflos geprahlt und gelogen, daß die Balken sich bogen, wie man zu sagen pflegt. Schon der alte Römer Julius Cäsar kannte die Franzosen von dieser Seite her.

„Sie können," so schrieb er, „kein Unglück ertragen nnd sind überraschenden Umschlägen von einem Extrem in das andere unterworfen. Stetigkeit ist ihnen unbekannt, und des Gehorsams gegen den Führer dünken sie sich ledig, sobald sich ein erster Mißerfolg zeigt. Sie prahlen, wie sie nur eine Angst hätten, die, daß der Himmel einfallen könne, wie sie ihn dann aber mit ihren Lanzen stützen würden; sie häufen gräßliche Schwüre, daß sie nicht eher Weib und Kind wiedersehen wollten, als bis sie zweimal die römischen Vierecke durchbrochen hätten, ja, wie sie beim Mangel der Lebensmittel eher von Menschenfleisch leben wollten, als sich den verhaßten Römern ergeben. Aber nach der ersten Niederlage ist Vorsatz und Eid vergessen. Sie sind stets nach Neuerungen begierig, brausen furchtbar auf und sind, wenn du nur ihren ersten Ausfall ausgehalten, schnellfüßiger denn Weiber."

Was Cäsar hier vor mehr als 1800 Jahren von den Franzosen schreibt, das gilt heute noch. Und so war denn auch Paris zur Zeit der Belagerung voll trügerischer Hoffnungen; die Menge war Tyrann, und die wenigen hellblickenden Männer hätten es bei Gefahr ihres Lebens nicht wagen dürfen, ein Friedenswort zu äußern.

Zwar verhandelte anfangs November Thiers mit Bismarck über den Abschluß eines Waffenstillstandes, damit in Frankreich Wahlen abgehalten werden könnten. Er stellte aber solche Bedingungen — z. B. Verproviantierung von Paris — daß Bismarck ihn abwies.

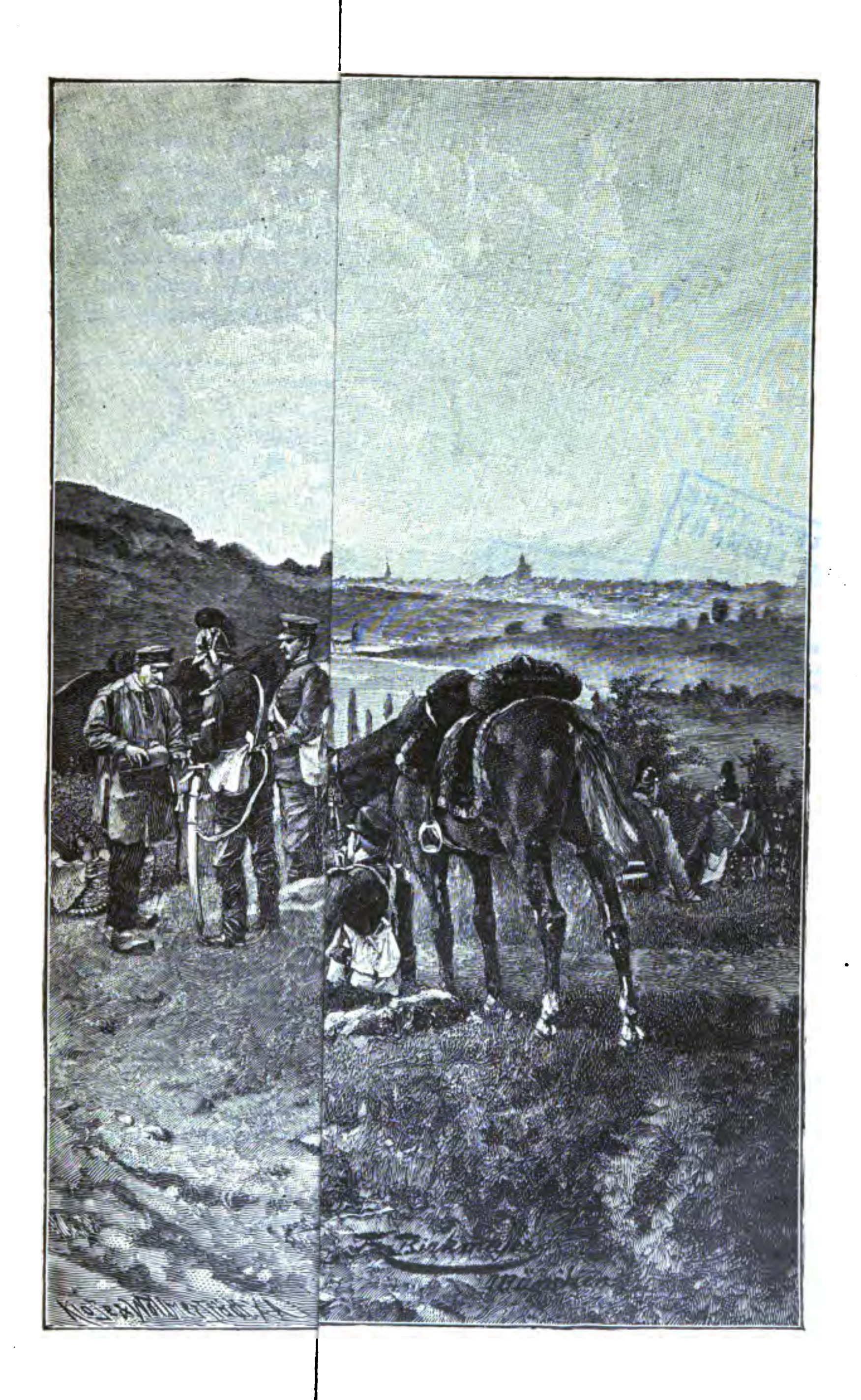
Thiers handelte ganz unter dem Drucke einer toll gewordenen Volksmasse, Frankreich wäre viel glimpflicher davongekommen, wenn es jetzt schon Frieden gemacht hätte. Das gestand Thiers ein Jahr später selbst. „Unwillkürlich," so erklärte er, „fragte ich mich, ob nicht der Moment gekommen sei, sich mit Mut zu waffnen und alsbald den grausamen, aber durch Verzögerung noch grausameren Frieden zu schließen, und ich wollte mich auf der Stelle diesem ebenso schmerzlichen als patriotischen Werke weihen. Ich

sah Herrn von Bismarck an, er sah mich an, und fast gleichzeitig fragten wir uns, ob der Friede nicht *sofort* möglich sei. Wir blieben den größten Teil der Nacht zusammen, und ohne hier Dinge zu erzählen, welche der Geschichte allein gehören, kann ich sagen: ich erhielt die Gewißheit, daß der Frieden zwar ein schmerzlicher, aber ein weniger schmerzlicher gewesen wäre, als derjenige, den man später annehmen mußte. Ich entschloß mich sogleich zu der Aufgabe, seine Annahme in Paris durchzusetzen. Herr von Bismarck warnte mich, ich würde nicht wieder aus den Händen der Rasenden, welche die Stadt beherrschten, loskommen. Ich erwiderte ihm, daß ich, wenn ich nicht selbst hinginge, nichts erzielen würde, und wählte den Ausweg, den Mitgliedern der Regierung an einem ihnen beliebigen Orte Rendezvous zu geben, um mich mit ihnen über die Frage von höchster Wichtigkeit für das Heil des Vaterlandes zu beraten.

„An dem verabredeten Orte, einem verlassenen und halb zerstörten Hause des Boulogner Wäldchens, traf ich Herrn Jules Favre, begleitet vom General Ducrot (5. November). Die Verhältnisse in Paris waren derart, daß allein er von allen Ministern hatte kommen können. Ich stellte ihm die Lage der Dinge in Versailles, er mir diejenige in Paris vor; er zeigte mir die Unmöglichkeit, die Bevölkerung von Paris augenblicklich zu einer vernünftigen Haltung zu bringen. Er fand meine Vorschläge unter den gegebenen Umständen klug und annehmbar, aber augenscheinlich beherrschte schon die Kommune die Situation, wenn sie auch nicht die Regierung der Hauptstadt bildete. Übrigens muß gesagt werden, daß selbst gebildete Leute, über unsere Widerstandsmittel getäuscht, die Irrtümer der Umsturzpartei teilten, ohne die verwerflichen Gesinnungen mit ihnen gemein zu haben.

„Ich verließ mit beklommenem Herzen Herrn Jules Favre am Ufer der Seine und kehrte nach Versailles zurück, wo ich am folgenden Tage, Sonntag den 6. November, die definitive Aufforderung der Regierung erhielt, die Unterhandlungen abzubrechen und unverzüglich das deutsche Hauptquartier zu verlassen, um mich nach Tours zu begeben und dort zur Verfügung der Regierung zu bleiben. In tiefer Betrübnis verabschiedete ich mich von Herrn von Bismarck."

Das war ein nüchternes Bekenntnis. Jules Favre, der die gescheiterten Unterhandlungen in einem Rundschreiben den Mächten meldete, machte trotz alledem wieder in Phrasen. „Man fordert das Land auf zu stimmen," schreibt er, „es thut Besseres: es bewaffnet sich. Unsere Soldaten, siegreich an der Loire, waschen mit ihrem edlen Blute die Schande des Kaiserreichs ab. Paris, dessen Mauern die Preußen in wenigen Tagen niederwerfen sollten, widersteht seit mehr als zwei Monaten und bleibt mehr als jemals entschlossen, nachdem es sich *unüberwindlich* gemacht hat."

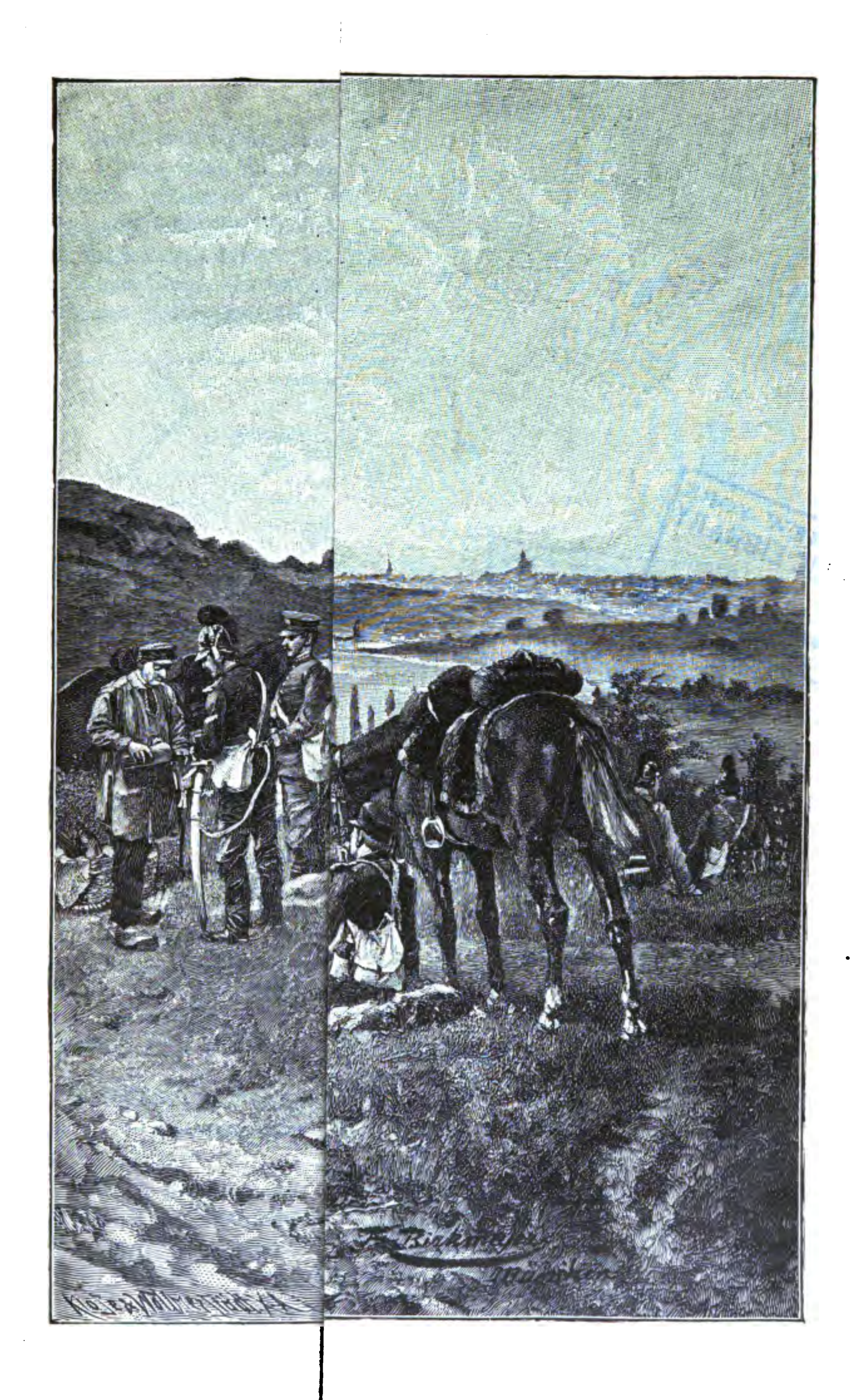


sah Herrn von Bismarck an, er sah mich an, und fast gleichzeitig fragten wir uns, ob der Friede nicht sofort möglich sei. Wir blieben den größten Teil der Nacht zusammen, und ohne hier Dinge zu erzählen, welche der Geschichte allein gehören, kann ich sagen: ich erhielt die Gewißheit, daß der Frieden zwar ein schmerzlicher, aber ein weniger schmerzlicher gewesen wäre, als derjenige, den man später annehmen mußte. Ich entschloß mich sogleich zu der Aufgabe, seine Annahme in Paris durchzusetzen. Herr von Bismarck warnte mich, ich würde nicht wieder aus den Händen der Rasenden, welche die Stadt beherrschten, loskommen. Ich erwiderte ihm, daß ich, wenn ich nicht selbst hinginge, nichts erzielen würde, und wählte den Ausweg, den Mitgliedern der Regierung an einem ihnen beliebigen Orte Rendezvous zu geben, um mich mit ihnen über die Frage von höchster Wichtigkeit für das Heil des Vaterlandes zu beraten.

„An dem verabredeten Orte, einem verlassenen und halb zerstörten Hause des Boulogner Wäldchens, traf ich Herrn Jules Favre, begleitet vom General Ducrot (5. November). Die Verhältnisse in Paris waren derart, daß allein er von allen Ministern hatte kommen können. Ich stellte ihm die Lage der Dinge in Versailles, er mir diejenige in Paris vor; er zeigte mir die Unmöglichkeit, die Bevölkerung von Paris augenblicklich zu einer vernünftigen Haltung zu bringen. Er fand meine Vorschläge unter den gegebenen Umständen klug und annehmbar, aber augenscheinlich beherrschte schon die Kommune die Situation, wenn sie auch nicht die Regierung der Hauptstadt bildete. Übrigens muß gesagt werden, daß selbst gebildete Leute, über unsere Widerstandsmittel getäuscht, die Irrtümer der Umsturzpartei teilten, ohne die verwerflichen Gesinnungen mit ihnen gemein zu haben.

„Ich verließ mit beklommenem Herzen Herrn Jules Favre am Ufer der Seine und kehrte nach Versailles zurück, wo ich am folgenden Tage, Sonntag den 6. November, die definitive Aufforderung der Regierung erhielt, die Unterhandlungen abzubrechen und unverzüglich das deutsche Hauptquartier zu verlassen, um mich nach Tours zu begeben und dort zur Verfügung der Regierung zu bleiben. In tiefer Betrübnis verabschiedete ich mich von Herrn von Bismarck."

Das war ein nüchternes Bekenntnis. Jules Favre, der die gescheiterten Unterhandlungen in einem Rundschreiben den Mächten meldete, machte trotz alledem wieder in Phrasen. „Man fordert das Land auf zu stimmen," schreibt er, „es thut Besseres: es bewaffnet sich. Unsere Soldaten, siegreich an der Loire, waschen mit ihrem edlen Blute die Schande des Kaiserreichs ab. Paris, dessen Mauern die Preußen in wenigen Tagen niederwerfen sollten, widersteht seit mehr als zwei Monaten und bleibt mehr als jemals entschlossen, nachdem es sich unüberwindlich gemacht hat."



lassen, daß es den jetzigen Machthabern in Frankreich von Anfang an nicht ernst gewesen ist, die Stimme der französischen Nation durch freie Wahl einer dieselbe vertretenden Versammlung zum Ausdruck gelangen zu lassen, und daß es ebensowenig in ihrer Absicht gelegen, einen Waffenstillstand zustande zu bringen, sondern daß sie eine Bedingung, von deren Unannehmbarkeit sie überzeugt sein mußten, nur darum gestellt haben, um den neutralen Mächten, auf deren Unterstützung sie hoffen, nicht eine abweisende Antwort zu geben.“ —

Dem General Trochu fehlte es weder an Geschick noch Mut, wie das seine immer wieder unternommenen Ausfälle beweisen. Wir sind in der Lage, die Dinge um Paris uns von einem der Mitkämpfenden schildern zu lassen, der in den Reihen des 5. Jägerbataillons stand.*

„Unter sehr anstrengendem Vorpostendienst,“ berichtet dieser, „verging der September und die erste Hälfte des Oktober. Eines Mittags in letzterem Monate — es war der 21. — waren wir unserer Gewohnheit gemäß nach beendigter Mahlzeit auf den Boden gestiegen, um mit den Ferngläsern, deren fast ein jeder eines besaß, die Gegend zu überschauen, vor allem aber den ‚Onkel‘ — so nannte man scherzhaft das Fort Mont Valérien — zu beäugeln. Der alte Herr hatte sich in der letzten Zeit wieder unsere gewohnten Gefühle zuzuwenden gewußt und zwar durch seine Solidität. Solide mußte man ihn nennen als einen Mann, der seinem Geschäfte, nämlich Granaten zu werfen, mit Eifer und Pünktlichkeit nachkam. Er hatte, wie das ja auch einem alten Praktiker zukommt, sich jetzt seine bestimmten Stunden, besonders in der Nacht, ausgewählt, in denen er seine Grüße zu uns herübersandte, nur in der Zahl seiner Granaten war er neckisch veränderlich, so daß, wenn wir uns auf achtzehn gefaßt gemacht und diese richtig in Empfang genommen hatten, er plötzlich in seiner groben Art zu spaßen noch ein halbes Dutzend als Zugabe hinterdrein schickte.

So schauten wir also auch am 21. Oktober, zärtlich im Blick, nach unserem Freunde, als wir eine große Flagge aufhissen sahen und gleich darauf gewahr wurden, wie 10 Bataillone Infanterie mit obligater Artillerie aus dem Fort herausschwenkten. Am Fuße des Berges veränderte die Infanterie die Marschrichtung und stieg halblinks über den Bergrücken von Rueil, um sich auf die Vorposten unserer 1. und 3. Kompanie und der Garde-Landwehr zu werfen. Die Artillerie fuhr 40 Geschütze stark hinter der Infanterie auf und eröffnete sofort ein wütendes Feuer, während zwei Batterien unserm Dorfe gegenüber beobachtend stehen blieben.

Das Wetter war an diesem Tage wunderschön; die Seine zog mit ihrem herrlichen blauen Wasser im Thale dahin, während die Wälder nach

* Ein Bruder des Verfassers — Enno D.

St. Germain zu vom goldenen Sonnenschein durchblitzt wurden. Dieser schöne Frieden der Natur wurde nun plötzlich vom Gebrumme der Kanonen, dem widrigen Gerassel der Mitrailleusen und dem Geknatter des Gewehrfeuers gestört, und bald war die ganze Gegend von dichtem Pulverdampf bedeckt. Wir wurden jetzt eilends alarmiert und im Laufschritt ging es zur Unterstützung unseres Bataillons nach Chatou. In größter Ordnung zogen die Verstärkungen vom Gros heran und nahmen die zurückweichenden Vorposten auf, um mit ihnen vereint dem Feinde Halt zu gebieten. Die erste Wirkung war, daß ein Bataillon Mobilgarden sofort umkehrte und, trotz des Widerstrebens der Offiziere, bis Carrieres gegenüber zurückwich und hier friedlich die Gewehre zusammensetzte, um in Ruhe das Schauspiel genießen zu können, wie ihre Kameraden sich für sie herumschlugen.

Anders dachte die Artillerie. Unterstützt durch die Großmäuler des Mont Valérien avancierte sie kühn, aber auch ebenso leichtsinnig und trieb endlich den Scherz so weit, daß sie einzelne Geschütze den zurückgehenden Vorposten in den Wald von Bougival nachsandte. Aber schneller, als diese in den Wald hineingefahren, jagten sie wieder heraus, nur zwei Geschütze mitsamt den Bedeckungstruppen behielt sich die Garde-Landwehr als Andenken zurück. — In derselben Zeit floh die Infanterie, von dem 5. Armeecorps unsanft empfangen, gegen Bougival und La Malmaison zurück. Vor La Malmaison — bekannt durch sein Schloß, auf dem die unglückliche Josephine, von Napoleon geschieden, ihr friedloses Dasein führte — zieht sich eine hohe, lange Parkmauer hin; sie hinderte die Mobilgarde am Weiterfliehen; hier ereilten die verfolgenden pommerschen Landwehrleute die Unglücklichen, und es wiederholte sich hier jener Kampf aus den Freiheitskriegen, indem die Pommern ihre Gewehre umkehrten, um mit dem Kolben zu hämmern, denn so „flutschte" es besser. Man hat nicht mit Unrecht die Bemerkung gemacht, daß die Kämpfe, in denen Landwehr gefochten, zu den blutigsten zählen. Und ist es auch ein Wunder, daß ein bejahrter Mann, der, seiner Familie entrissen, um sein Leben den Wagnissen eines frevelhaft heraufbeschworenen Krieges darzubieten, nicht geneigt ist, kavaliermäßig sich mit dem übermütigen Feinde zu messen? Der Ausfall war bald auf allen Seiten zurückgewiesen. Nur der Mont Valérien grollte die ganze Nacht hindurch und suchte alle Vorposten-Cantonnements, so weit er sie erreichen konnte, heim.

Was uns noch besonders an diesem Tage befremdet hatte, war, daß wir mit bewaffnetem Auge deutlich einen bunten Damenflor auf der Terrasse des Mont Valérien sahen. Es waren vornehme Pariser Damen, denen die Freundschaft des Kommandanten einen Zuschauer-Platz verschafft hatte zu dem interessanten Schauspiel, wie sich die bâts aus der Provinz für die besseren Pariser gutmütig totschlagen ließen. Für uns Deutsche, die wir

unter unsern Idealen auch das von edler Weiblichkeit, von der reicheren Natur der Frauen hegen, war dies ein Anblick, der uns die Zornesröte auf die Wangen trieb. Am späten Abend kehrten wir in unser Cantonnement zurück."

Sonderlich hartnäckige und wiederholte Kämpfe wurden um das Dorf Le Bourget geführt, das nördlich von Paris liegt. Dieses Dorf war nur von einer preußischen Kompanie besetzt, und als am 28. Oktober die Franzosen unter dem Schutze eines dichten Nebels vorgingen, mußten die Deutschen den Ort räumen. Es galt nun, das Dorf wieder zu gewinnen. Der 30. Oktober wurde dazu angesetzt. Genau zur festgesetzten Stunde standen die Truppen in ihren Stellungen. Punkt 8 Uhr blitzte es auf dem rechten Flügel der Artillerie auf, ein scharfer gellender Knall folgte, sausend fuhr die Granate ins Dorf. Bald aber folgte ein furchtbares Feuer. Blitz auf Blitz zuckte auf. Wenige Schritte nur hinter der Artillerie stand die Infanterie. Da erscholl der Befehl zum Vormarsch. Im Laufschritt ging es vorwärts. Bis an die Knöchel sanken die Leute in dem aufgeweichten Lehmboden, und die nahen Forts warfen ihre Kugeln in die anrückenden Kolonnen. Endlich erreicht die Infanterie das Dorf. Aber da hindern starke Gartenmauern das Vordringen. Doch nein, auch das ist vorgesehen. Hier ist die Pionierkompanie. Bald wanken die Mauern, schnell sind mehrere Breschen geschlagen und durch sie hindurch dringen die tapferen Scharen, um Kolben und Bajonett ein Wort Deutsch reden zu lassen. Nun galt es, den Feind aus den einzelnen Häusern zu vertreiben, und es begann nun ein schwerer, dreistündiger Kampf im Dorfe selbst. Endlich war auch diese Arbeit gethan. Über 1400 Gefangene wurden im Dorfe gemacht; schmerzlich waren aber auch die Verluste der preußischen Regimenter Königin Augusta und Elisabeth und des Garde-Schützen-Bataillons.

„Der Rest des Monats Oktober," erzählt unser Jäger weiter, „verging uns ohne weitere Vorfälle; das Beschießen des Cantonnements war bedeutungsvoller für den Geldbeutel der Franzosen, als daß es uns sonderlich beunruhigt hätte. Mehrere Bürger fielen den Geschossen zum Opfer, die Kirche und eine Anzahl Häuser wurden demoliert, wir hatten in der ganzen Zeit nur wenige Verwundete und zwei oder drei Tote. Dagegen war der Typhus in erschrecklicher Weise ausgebrochen und hielt trotz der vorzüglich eingerichteten Lazarette und trotz der sorgsamen Behandlung eine reichliche Totenernte. Als einige Tage hintereinander stets nach unserer Wache geschossen wurde, kam der Herr Cantonnements-Kommandeur auf den ihm unbeneideten — schlauen Gedanken, den armen unschuldigen katholischen Pastor, der in seiner Person die Würde des Predigers mit der eines wohlbestallten Maire verband, jedesmal wenn der Mont Valérien die Wache zum Zielobjekt gewählt hatte, in die Wachstube holen zu lassen. Da saß denn

der wohlbeleibte, alte Herr in Todesängsten unter den Ketzern und machte bei jeder Granate unwillkürliche Verbeugungen und fürchtete jeden Augenblick sterben zu müssen. Das Urteil über diese in vorliegendem Falle allerdings als probat erwiesene Maßregel darf ich wohl andern überlassen.

Im Anfang Dezember wurden wir in Carrières St. Denis abgelöst und marschierten mit den übrigen Kompanien nach Saunois, das heißt in die Vorpostenstellung vor St. Denis. St. Denis ist das am weitesten vorgeschobene Bollwerk von Paris, eine Stadt etwa zwei Meilen von der Enceinte entfernt, mit der weltberühmten Kathedrale, in der sich die Gräber der französischen Könige befinden. Die Stadt ist von zwei Forts, dem de la Briche im Westen, dem de l'Est im Osten, und von einem Doppelfort, der double Couronne du Nord, umschlossen. Doch trotz dieser formidablen Befestigungen ist St. Denis keineswegs uneinnehmbar, wie auch später das Bombardement bewies, da im Norden der Stadt sich bedeutende Höhen erheben, die geeignete Punkte zur Beschießung darbieten. Unser Cantonnement lag nur eine knappe Stunde vor der Couronne de la Briche, war aber vor dem Feuer derselben durch den Moulin, den Mühlenberg, gedeckt, der von unsern Truppen besetzt war. Man hatte auch den Versuch gemacht, den La Platers mit Geschützen zu armieren, doch war das feindliche Feuer, wie der Ausfall am 30. November zeigte, weit überlegen, so daß unsere Artillerie gar nicht zum Schuß kommen konnte. So hatte man sich begnügt, einige aufgeworfene Sandschanzen mit Baumstämmen zu armieren, die nun von den Franzosen wirkungslos beschossen wurden. Der Mühlenberg dagegen hatte in seine verdeckt angelegten Schanzen zwei Batterien aufgenommen, die besonders die Kanonenboote auf der Seine fassen sollten, und welche sie auch wirklich faßten. So war es beim Ausfall am 30. November geschehen. Gegen Abend dieses Tages nämlich war plötzlich die Marineinfanterie unter ihrem Admiral Ronciere-le-Noury aus St. Denis hervorgebrochen und hatte sich, nachdem sie die Feldwachen des 71. Regiments teils überrumpelt und gefangen genommen, teils über den Haufen gerannt hatte, im Nu im Besitz des Dorfes Epinai gesetzt. Sie wußten ihr Vordringen um so überraschender dadurch zu machen, daß sie den überfallenen Feldwachen die Helme abnahmen und so die Alarmkompanieen, die durch die Pickelhauben getäuscht wurden, ebenfalls in dem ersten Moment der Bestürzung aus dem Dorfe drängen konnten. Zu gleicher Zeit waren auch in der linken feindlichen Flanke die Kanonenboote auf der Seine erschienen und hatten ein ebenso lebhaftes als wohlgezieltes Feuer auf den La Platers und die Feldwachen an der Seine eröffnet. In diesem kritischen Augenblicke demaskierten der Moulin und Orgemont ihre Geschütze, und eine der ersten Granaten legte ein Kanonenboot brach, ein Meisterschuß, der dem guten Schützen das eiserne Kreuz einbrachte. — Mittlerweile hatte sich das

71. Regiment hinter Epinai gesammelt, und der Vorpostenkommandeur stürmte sofort mit kaum fünf Kompanien in das von einer bedeutenden Übermacht besetzte Dorf. In den Straßen kam es zum Handgemenge, um jedes einzelne Haus wurde gekämpft, selbst in den Häusern mußte noch jedes Stockwerk einzeln genommen werden. Nach Verlauf einer Stunde waren die Marinesoldaten trotz ihres tapferen Widerstandes wieder aus dem Dorfe hinaus nach St. Denis zurückgeworfen.

Dieser kurze Besitz Epinais sollte Herrn Gambetta Gelegenheit zu einem seiner vielen glänzenden Irrtümer werden. Der Bericht von der Einnahme des Dorfes nämlich, von General Trochu nebst übertriebenen und unklaren



Gambetta auf der Rednerbühne.

Berichten über einige Gefechte im Südosten von Paris, in eine Depesche zusammengefaßt, welche mit einem Luftballon abging, gab die Veranlassung zu Proklamationen und Maßnahmen an der Loire, höchst bezeichnend für Leon Gambettas sanguinisches Temperament und seinen Mangel an militärischem Urteil.

Der Ballon mit der Depesche Trochus ging am 30. November abends ab und ward verschlagen, so daß er bei Belle-Isle en Mer niederging. Von dort ward die Depesche nach Tours telegraphiert, dem Sitze der provisorischen Regierung, ehe sie sich veranlaßt fühlte, ihren Schwerpunkt — wie einst der Bundestag von Frankfurt noch den Mohren in Augsburg — nach Tours zu verlegen. Zunächst veranlaßte der Umstand, daß die Depesche nicht direkt per Ballon kam, bei Gambetta den Glauben, sie sei ganz auf

dem Landwege, also nach Durchbrechung der deutschen Cernierungslinie, von Paris gekommen, dann brachte der Name Epinai ihn auf die Idee, es sei das Epinay gemeint, welches südöstlich von Longjumeau liegt, und er schloß, Admiral Ronciere-le-Noury müsse die Avantgarde einer Ausfallsarmee kommandieren, welche nach einem großen Siege die Verbindung mit der Loirearmee herzustellen im Begriffe sei.

Er erließ demzufolge am 1. Dezember Proklamationen des Inhalts, daß der Zeitpunkt des endlichen Sieges Frankreichs nahe bevorstehe, nur noch eine große Anstrengung der Loirearmee sei nötig. General Trochu stehe mit einer siegreichen Armee von 150,000 Mann bei Brie, 12 Meilen von Paris (Brie liegt 2 Meilen von Fort Nogent); „der Admiral Ronciere-le-Noury," fährt er fort, „hat einen herrlichen Schlag ausgeführt. Immer in der Richtung auf Hay und Chevilly, ist er auf Longjumeau vorgegangen (was notabene genau in der entgegengesetzten Richtung liegt), und man hat die Stellungen von Epinay, noch über Longjumeau hinaus, Stellungen, die von den Preußen verschanzt waren, genommen." Zugleich erteilte er den Generälen Befehle, unverzüglich gegen Paris vorzurücken. Dort aber waren die wirklichen Vorteile und Erfolge, die denn doch in Wahrheit etwas geringer waren, schon eher wieder verloren gegangen, als der Diktator in Tours seinen Mund zu etlichen Rodomontaden geöffnet hatte.

Ein zweiter Angriff auf Epinai erfolgte, wiederum zugleich zu Lande und auf dem Seineflusse, am 21. Dezember. Wir waren am Morgen um 6 Uhr in die Vorpostenstellung zurück und hatten auf unserer Feldwache, die gerade unter dem La Platers lag, soeben unser Gepäck abgelegt, und die Glücklichsten unter uns hatten einen Platz an der Vorrichtung, die sehr unpassend mit dem Namen Ofen belegt wurde — denn es war ein Erdloch, in dem ein Feuer von Weinpfählen unterhalten wurde, und darüber hatte man einen großen blechernen Trichter aufgehängt, durch den der Rauch abziehen sollte, aber nicht abzog — erlangt, wo sie sich zwei Stunden, bis an sie die Reihe kam, auf Doppelposten zu ziehen, zu wärmen gedachten, da kam von den Posten die Meldung, daß die Kanonenboote heizten und die Eisenbahn von Paris nach St. Denis stark befahren würde. Während eine Patrouille an den Hauptmann abgeordnet wurde, und diese noch brummend und knurrend, daß die Franzosen gerade einen Ausfall machen müßten, wenn sie einmal einen Platz am Ofen erlangt hätten, nach ihren Büchsen suchte, ging der Skandal schon von allen Seiten los. Über unsere Baracke weg zogen die Granaten pfeifend nach dem La Platers und von Epinai ging unsere Postenkette feuernd zurück. Mit Mühe und Not kamen wir noch in die Laufgräben, da die Zugänge zu denselben, die vom Montmartre gut übersehen werden konnten, von den Kanonenbooten aus schon durch Granaten

unpassierbar gemacht worden waren. Am Berge von Montmagny zu unserer Linken stieg schon die feindliche Linie hinauf, scharf markiert durch eine langgezogene weiße Wolke Pulverdampfes. Reißend schnell avancierte sie zuerst, begann aber bald zu stocken, kam dann zum Stillstand, um endlich in Eile wieder den Berg hinabzusinken. Endlich kamen auch wir zur Aktion. Wir hatten uns im schnellsten Tempo — man kann bei solchen Gelegenheiten weit ausschreiten — Epinai genähert und waren dann unter dem feindlichen Feuer in das Dorf gestürmt, wo wir uns hinter Gartenmauern und in den Häusern einnisteten. Hinter uns fuhr indessen die Feldartillerie auf und begann ein Konzert — immer fortissimo — über unsere Köpfe hinweg. Die französische Infanterie schien durch den Mißerfolg ihrer Brüder in Montmagny das erste Feuer eingebüßt zu haben und kam in den Chausseegräben und Ackerwellen nur langsam heran, wie gewöhnlich mit einer unendlichen Masse, aber sehr schlecht gezielter Kugeln uns überschüttend. Als sie so recht schußgerecht waren, blieben wir ihnen die Antwort nicht schuldig, und bald gelang es uns, auch hier ihr Vordringen zu hemmen. Die ganze Affaire hatte auf Seiten der Herrn Franzosen keinen rechten Zug und verlief endlich, wie immer, im Sande, als unsere Artillerie die Brummer auf der Seine zum Stillschweigen gezwungen. Mittag kehrten wir wieder in unsere Baracke zurück, um friedlich weiter unseres Postens zu hüten. Das arme Epinai war von neuem schrecklich verwüstet, die Kirche war besonders stark mitgenommen. Wir sammelten in feierlicher Prozession die Granaten, welche um die Feldwache herum gefallen waren, ohne zu krepieren, und begruben sie unter erhebenden Wechselreden mit Weinpfählen.

Dieser Ausfall richtete sich auch auf das schon erwähnte le Bourget, das nur von einem Bataillon vom Regiment Elisabeth und einer Kompanie Gardeschützen besetzt war. Es gelang dem Feinde, von dem Geschützfeuer des nahen Forts de l'Est und starker Feldartillerie unterstützt, den Nordeingang des Dorfes durch eine Seitenschwenkung zu gewinnen und sich in den Besitz mehrerer Gehöfte sowie des Kirchhofes zu setzen, wobei 125 Grenadiere, die sich heldenmütig verteidigt hatten, in die Hände des Feindes fielen. Doch nach wenigen Stunden schon wurde der Feind durch neue Truppen wieder aus dem Dorfe getrieben. —

Bei diesen Ausfällen hatte auch der wortbrüchige General Ducrot den Mund gehörig voll genommen. „Denkt," so hieß es in seiner Proklamation an seine Truppen, „denkt an Eure verwüsteten Felder, an Eure ruinierten Familien, an Eure Schwestern, Eure Frauen, Eure trostlosen Mütter! Möge dieser Gedanke Euch mit demselben Durst nach Rache, derselben dumpfen Wut erfüllen, welche mich beseelt!" Ducrot schloß seine Proklamation mit den Worten: „Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, und ich schwöre es Euch und der ganzen Nation, nur tot oder sieg-

reich nach Paris zurückzukehren. Ihr könnt mich fallen, werdet mich aber nicht zurückweichen sehen. Im ersteren Falle stutzt nicht, aber rächt mich!"

Dieser General Bombast kehrte allerdings nach Paris zurück; statt aber als Sieger, oder doch als Leiche mit einer neuen Proklamation, daß der Kampf nur unterbrochen sei und wieder aufgenommen werden würde. Der Pariser Gassenwitz nannte aber den weder tot noch siegreich zurückgekommenen den „General Keinsvonbeiden".

Auch Gambetta feierte die vergebens unternommenen Kämpfe der Pariser als „Siege". „Das auf einen Augenblick verschleierte Genie Frankreichs," so schrieb er, „erscheint wieder. Der Eindringling ist jetzt auf dem Wege, wo ihn das Feuer unserer aufgestandenen Bevölkerung erwartet. Dieses ist, Bürger, was eine große Nation vermag, welche den Ruhm ihrer Vergangenheit aufrecht erhalten will, die ihr Blut und das des Feindes nur für den Triumph des Rechts und der Gerechtigkeit in der Welt vergießt. Frankreich und das Weltall werden niemals vergessen, daß es Paris ist, welches zuerst dieses Beispiel gegeben, diese Politik gelehrt und so seine moralische Oberherrschaft gegründet hat, indem es dem heroischen Geiste der Revolution getreu blieb: Es lebe Paris! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine und unteilbare Republik!"

Freilich half all dies Phrasenmachen den Parisern nichts, kein einziger Deutscher ging an einer französischen Phrase zu Grunde. —

Schon drei Monate hatte die Einschließung von Paris gedauert; es kann also nicht Wunder nehmen, daß in der Cernierungsarmee, wie auch in ganz Deutschland die lange zurückgehaltene Ungeduld sich doch endlich die Frage erlaubte, warum es denn so lange dauere? Warum man nicht frischweg das moderne Babylon bombardiere? — Alle die so fragten, bedachten die Schwierigkeit der Beschießung nicht. Brauchte es doch zu einem wirksamen Bombardement der größten Festung der Welt eines ungeheuren Materials von Geschützen und Geschossen des schwersten Kalibers, deren Transport bei den schlechten Wegen überaus schwierig war.

Da — die Truppen hatten eben das Weihnachtsfest nach deutschem Brauch, doch mit französischen Tannenbäumen gefeiert — kam der lang ersehnte Befehl zum Bombardement. Die Befestigungen des Mont Avron sollten zuerst beschossen werden. Am Abend des 26. Dezember, wie auch während der Nacht, wurden die Waldstätten, hinter denen die Batterien angelegt waren, Baum um Baum angesägt. Am nächsten Morgen um 4 Uhr aber wurden die Bäume umgelegt und so die Geschütze demaskiert. Zwar war der Himmel des 27. Dezembers stark bewölkt und es fiel Schnee. Dennoch ertönte etwa um 4 Uhr früh der Befehl: „Erstes Geschütz Feuer!" Berstend fiel das erste Geschoß, begleitet vom Jubelgeschrei der Artilleristen,

in die Werke des Mont Avron. Im furchtbaren Chorus fielen andere Batterien ein. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der französischen Besatzung. Alle strömten in wilder Flucht heulend auseinander bis mitten in die Stadt hinein. Am folgenden Tage, als der Mont Avron nur noch selten feuerte, schickte man Patrouillen gegen die Höhen und fand die französischen Truppen im Abziehen begriffen. Sie hatten alles im Stich gelassen, Lafetten, Protzkasten, Munition, ja, selbst ihre Toten.

Schon am 29. Dezember wurde das Fort Rosny mit furchtbarer Wirkung beschossen. Für bombenfest gehaltene Kasematten wurden von Kugeln durchbohrt. Vom 5. Januar an beschoß man auch die Südforts. Alle Batterien der Belagerer hatten telegraphische Verbindung mit Versailles. Diese Telegraphenstationen waren in bombenfesten Räumen eingerichtet. Als neuer Ausrüstungsgegenstand war diesen Bureaux eine bedeutende Quantität Baumwolle geliefert, womit die Telegraphisten sich die Ohren bei dem Höllenkonzert verstopfen konnten.

Ein Augenzeuge berichtet: „Das Gedröhne der gezogenen Mörser ist so stark, daß der Tisch, auf dem ich schreibe, nicht zittert, sondern zu springen scheint. Die Geschosse der 50pfündigen Mörser, teils preußische, teils bayerische Prachtexemplare der artilleristischen Kunst, wiegen nicht weniger als zwei Centner und reichen 10,000 Schritt weit. Sie helfen, alles zerstörend, was von ihnen getroffen wird, den breschelegenden 24pfündigen, ebenfalls gezogenenen Geschützen nach. Es ist, als sollten wir alle in die Luft fliegen, so stark erdröhnt der Erdboden unter uns und so heftig erzittert die Luft rings um uns her.“

Bis in die Stadt hinein, fünf Meilen weit, flogen die Geschosse. Paris trotzte aber immer noch. Doch wurde der Mangel von Tag zu Tag erschrecklicher. Schon Ende November hatte man angefangen, Ratten zu speisen. Auf Hunde und Katzen wurde förmlich Jagd gemacht. Noch am 8. Dezember rief das „Paris Joural“ pathetisch: „Wie unsere Feinde sich täuschen und nicht merken, daß in Paris alles Modesache ist und gerade die Reichen, ja, die Reichsten Ratten speisen! Ein Restaurateur von Ruf stellte eine delikate Schüssel aus diesen Nagern her, er machte sie mit Champagner, Wein und starken Gewürzen zurecht. Das Stück wird mit 60 Centimes bezahlt; Paris hat mehr als zwanzig Millionen Ratten in seinem Bereiche!“

Aber ein größerer Feind als der Hunger war für Paris der Pöbelhaufen. Das „Kochen im eigenen Safte“ begann.* Das Ungeheuer, „Commune“ genannt, gewann Leben. Paris mußte fallen. —

Doch wir müssen hier die Darstellung der kriegerischen Ereignisse unterbrechen.

---

* „Paris mag sich in seinem eigenen Safte kochen!“ So lautet ein Wort Bismarcks. Und auch Blücher hatte einst gesagt: „Paris wird an Paris sterben!“



Jules Favre begiebt sich zu Waffenstillstandsverhandlungen nach Versailles.

Siebzehntes Kapitel.

Die Gründung des Deutschen Reiches und der Fall von Paris.

(1871.)

„Es stritt mit uns im Gliede
Kein Freund als Gott allein;
So mög' denn auch der Friede
Ein deutscher Friede sein.“
Em. Geibel.



Was man seit langem schon gehofft, was die Besten im deutschen Volke vergeblich angestrebt, was patriotische Dichter in vielen Liedern gepriesen hatten: die Einigung Deutschlands — das sollte als die schönste Trophäe von den Siegern von Sedan in die Heimat zurückgebracht werden. Das Blut, mit dem alle deutschen Stämme den Boden Frankreichs getränkt hatten, sollte den Kitt der deutschen Einheit bilden, und im Herzen Frankreichs selber, im Schlosse zu Versailles, von wo aus unter Ludwig XIV. am erfolgreichsten an der Schwächung Deutschlands gearbeitet worden — gerade hier sollte das deutsche Kaisertum wieder aufgerichtet werden.

Schon als bei Weißenburg und Wörth Nord- und Süddeutsche in schöner Waffen-

brüderschaft den Feind schlugen, mehr noch, als bei Sedan alle deutschen Stämme vereint den entscheidenden Sieg erkämpften, erhob sich im ganzen deutschen Volke der Ruf nach Kaiser und Reich. Wenn auch jetzt, angesichts der Erfolge auf französischem Boden, welche das Wort: „Einigkeit macht stark!“ so gewaltig bekräftigt hatten, wenn auch jetzt das Jahrhunderte alte Sehnen und Träumen des deutschen Volkes sich nicht erfüllte, dann waren wohl die Hoffnungen für ein geeintes Deutschland für immer dahin.

Zwar hatten noch vor fünf Jahren Nord- und Süddeutsche in bitterer Fehde gelegen — aber, was damals im Norden wie im Süden gefehlt wurde, war in den großen Tagen des Jahres 1870 schnell vergessen worden, zumal der junge König Ludwig von Bayern sich voll und ganz für die deutsche Sache erklärte. Bayern trat auch zuerst wegen Eintritts in den Norddeutschen Bund mit Preußen in Unterhandlung.

Während jedoch Baden und Hessen ohne Rückhalt Aufnahme in den Bund begehrten, wollte Bayern und auch Württemberg sich Separatrechte sichern. Bismarck, der sich den Verhandlungen fern hielt, weil er durchaus keinen Druck ausüben wollte, riet zum Nachgeben, damit nicht über dem Wünschenswerten das Erreichbare verloren gehe. Die Ausnahmebestimmungen bezogen sich auf die selbständige Militärhoheit des Königs von Bayern über seine Truppen während des Friedens, die selbständige Verwaltung der Eisenbahnen, des Post- und Telegraphenwesens in Bayern und Württemberg und andere weniger wesentliche Punkte. Über diese „Sonderbündelei“ herrschte freilich Unwillen. „Doch,“ so erklärte Treitschke, „dieser vollberechtigte Unwille muß schweigen vor einer höheren Pflicht, vor der Treue, die wir unseren süddeutschen Landsleuten schulden. Das Volk des Südens beginnt wieder zu hoffen und zu vertrauen; seine lange mißachteten Fahnen hängen voll herrlicher Kränze. Jetzt sitzen in den bayrischen Alpen, wo vordem der Name Deutschlands kaum gehört ward, die Bauern zusammen und beschauen die Mitrailleusenpatronen und lauschen den Erzählungen ihrer verstümmelten Söhne, die auch mit dabei gewesen, und wenn ein Verwundeter in seiner Heimat stirbt, dann richtet ihm die Gemeinde das Begräbnis an und schreibt auf den Stein: ‚Gefallen auf dem Schlachtfeld deutscher Ehre!‘ Das Vaterland, vor kurzem noch ein leerer Schall, ist jetzt eine ernste, heilige Wahrheit.“

So wurden denn auch die Verträge vom Norddeutschen Reichstage mit großer Stimmenmehrheit genehmigt und auch die Abordnung einer Deputation in das königliche Hauptquartier beschlossen, um den König zu bitten, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk vollständig zu machen. Vorher schon hatte Prinz Luitpold von Bayern dem König Wilhelm ein Schreiben des Königs Ludwig übergeben, worin derselbe den König

ersuchte, das Deutsche Reich und die deutsche Kaiserwürde wiederherzustellen und mit Zustimmung der deutschen Fürsten den Kaisertitel anzunehmen.

Es war am 18. Dezember, als die Reichstagabgeordneten in Versailles dem Könige die Adresse des Reichstags übergaben. Wieder nahte sich also eine Kaiserdeputation dem preußischen Throne, geführt von demselben Präsidenten Simson, der vor einundzwanzig Jahren die Kaiserbotschaft des Frankfurter Parlaments nach Berlin gebracht. Das damals von König Friedrich Wilhelm IV. gesprochene Wort: „Die Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden" war ja nun erfüllt.

König Wilhelm empfing die Deputation nach dem Gottesdienste im großen Empfangssaale der Präfektur im Beisein der im Hauptquartier weilenden Fürsten sowie Bismarcks, Moltkes und Roons und vieler hoher Offiziere.

Tiefe Stille herrschte, als der Präsident Dr. Simson die Adresse überreichte. „Eure Majestät", sagte er, „empfangen die Abgeordneten der Hauptstadt in einer Stadt, in welcher mehr als ein verderblicher Heereszug gegen unser Vaterland ersonnen und ins Werk gesetzt worden ist. Nahe bei derselben sind — unter dem Druck fremder Gewalt — die Verträge geschlossen, in deren unmittelbarer Folge das Reich zusammenbrach.

„Und heute darf die Nation von eben dieser Stelle her sich der Zusicherung getrösten, daß Kaiser und Reich im Geiste einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen giebt, in beiden die Gewißheit von Einheit und Macht, von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zuteil werden."

Der König erwiderte: „Mit tiefer Bewegung hat mich die durch Seine Majestät den König von Bayern an mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten Deutschen Reichs erfüllt. Sie, meine Herren, bringen mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß ich mich dem an mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge.

„Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Reichstages entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht mein eigenes Gefühl, auch nicht mein eigenes Urteil meinen Entschluß bestimmen kann.

„Nur in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf.

„Es wird Ihnen wie mir zur Genugthuung gereichen, daß ich durch Seine Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das

Einverständnis aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

Der König schritt nun auf den Präsidenten Simson zu, begrüßte ihn auf das huldvollste, reichte dann allen Mitgliedern die Hand, und sprach mit jedem einige freundliche Worte. Ein Hoch des Präsidenten auf den König Wilhelm schloß die Feier.

Natürlich ließ es der König, der immer etwas zum Feierlichen und Pathetischen neigte, bei dieser einfachen Annahme der gebotenen Kaiserkrone nicht bewenden. Er ordnete vielmehr an, daß er am Jahrestage der Königskrönung, am 18. Januar, feierlich im Schlosse von Versailles sich zum deutschen Kaiser proklamieren werde.

Und so war denn auch am 18. Januar morgens das ganze militärische Versailles auf den Beinen, zu Pferde und zu Wagen, und zog durch das Gitterthor in den Schloßhof. Vom Mittelbau des Schlosses wehte die rote Königsflagge mit dem Kreuz und den Adlern.

Die nun folgenden Ereignisse schildern Augenzeugen also: Zu beiden Seiten der Avenuen und Boulevards zwischen dem Präfekturgebäude und dem Schlosse warteten die blanken deutschen Krieger, um ihren Kriegsherrn auf der Fahrt dahin mit jauchzendem Zuruf zu begrüßen, und bildeten Spalier bis zu der prächtigen Eingangspforte des Königspalastes, dessen beide Flügel in großen goldenen Buchstaben die Inschrift zeigen: „A toutes les gloires de la France." Andere Kriegergruppen standen auf den Stufen des großen bronzenen Reiterstandbildes Ludwigs XIV., das auf der Mitte des Schloßhofes sich erhebt, umgeben von den Standbildern der französischen Kriegshelden dreier Jahrhunderte, von Bayard bis Massena.

In dem prunkvollen Spiegelsaale des Schlosses, dessen Deckengemälde die Vergötterung Ludwigs XIV. und die Erniedrigung der Nachbarmächte, Deutschland, Holland und Spanien, vor seinem Throne vorstellen, versammelten sich die Zeugen des weltgeschichtlichen Aktes, der hier begangen werden sollte. Vor dem Mittelpfeiler der langen Gartenseite des Saales war der Altar errichtet; zu beiden Seiten desselben standen die Mannschaften, an der gegenüberliegenden Spiegelwand die Offiziere der verschiedenen Heeresabordnungen. Auf der erhöhten Estrade vor der schmalen Ostseite waren die Fahnen, die als stumme Zeugen zu der Feier entboten waren, aufgepflanzt, von Unteroffizieren, mit dem Schmucke des Eisernen Kreuzes auf der Brust, gehalten. Der Raum vor dem Altar war frei.

Um Mittag verkündeten zunehmender brausender Jubelruf von der Straße herauf und die Klänge der Volkshymne vom Musikchor der auf dem Schloßhofe aufgestellten Ehrenwache der Königsgrenadiere die Ankunft des Königs, welcher vom Kronprinzen unten empfangen und nach dem innern Schlosse geleitet wurde.

Der König trat in den freien Raum vor dem Altar. Um ihn gruppierten sich im Halbkreise die Prinzen des königlichen Hauses und die im Hauptquartier anwesenden deutschen Fürsten, weiter rückwärts die Minister und Generäle. Auf ihrem äußersten linken Flügel stand Graf Bismarck. Aus seinen Augen leuchtete noch etwas anderes als die männliche Begeisterung, die alle Anwesenden beseelte; — es war das Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott und der hellen Freude darüber, daß es ihm vergönnt gewesen, an hervorragender Stelle dahin zu wirken, daß dieser große weltgeschichtliche Augenblick für seinen König und sein Vaterland gekommen war.

Es folgten die Liturgie und die Predigt, welcher der Hofprediger Rogge den 21. Psalm untergelegt hatte: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, denn du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt" u. s. w. Er wies auf das gotteslästerliche Wort Ludwigs XIV., welches in goldenen Buchstaben an der Decke des Saales funkelte: „Le roi gouverne par lui-même" (Der König regiert kraft seiner selbst), zeigte, wie dieses Wort und der Hochmut der Herrscher Frankreichs zu Schanden geworden, wie Gott die bösen Anschläge der Feinde Deutschlands vereitelt und zum Heile des Vaterlandes gelenkt habe, und schloß mit den Worten: „Was unsere Väter in der Erhebung früherer gewaltiger Kriege gegen denselben Feind vergebens ersehnt haben, wofür die Jugend in edler Begeisterung geschwärmt, was die Sänger jener Tage in hellen Tönen gesungen, was die Lieder und Sagen unsers Volkes nur als einen fernen Traum uns verkündet haben — wir sehen es heute zur Wirklichkeit geworden. Der HErr segne das Reich, seine Fürsten und Stämme, er befestige sie in dem Bande der Eintracht und Treue!"

Mit dem Gesange des Liedes „Nun danket alle Gott" schloß die kirchliche Feier. Darauf durchschritt der König die Versammlung und bestieg die Fahnenbühne. Er trat an den Rand der obersten Stufe vor, zu seiner Rechten der Kronprinz, zu seiner Linken der Bundeskanzler, weiter zurück die Fürsten und Prinzen. Der König verkündete unter Vorlesung der Urkunde die Neubegründung des Deutschen Kaiserreichs und übergab darauf dem Kanzler die Proklamation an das deutsche Volk, welche dieser mit lauter Stimme vorlas:

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen — nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende Deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Norddeutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Freien Städte Folge zu leisten und die



Bismarck verliest die Kaiser-Proklamation.

Deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der Deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem Deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!"

Der Kanzler trat zurück. Der Großherzog von Baden nahte dem Rande der Estrade, hob den Helm und rief mit lauter Stimme: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Mit Begeisterung stimmte die Versammlung ein und die Musik spielte die Volkshymne: „Heil dir im Siegerkranz!"

Und ein Hochruf brach aus der Versammlung mit einer Sturmesgewalt und brausendem Donner, als ob jenes Wort des Fürsten der elektrische Funke gewesen wäre, der in eine Mine geschlagen hätte. Die Hände reckten sich auf zum Gruß und Schwur, die Helme wurden geschwungen, die Blicke leuchteten und dreimal rollte der Ruf an den Spiegel- und Marmorwänden hin und hallte von der gewölbten Decke wieder. Das Heer hatte seinen Kaiser proklamiert und aus voller Brust seinen kräftigsten Segen dazu gegeben.

Aus des Königs Augen stürzten die Thränen. Er drückte dem Großherzoge die Hand, der Kronprinz neigte sich tief und schien die des Vaters küssen zu wollen. Der Bruder, die Vettern und Fürsten umgaben ihn, beglückwünschend, händeschüttelnd, von ihm diese begrüßt, jene umarmt.

Aber auch die Franzosen hatten eine Antwort auf die Kaiserproklamation. Am 19. Januar — die Kugeln der Belagerer erreichten nun schon das rechte Seineufer — unternahm Trochu mit seinen besten Soldaten einen Massenausfall, einen letzten, verzweifelten Versuch. Vergeblich! Nach schweren Verlusten, die nach Tausenden zählen, muß Trochu mit dem jämmerlichen Rest seiner Truppen hinter die schützenden Mauern zurück.

Mit Heftigkeit wurde in den folgenden Tagen das Bombardement fort-

gesetzt. Der Ernst der Lage ließ sich in Paris doch nicht verkennen. Am 22. Januar legte General Trochu sein Amt nieder; so, in höchst bequemer Weise, löste er sein Wort, nie zu kapitulieren. Die Roten regten sich. Sie rotteten sich zusammen und riefen: „Vive la commune!“ Die Regierung, erschüttert durch den Kampf gegen die eigene Brut, entsagte der Hoffnung, und Favre ersuchte am 23. bei dem Grafen Bismarck in einem Schreiben um die Erlaubnis nach, sich in Versailles einfinden zu dürfen. Um 5 Uhr kam die zustimmende Antwort Bismarcks.

„Um 6 Uhr,“ so berichtet Favre, „erreichten wir (Favre und Hauptmann d'Hérisson) die Sèvresbrücke und nach ziemlich langem Warten unter einem von Kugeln durchlöcherten Schuppen bestiegen wir ein kleines Fahrzeug, welches sich mühsam zwischen den treibenden Eisschollen des Flusses hindurcharbeitete, auf dessen Fläche die Flammen des Brandes von St. Cloud ihren düsteren Schein warfen.

„Ich war zwar darauf vorbereitet, mit einer besonderen Bitterkeit die Schrecknisse dieser Stunde zu empfinden; sie war indessen auch ganz darnach angethan, um mich mit Schmerz zu erfüllen, und ich würde gerne unser gebrechliches Fahrzeug sich haben aufthun sehen, aus dem Herr von Hérisson, ohne zu ermüden, das Wasser wieder ausschöpfte, welches durch die von preußischen Kugeln gerissenen Öffnungen eindrang. Beinahe in gleicher Höhe mit der Oberfläche dieses düsterroten Gewässers sitzend, welches mir gleichsam mit Blut gemischt schien, vor mir die schwarzen Umrisse der Gebäude, aus denen Wirbel von Feuer und Rauch aufsprühten, glaubte ich einen Augenblick der Last zu erliegen, die ich auf mich genommen hatte, und fürchtete, von ihr erdrückt zu werden. Für diese große Stadt, die ich verließ und deren in Nacht gehüllte Masse sich mir nur bei dem aufzuckenden Blitzen und Leuchten von den Wällen her entdeckte, hatte ich mich ohne ihr Wissen zum Gesandten gemacht. Ich wollte versuchen, sie gegen eine Katastrophe ohne gleichen zu schützen, die sie nicht argwohnte, und als Vorbedeutung meiner grausamen Sendung begegnete ich zwei Schritte vor der Umwallung Schutt, Ruin und Brand. Bei dem hellen Schein einer Feuersbrunst, die eine ihrer reizendsten Vorstädte verzehrte, setzte ich über den Fluß, auf dessen anderem Ufer ich den Feind finden sollte, der uns seit fünf Monaten an der Kehle hielt und sich anschickte, uns zu vernichten.

„Das war nur eine vorübergehende Schwäche, welche bald schwand vor der Notwendigkeit, inmitten der deutschen Offiziere, die mir entgegenkamen, eine gute Haltung zu beobachten. Sie schienen anzunehmen, daß ich mich nach London begäbe; ich ließ sie in ihrem Glauben. Sie halfen mir zwei mächtige Barrikaden übersteigen, welche die Stadt Sèvres verteidigten, die eine am Eingang der großen Straße, die andere in der Gegend der alten Porzellanmanufaktur. Ein Wagen erwartete mich jenseit der letz-

teren; ich machte mich unverzüglich auf den Weg, begleitet von einem Reiterpiket. Ich wurde auf dem nächsten Wege in das Hotel der Frau von Jessé gefahren, welches Bismarck bewohnte. Es war 8 Uhr abends, als wir ankamen."

Favre hatte mit Bismarck am Abend noch eine sehr lange Unterredung. Bismarck stellte zuletzt die Bedingungen für einen Waffenstillstand so zusammen: „Die Besatzung von Paris muß nach dem Kriegsgesetz gefangen werden, aber sie nach Deutschland hinüberzuführen würde bei der gegenwärtigen Sachlage einige Schwierigkeiten verursachen. Wir würden einwilligen, daß sie in Paris kriegsgefangen bliebe. Was die Nationalgarde betrifft, so muß sie entwaffnet werden, und erst nach Erfüllung dieser Bedingung werden wir Paris die Möglichkeit geben, sich zu verproviantieren. Bezüglich des Einmarsches der deutschen Truppen in Paris erkenne ich an, daß er mit Übelständen verbunden ist. . . .

„Ich würde Ihnen den Nichteinmarsch in Paris zugestehen, aber der König und die Militärs bestehen darauf. Dies ist die Belohnung für unsere Armee. Wenn ich nach der Rückkehr in die Heimat einem armen Teufel mit einem Stelzfuß begegnen werde, dann wird er sagen: ‚Das Bein, das ich vor den Mauern von Paris gelassen habe, gab mir das Recht, meine Eroberung zu vervollständigen; dieser Diplomat, der im Besitze seiner gesunden Gliedmaßen ist, hat mich daran verhindert.‘ Wir können uns dem nicht aussetzen, in diesem Punkte das öffentliche Gefühl zu verletzen. Wir werden in Paris einziehen."

Als Bismarck gegen Mitternacht in sein Quartier zurückkehrte, fand er noch einige seiner Hausgenossen vor. Er ließ sich eine Tasse Thee geben und pfiff stillvergnügt das „Hallali", d. i. die Jagdfanfare, die das Verenden eines Tieres anzeigt. „Kennst Du das?" fragte er dabei seinen Vetter, „es ist das Hallali; ich denke, die Sache ist gemacht."

Und so war es. Aber die Bedingung des Einmarsches hat Favre dem Bundeskanzler doch noch abgewonnen.

Favre schreibt: „Die Verhandlung wurde immer wieder lebhafter und langwieriger bei den Fragen, welche den Einmarsch in Paris, die Entwaffnung der Nationalgarde, das Schicksal unserer Gefangenen betrafen, und wir brauchten nicht weniger als drei Tage mit Reden und Gegenreden, mit Hin- und Herfahrten des Herrn von Bismarck zum Könige, zu Herrn Moltke und zurück, um zu einer Lösung zu kommen. Ich würde der Wahrheit untreu sein, wollte ich nicht anerkennen, daß ich bei diesen schmerzlichen Erörterungen den Kanzler stets bestrebt fand, die grausame Härte seiner Forderungen durch die Form zu mildern. Er ließ es sich so viel wie möglich angelegen sein, die militärische Strenge des Generalstabs, mit dem wir über

die geringsten Einzelnheiten zu verhandeln hatten, zu mäßigen.* In Betreff mehrerer Punkte war er so gefällig, sich zum Verteidiger unserer Ansprüche zu machen, und ich glaube, ihm den Erfolg einiger Einwendungen zu verdanken, auf die ich um so mehr Wert legte, je größer das Unglück derjenigen war, die ich in Schutz zu nehmen mich bemühte."

Bismarck hat es wirklich vermocht, den Kaiser und Moltke von der Besetzung von Paris vorläufig, d. h. für die Dauer des Waffenstillstandes, abzubringen. Jedoch erklärte er Favre, daß er ihm keine Zusicherung geben könne, daß diese Bedingung beim Friedensschlusse nicht wieder aufgenommen werden würde.

Am 26. Januar abends war man endlich in den Hauptpunkten einig geworden.

Als Bismarck den scheidenden Favre an den Wagen begleitete, sagte er: „Ich glaube nicht, daß, nachdem wir so weit gekommen sind, ein Abbruch noch möglich wäre; wenn Sie derselben Ansicht sind, wollen wir heute abend das Feuer einstellen."

„Ich würde Sie schon gestern darum gebeten haben," erwiderte Favre tiefbewegt; „da ich aber das Unglück habe, das besiegte Paris zu vertreten, so wollte ich nicht um eine Gunst bitten. Ich nehme gern Ihr Anerbieten an; es ist der erste Trost, den ich in unserem Unglück empfinde. Es war mir ein unerträglicher Gedanke, daß unnützes Blut vergossen wird, während wir über die Bedingungen einer Waffenruhe beschließen."

„Gut denn!" erwiderte der Kanzler; „es ist abgemacht, daß wir beiderseits Befehl ergehen lassen, damit das Feuer um Mitternacht schweigt. Sorgen Sie dafür, daß Ihre Befehle streng ausgeführt werden."

Favre versprach es, bat ihn jedoch um die Erlaubnis, daß von seiten der Franzosen der letzte Schuß fallen dürfe.

Es war 9 Uhr abends, als Favre bei der Sèvresbrücke über die Seine setzte. Der Brand von St. Cloud dauerte noch fort.

Um $^{3}/_{4}$ 12 Uhr stand er auf dem steinernen Balkon des Hotels der Auswärtigen Angelegenheiten, welches die Seine überragt. Die Artillerie der französischen Forts und diejenige der deutschen Armee ließen ihre furchtbaren Donnerschläge vernehmen. Mitternacht schlug. Ein letzter Schuß krachte, weithin wiederholt von einem Echo, welches schwächer ward und

---

* Mit den Militärs geriet Bismarck überhaupt manchmal zusammen. Selbst mit Moltke, mit dem Bismarck ja sehr befreundet war, hat dieser einmal gewisser Differenzen wegen eine ganze Woche nicht gesprochen, so daß Roon zwischen den beiden den Vermittler machen mußte. Auch erschien Bismarck einmal mehrere Wochen lang nicht bei den militärischen Verhandlungen beim Kaiser, denen er sonst regelmäßig beiwohnte.

verstummte, dann herrschte ringsum Schweigen. Es war seit langen Wochen die erste Ruhe.

Die Bedingungen des Waffenstillstandes und der Kapitulation von Paris waren folgende: Übergabe sämtlicher Forts an die deutschen Truppen, die Armee von Paris wird kriegsgefangen, liefert die Waffen ab, bleibt aber vorläufig in der Stadt. Auf den Einmarsch der preußischen Armee wird vorläufig verzichtet. Die Verproviantierung der Stadt wird gestattet. Die Nationalversammlung soll in dieser Zeit berufen werden, um über Krieg oder Frieden zu entscheiden.

Die deutschen Soldaten aber sangen:

Kikariki, adje Partie!
Es gehet auf das Ende!
Französischer Hahn, jetzt wirst du zahm
Und krähest Dußemente.

Nun begann ein reges, ungewohntes Leben um Paris. Die Pariser strömten aus der Stadt, um wieder einmal frische Luft zu schöpfen. Ein lebhafter Handel begann auf den Brücken, die zur Stadt führen. Die preußischen Barbaren waren doch nicht so unmenschlich, als man geglaubt hatte. Sie gaben willig ihr Brot, ihren Speck und ihre Erbswurst her, um die hungrigen, gaffenden Pariser zu stärken.

Der Waffenstillstand war da, aber noch nicht der Friede. Gambetta gebärdete sich bei der Nachricht davon wie ein Wilder, er ordnete neue Rüstungen an und erließ ein Dekret, demzufolge alle diejenigen, welche unter dem Kaiserreich ein Amt bekleidet, von der Wählbarkeit in die Nationalversammlung ausgeschlossen sein sollten. Natürlich protestierte Bismarck sofort, weil eine „frei gewählte" Versammlung eine Bedingung des Waffenstillstandes war, und die Pariser Regierung erklärte denn auch Gambettas Erlaß als null und nichtig und nötigte dadurch Gambetta, grollend seine Entlassung einzureichen.

Am 12. Februar wurde in Bordeaux die Nationalversammlung eröffnet und Thiers zum Chef der Exekutivgewalt erwählt.

Thiers traf schon am 21. Februar mit Favre in Versailles ein. Hier entwickelte sich nun wieder ein Redeturnier zwischen französischem Wortschwall und deutscher Kraftsprache. Welch heißer Kampf mag hier noch gekämpft worden sein, welche bewegte Scenen mögen sich hier abgespielt haben! Zwar erhoben die Franzosen nun keinen Widerspruch mehr gegen eine Gebietsabtretung, ihre Bestrebung richtete sich nur dahin, dieselbe auf das geringste Maß zu beschränken. Bismarck forderte das Elsaß nebst Belfort und Deutschlothringen nebst Metz. Thiers machte verschiedene Versuche, Metz für Frankreich zu retten. Aber Bismarck lehnte entschieden ab. Belfort jedoch gab er preis. Er mußte freilich erst den König und Moltke dazu be-

stimmen, die endlich auch ihre Zustimmung gaben. Der König forderte aber als Gegenleistung den Einmarsch der Truppen in Paris, in die Thiers auch, wenn gleich schweren Herzens, willigte.

Auch über die Höhe der Kriegsentschädigung entspann sich eine lebhafte Debatte.



Bismarck verhandelt mit Thiers über die Friedensbedingungen.

Bismarck forderte sechs Milliarden Francs (1116 Millionen Dollars)! Da ließ sich Thiers zu dem Ausrufe hinreißen: „Ah, c'est une spoliation véritable, c'est une vileté!“ (Das ist eine wahre Beraubung, eine Gemeinheit!)

Der Kanzler that, als verstünde er nicht recht, was Thiers damit meinte.

„Ich bedaure," entgegnete er gelassen, „aus dieser mir unverständlichen Äußerung ersehen zu müssen, daß ich des Französischen doch nicht so mächtig bin, als es wünschenswert wäre, um unsere Unterhandlungen in französischer Sprache fortsetzen zu können. Wir werden uns deshalb der deutschen Sprache bedienen müssen, umsomehr, als ich keinen Grund erkennen kann, warum wir dies nicht von Anfang an gethan haben."

Und nun setzte er in der That die Verhandlung in deutscher Sprache fort, bis ihn Thiers weinerlich unterbrach: „Mais, monsieur le comte, vous savez bien, que je ne sais point l'allemand." (Sie wissen doch, Herr Graf, daß ich nicht deutsch verstehe). Worauf Bismarck erwiderte: „Als Sie vorhin von vileté redeten, fand ich, daß ich nicht genug französisch verstehe, und so zog ich vor, deutsch zu sprechen."

Unser Bild zeigt das Zimmer, in dem diese Unterredungen stattfanden. Auf dem Kamin vor dem Spiegel stand eine altmodische Stutzuhr. Sie trägt einen geflügelten Dämon in Bronze, der höhnisch den Beschauer angrinst. Zu der Besitzerin des Hauses soll, wie diese später berichtete, Bismarck geäußert haben, der außerordentlich erregte Thiers habe die Uhr nicht ausstehen können, und wiederholt habe er ausgerufen: „Der Teufel, der verwünschte Teufel."

Die Summe von sechs Milliarden oder Billionen Francs erklärte Thiers für einfach unerschwinglich. Bismarck holte den jüdischen Bankier Bleichröder als Sachverständigen hinzu. Favre wollte das Übertriebene der Forderung klar machen und sagte: „Selbst wenn man von Christi Zeiten bis auf diese Stunde zählen wollte, so würde man mit einer solch ungeheuren Summe nicht zustande kommen." — „O," erwiderte Graf Bismarck, „seien Sie außer Sorgen. Dafür habe ich diesen Herrn mitgebracht" — er deutete dabei auf Bleichröder — „der zählt von Erschaffung der Welt an."

Doch ging Bismarck schließlich auf fünf Milliarden Francs (930 Millionen Dollars) herunter.

Bis zum 25. Februar waren sämtliche Friedenspräliminarien besprochen und formuliert. Am Sonntag den 26. Februar wurden dieselben unterschrieben. Graf Bismarck ergriff eine goldene Feder, welche ihm vor drei Monaten schon aus dem kunstreichen Pforzheim für diese Stunde übersandt worden war. „Ich darf unter Gottes Beistand versprechen," hatte er damals in seinem Dankschreiben dem Geber geantwortet, „daß sie in meiner Hand nichts unterzeichnen soll, was deutscher Gesinnung und des deutschen Schwertes nicht würdig wäre." Eingedenk dieses Versprechens setzte er seinen Namen unter den Friedensvertrag. Es folgten die anderen Bevollmächtigten. Als Thiers die Feder niederlegte und Bismarck ihm die tiefe innere Bewegung anmerkte, mit welcher er die Unterschrift vollzogen hatte,

reichte er ihm die Hand und sagte: „Sie sind der Letzte, welchem Frankreich diesen Schmerz hätte auferlegen sollen; denn von allen Franzosen haben Sie ihn am wenigsten verdient."

Die Hauptbedingungen der Friedenspräliminarien bestanden in der Abtretung des Elsaß mit Ausnahme von Belfort und von Deutsch-Lothringen mit Zurechnung von Metz sowie in der Zahlung von fünf Milliarden Francs Kriegskosten binnen drei Jahren. Die Räumung Frankreichs durch die deutschen Truppen sollte in gleichem Schritt mit der Zahlung der Kriegskosten durch Frankreich stattfinden. Diese Bedingungen sollten dem deut-



Die ersten Deutschen in Paris.

schen Kaiser und der französischen Nationalversammlung von Bordeaux zur Annahme vorgelegt werden. Die Verhandlungen für den definitiven Frieden sollten in Brüssel stattfinden.

Nichts verletzte die Pariser so, als die Bestimmung, daß die deutschen Truppen den heiligen Boden von Paris betreten sollten. Sie gebärdeten sich wie toll, doch traf General Vinoy genügende Vorkehrungen, um die Pariser Hitzköpfe von dem Teil der Stadt, den die Preußen betreten sollten, fern zu halten.

Am Morgen des 1. März versammelten sich die zum Einmarsch bestimmten Truppen in der Stärke von 30,000 Mann in Longchamp, vor

Paris, um zunächst vor ihrem Kaiser Revue zu passieren. Man sah es den schmucken und kräftigen Gestalten nicht an, daß sie einen Feldzug voll Anstrengung und Entbehrung hinter sich hatten. Mit donnerndem Hurra begrüßten sie ihren Kaiser und setzten sich dann in Bewegung. Sie zogen durch den Arc de Triomphe, der zur Verherrlichung französischer Siege war errichtet worden, in die Stadt. Voran ritt Lieutenant von Bernhardi vom 14. Husarenregiment, ein hübscher junger Mann auf einem prächtigen Rosse, der mutig seinen Säbel schwang; ihm folgten ein halb Dutzend stämmiger Reiter, so ruhig, als wären sie auf dem Paradeplatz. Nun marschierte Regiment nach Regiment durch den Triumphbogen. Der Pöbel verhielt sich ruhig; nur dann und wann schrieen die entfernteren Volkshaufen „Vive la France!“ oder „Vive la République!“ oder pfiffen auf hohlen Schlüsseln. Natürlich war das den Deutschen höchst gleichgültig.



Bismarck am Triumphbogen in Paris.

Kurz nach 2 Uhr kam Graf Bismarck, in blanker Kürassieruniform. Er rauchte in größter Seelenruhe seine Cigarre, hielt vor dem Arc de Triomphe sein Pferd an und betrachtete den Bau 10 Minuten lang.

Im weiten Umkreise stand die gaffende Menge. Ein Blousenmann

hatte den Grafen erkannt, gestikulierte lebhaft und ließ auch einige Schimpfe-reien los. Bismarck hätte den Mann arretieren und beistecken lassen können. Doch das hätte dem Patrioten nur einen Märtyrerschein verliehen. Bismarck wußte ihn in anderer Weise still zu bekommen. Seine Cigarre war ihm ausgegangen. Er ritt also auf den Blousemann zu und bat ihn auf die höflichste Weise um Feuer. Der Verblüffte kam dem Gesuch in verbindlichster Form nach — und konnte nun doch nicht mehr weiter randalieren.

Im Laufe des 2. März kamen wohl an die 50,000 deutsche Soldaten unbewaffnet in die Stadt. Der Ausmarsch der Truppen aus Paris erfolgte am 3. März. Alle zogen mit lautem Hurra durch den Triumphbogen. —

Die Nationalversammlung hatte in der Nacht vom 28. Februar zum 1. März die Friedenspräliminarien unter Beratung. Zunächst bestätigte man die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie und erklärte ihn verantwortlich für den Ruin, die Invasion und Zerstückung Frankreichs. So hatte man doch einen Sündenbock. Dann drängte Thiers zur Annahme der Präliminarien. Am Schuß einer längeren Rede erklärte er: „In unserer gegenwärtigen Lage möge jemand kommen und mir sagen, daß wir einer regulären Armee von 500,000 Mann wiederstehen können; dann werde ich ihm antworten: Nein! Sie würden nur Frankreichs Untergang herbeiführen, Sie würden es in Armut stürzen, Sie würden seine letzten Hilfsquellen verbrauchen, und Sie würden ihm die Mittel nehmen, zu der Zukunft zu gelangen, die Sie ihm wünschen, und die hoffen zu dürfen heute mein einziger Trost ist.“

Es kam zur Abstimmung. Die Friedensbedingungen wurden mit 546 gegen 107 Stimmen angenommen.

Am 2. März schon überreichte Jules Favre dem Grafen Bismarck den Beschluß der Nationalversammlung, und an demselben Tage vollzog Kaiser Wilhelm die Ratifikation der Friedenspräliminarien.

An die Kaiserin aber telegraphierte er:

„Der HErr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher einen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen.

Ihm allein die Ehre!“

Großes war in der That erreicht worden. In 180 Tagen hatten die Deutschen ihren Erbfeind in 17 Schlachten und 156 Gefechten geschlagen, ihm 26 feste Plätze genommen, hatten 375,000 Mann zu Gefangenen gemacht und 6720 Geschütze und 120 Adler und Fahnen erbeutet.

Aber mehr als das war erzielt: ein wieder geeintes Deutschland! Freilich zeigte sich im Hochgefühl des teuer erkauften Sieges in

Ansprachen und Zeitungsartikeln auch bei den sonst so ruhigen Deutschen hier und da ein Überschwang, es blühte auch hier die Menschenvergötterung und auch die Phrase. Im großen und ganzen jedoch hielt man sich nüchtern. Das wurde auch im Auslande anerkannt. „Das triumphierende Deutschland," so schrieb damals die Londoner „Daily News", „feiert die Rückkehr des Friedens mit einer Würde und Selbstbeherrschung, die weder seiner nationalen Vergangenheit, noch seiner Zukunft als Großmacht unwürdig ist. Seine Erhebung ist ruhig, ernst und stolz vielmehr als lärmend, laut und eitel. Das Bewußtsein der Kraft dämpft deren Kundgebungen. Das Gefühl, eine große Pflicht erfüllt, eine große Gefahr abgewendet und ein großes Ziel endlich erreicht zu haben, erfüllt mit einer Dankbarkeit, die zu tief für leidenschaftliche und erregte Ausbrüche ist. Die Jubelrufe der Menge verstummen unter solchen Empfindungen und die Herzen von Fürsten, Staatsmännern und Kriegern erzittern in seltsamen Regungen der Zärtlichkeit nnd Demut."

Zudem wies Kaiser Wilhelm immer wieder von sich ab und auf den HErrn der Heerscharen hin. So hatte er vor der Kaiserproklamation den Hofprediger Rogge erklärt: „Lassen Sie meine Person möglichst aus dem Spiele." Den ihn beglückwünschenden Bürgern von Berlin erklärte er: „Wir waren nur die Werkzeuge in des Allmächtigen Hand." Von Anfang an hat er nach jedem Siege in allen seinen Depeschen Gott gedankt, Gottes Hilfe anerkannt und ihm die Ehre gegeben.

Napoleon ging ganz anders ins Zeug. Seine erste Proklamation vom 28. Juli an die Armee enthielt die Worte:

„Welchen Weg wir auch außerhalb unserer Grenzen einschlagen, wir werden dort die glorreichen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen.

„Ganz Frankreich folgt Euch mit seinen heißesten Wünschen, und das Weltall richtet sein Auge auf Euch. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und Civilisation ab.

„Soldaten, möge jeder seine Pflicht thun, und der Gott der Heere wird mit uns sein."

Was rief hingegen König Wilhelm seinen Truppen zu?

„Ganz Deutschland steht einmütig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heut das Kommando über die gesamte Armee und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauungsvoll auf Euch. Gott der HErr wird mit unserer gerechten Sache sein."

Welch ein Unterschied zwischen den schlichten Worten des Königs Wilhelm und der künstlich zusammengedrechselten Proklamation des Kaisers: Das Weltall richtet seine Blicke auf Euch! — Als wenn das Weltall nicht etwas Besseres zu thun hätte, als die Großthaten des französischen Heeres bewundernd anzustaunen!

Die nachfolgenden Ereignisse bestätigten nur das Wort: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!"

Die beispiellosen Erfolge entflammten die Dichter zu manchem überschwenglichen Lobversen. Einem solchen — Oskar von Redwitz — schrieb Moltke:

„Dem Dichter ist es erlaubt, verschwenderisch zu sein. Er giebt mit vollen Händen die Diamanten und Perlen, die Sterne des Himmels und die Blumen der Erde, und ebenso freigebig darf er mit Lobpreisungen sein. In diesem Sinne lege ich Ihr Gedicht aus, das mich in eine Reihe mit den größten Männern der Vergangenheit stellt. Diese aber waren auch groß im Unglücke und in diesem vorzugsweise groß. Wir haben nur Erfolge gehabt. Man nenne es nun Zufall, Glück, Fügung Gottes, die Menschen allein vermögen nicht, die Dinge zu bestimmen; und so gigantische Resultate, wie wir sie errungen, werden wesentlich von Umständen begünstigt, die wir weder schaffen noch beherrschen können."

Doch auch in Amerika gingen unter den Deutschen die Wogen der Begeisterung hoch. Zu Anfang des Krieges wurden viele Depeschen von hier an den König abgesandt. Und mit welchem Jubel wurden die ersten deutschen Siege von den Deutsch-Amerikanern, ja auch von der Mehrzahl der Amerikaner empfangen! Auf manchem öffentlichen Platze unserer Städte loderten in jenen Tagen gewaltige Sieges- und Freudenfeuer in die Höhe und klang aus Tausenden von frohlockenden Kehlen die Wacht am Rhein! Und als nun gar die Kunde von Sedan eintraf! Keiner hat wohl der damaligen Stimmung besseren Ausdruck gegeben, als es der amerikanische Dichter Bayard Taylor in deutscher Sprache that in einem Gedicht, das am 5. September in der „New York Tribune" erschien.

Triumph, das Schwert in tapfrer Hand hat hohe That vollbracht!"
Vereint ist nun das deutsche Land zum Sieg und Ruhm erwacht!
Die Macht, die jüngst so höhnisch prahlt, giebt auf die letzte Wehr.
Und neuer Glanz der Thaten strahlt auf Deutschlands Heldenheer!

Heil, edles Volk! dem nun das Herz so unerschüttert schlug,
Das sich verband und allerwärts verwarf den fränk'schen Trug!
Das, fest und heilig, Glied an Glied stand endlich im Verein
Mit Trost und Mut, Gebet und Lied, ein' einz'ge Wacht am Rhein.

Kanonen, donnert noch einmal! Den Frieden nun ihr bringt:
Ihr Glocken, über Berg und Thal von tausend Türmen klingt!
Fromm neige dich, o deutsches Land! laß Rache ruh'n und Spott:
Dein Gott, der half und überwand — nun danket alle Gott!"

Diese den Deutschen günstige Stimmung schlug allerdings dann um, als Frankreich sich als Republik proklamierte. Schon am 7. September erhielt unser Gesandter in Paris, Washburne, vom Staatsdepartement zu Washington den Auftrag, die neue französische Republik anzuerkennen und ihr die Glückwünsche des Präsidenten und der Regierung der Vereinigten Staaten zu übermitteln. Washburne that das schon am nämlichen Tage; es war das die erste Anerkennung von seiten irgend einer Nation, und es herrschte darob großer Enthusiasmus. Große Volksmassen marschierten durch die Straße mit amerikanischen und französischen Fahnen mit dem Rufe: „Es lebe Amerika! Es lebe Frankreich!" Ganze Kompanien, ja, Regimenter erschienen vor dem Gesandtschaftspalast. Sie riefen so lange, bis Washburne auf den Balkon trat und ihnen dankte; dann kam ein Komitee von Offizieren in das Zimmer des Gesandten. „Sie dankten," so erzählt Washburne, „mir mit überschwänglichen Worten, und der Wortführer einer solchen Delegation beendete zuweilen die Dankesrede damit, daß er den Gebrauch der ersten Revolution adoptierte und mir den ‚Accolade' gab, d. h. mich auf beide Backen küßte."

Das war ja ganz nett von den Franzosen, und es war auch durchaus in der Ordnung, daß unsere Republik die junge Schwester begrüßte.

Aber in dem Verhältnis der Kriegführenden konnte das alles nichts ändern, wenn auch die Amerikaner nun, durch das Schlagwort Republik verlockt, ihre Sympathie sehr stark den Franzosen zuwendeten.

Die neugebackene Republik stellte gleich den Satz auf: Wir werden keinen Finger breit Erde, keinen Stein unserer Festungen abtreten! Und Bismarck ebenso bestimmt den Satz: Keinen Frieden ohne Elsaß und Lothringen!

Übrigens fehlte es doch auch in Amerika nicht an gewichtigen Stimmen, die sich ganz zu Bismarcks Forderungen bekannten. So schrieb damals die „Nation": „Bismarck verachtet die krummen, verschlungenen Wege der alten diplomatischen Schule und ruft uns vielmehr die besten Zeiten griechischer und römischer Staatskunst ins Gedächtnis zurück. Nur der Staatsmann kann so frei und unumwunden sprechen, der seine ganze Nation hinter sich hat, deren edelsten Gefühlen er Ausdruck verleiht. Nicht einen Deutschen giebt es, der nicht das vernichtende Urteil unterschriebe, das Bismarck über die Franzosen abgiebt, und von jetzt ab wenigstens kann keiner von den Neutralen Klage führen, daß die Zwecke und Ziele Deutschlands nicht klar formuliert worden seien. Wie im gewöhnlichen Leben, so werden auch in

den großen Angelegenheiten der Staaten Offenheit und Wahrheit immer die besten Zeugnisse für die Richtigkeit und Berechtigung der Stellung einer Nation sein, und, was man auch gegen den Charakter der deutschen Ansprüche sagen möge, so wird doch niemand leugnen, daß sie unwiderleglich durch die traurigen Erfahrungen gestützt werden, die Deutschland mit den französischen Einbrüchen und Angriffen während der letzten Jahrhunderte gemacht hat . . . .

„Ich habe nie einen Mann gekannt, der, wie Bismarck, so viele Hilfsmittel in sich fände. Es ist, als wenn ein halbes Dutzend Hirne dazu gedient hätten, das seine zu bilden. Physischer und moralischer Mut, Scharfsinn und unbeugsamer Wille, Witz und Humor, Klugheit und Tollkühnheit, ein gewisses intuitives Begreifen des menschlichen Charakters und ruhige Stetigkeit — ich weiß nicht, welche Eigenschaft in diesem modernen Proteus am meisten entwickelt ist, in dieser Personifikation, um noch ein griechisches Gleichnis anzuwenden — von Odysseus und Ajax zugleich. Er kennt weder praktische noch theoretische Schwierigkeiten, und wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß er wirklich ein großer Staatsmann ist, so würde derselbe durch die Thatsache gegeben sein, daß er die in seinen Weg gelegten Hindernisse als die wirksamsten Waffen für die Erreichung seines Zweckes benutzt. Außerdem besitzt er eine Offenheit, die doppelt überrascht, da sie immer den Nagel auf den Kopf trifft, und die sich oft in ungelenken, immer aber in bedeutenden Wendungen ausdrückt. Bismarck spricht englisch mit einem fremden Accent, braucht aber diese Sprache gern seinen englischen Besuchern gegenüber, und nie fehlt ihm das richtige Wort oder der richtige Ausdruck, nie verfehlt er seinem Satze eine scharfe Pointe zu geben. Er bezaubert alle seine Besucher durch die leutselige Weise, mit der er sie behandelt. Sie erwarten einen steifen zurückhaltenden Würdenträger zu sehen und finden einen lebendigen Sprecher, einen witzigen Gesellschafter, der ebenso herzlich und mit derselben Ehrfurchtslosigkeit wie sie selbst über den offiziellen und nichtoffiziellen Unsinn lacht, der diese Welt regiert — der einen guten Witz gern hat und gern macht, und mit ihnen plaudert, als wären sie alte Bekannte. . . .

„Bei der gegenwärtigen Lage ist seine Leitung der deutschen Politik ein Vorteil und ein Segen für das Volk. In seinen Verhandlungen mit Frankreich bedarf es nicht allein eines gewiegten Diplomaten, eines stolzen, feurigen Geistes, sondern auch eines Mannes, der niemand über sich anerkennt, der in keiner Weise getäuscht werden kann, und mit dem nicht zu spaßen ist, kurz, eines Mannes, der dem „sic voleo, sic jubeo“ seiner Nation bei der ganzen Welt Achtung zu erzwingen weiß.“

Bald nach dem Friedensschlusse schickte sich Bismarck an, die Heimfahrt anzutreten. Am 6. März verließ er Versailles. Zwei Tage später kam er

durch Frankfurt. Wie hatte sich doch so vieles geändert, seit er vor zwanzig Jahren — im Jahre 1851 — dem König Wilhelm IV., der ihm den Gesandtenposten in Frankfurt übertrug, erklärt hatte: „Eure Majestät können es ja mit mir versuchen; geht es nicht, so kann ich ja nach sechs Monaten oder noch früher wieder abberufen werden." — Viele ehemalige Bekannte fanden sich am Bahnhof ein. Selbst der Fleischer, von dem Frau von Bismarck ehemals die beliebten Würste bezog, stellte sich mit einem Kistchen seines Fabrikats ein, und Bismarck überzeugte sich gleich an Ort und Stelle durch einen kräftigen Imbiß, daß die Ware immer noch alles Lob verdiente.

Am 11. März, 6 Uhr morgens, kam Bismarck auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin an. Frohgemut sprang er aus dem Wagen, breitete seine Arme seiner Frau und Tochter entgegen und rief: „Da habt Ihr Euren ‚Ollen' wieder!" —

Wie er in den verflossenen sieben Monaten für Deutschland gesorgt, gedacht und gewacht hat, ein bayerisches Kriegsschnadahüpfl hat es in den knappen Ausdruck gebracht:

„Der Bismarck hat's g'spunna,
Der Moltke hat's g'richt,
Dös war für d' Franzosen
A z'widerne G'schicht."



Wieder daheim!



Alexander. Franz Josef. Wilhelm.

Die Dreikaiser-Zusammenkunft.



Die Siegessäule auf dem Königsplatze.

Achtzehntes Kapitel.

Im neuen Reich.

(1871–1875.)

„Vereint hast du, mein Volk, erreicht,
Was dir versagt, als du geschieden;
Du hast dich kühn im Kampf gezeigt,
Nun sei auch groß und stark im Frieden!"

Kaiser Wilhelm traf am 17. März in Berlin ein. Die Stadt hatte ihr Festkleid angelegt und unermeßlicher Jubel begleitete den Kaiser bis in sein Palais.

Am 21. März erfolgte die Eröffnung des Reichstages. Vorher schon hatte der dankbare Kaiser den Reichskanzler Grafen Bismarck in den Fürstenstand erhoben.

In der Thronrede gab der Kaiser, wie er es auch in seinen Siegestelegrammen gethan, demütigen Herzens Gott die Ehre. „Wenn ich," so lautete der Anfang, „nach dem glorreichen aber schweren Kampfe, den Deutschland für seine Unabhängigkeit siegreich geführt hat, zum erstenmale den Deutschen Reichstag um mich versammelt sehe, so drängt es mich vor allem, meinem demütigen Dank gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmut und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat."

„Wir haben erreicht," heißt es weiter, „was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung.

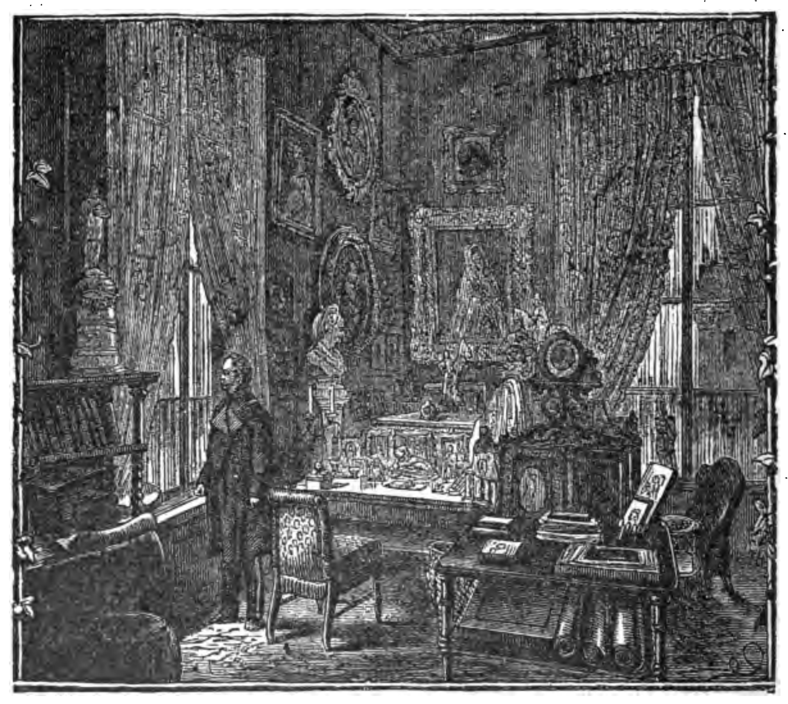
„Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesamte Nation sich zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.

„Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und dessen Heereseinrichtungen, bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren.

„Geehrte Herren, möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"

Die Thronrede erregte allgemeine Befriedigung. Schrieb doch selbst die Wiener „Presse" damals: „Im Vergleiche zu der gewaltigen Zeit und dem außerordentlichen Aufschwunge des Volkes klingt die Thronrede, mit welcher Kaiser Wilhelm den ersten deutschen Reichstag eröffnete, allerdings

ruhig, fast kühl. Aber sie hat zwei entschiedene Vorzüge: sie ist durchweg deutsch gedacht ohne eine Spur spezifischen Preußentums, und sie ist merkwürdig bescheiden. Wie würde ein französischer Monarch in solchem Falle reden! Das Ausland könnte wahrscheinlich die Äußerungen des nationalen Hochmutes kaum ertragen. Der deutsche Kaiser geht kurz und einfach über den Riesenkampf weg, indem er Gott, seinen braven Truppen und dem Volke dankt."



Der Kaiser im Eckzimmer seines Palais.

Der Kaiser von Österreich, des aus Deutschland ausgeschlossenen Österreich, sandte dem ersten deutschen Kaiser seinen Glückwunsch! Das war in der That ein Akt von nicht geringer politischer Bedeutung.

Der erste deutsche Reichstag zeigte die nationale Partei mit 120 Abgeordneten. Sie war die stärkste des Reichstages. Die liberale Reichspartei zählte 30, die „deutsche Reichspartei" 38, die Konservativen 50, die Fortschrittspartei 44 Glieder. Nur zwei Sozialdemokraten waren darin. Ihnen gesellten sich ein Däne, drei Welfen und dreizehn Polen als Gegner

der Regierung bei. Aber einen dunklen Fleck zeigte das sonst so regierungsfreundliche Bild doch: eine „katholische Fraktion“ in der Stärke von 57 Köpfen, unter Führung der Herren Savigny und Windthorst. Wir werden diesen Herren später noch begegnen. Man nennt sie „das Centrum“, weil sie zufällig ihre Sitze in der Mitte des Reichstages einnahmen.

Eine wichtige Vorlage betraf die Ordnung des Verhältnisses, in dem das neuerworbene Elsaß zu Deutschland treten sollte. Fürst Bismarck hatte sich von Anfang an dafür entschieden, Elsaß als ein unmittelbares Reichsland durch den Kaiser verwalten zu lassen. Er hielt dafür, daß die Elsässer sich leichter mit dem Namen der Deutschen als dem der Preußen befreunden würden. Der Reichstag stimmte auch schließlich dieser Ansicht zu, wenn es dabei auch zu Reibereien mit den Liberalen kam, denen aber der Kanzler allen unangenehmen Beigeschmack nahm, als er mit dem ihm eigentümlichen Freimute erklärte: „Ich möchte die Herren dringend bitten, aus der vielleicht nicht ausreichend vorbereiteten Art, in der ich meine Meinung mitunter vertrete, namentlich dort, wo ich nach einer längeren Nichtbeteiligung an Ihren Geschäften in Ihre Verhandlungen eintrete, nicht sofort Schlüsse auf tiefergehende Verstimmungen zu machen und einer Reizbarkeit unter Umständen etwas zugut zu halten, ohne die ich andererseits nicht imstande wäre, Ihnen und dem Lande Dienste zu leisten. Das Recht, etwas müde zu sein, wird mir niemand bestreiten.“

Die letzten Arbeiten des Reichstages in dieser Sitzung betrafen die Verwendung eines Teiles der französischen Kriegsgelder. Mit großer Majorität bewilligte der Reichstag für die Invaliden des deutschen Heeres 240 Millionen Thaler, 4 Millionen für bedürftige Landwehrleute und Reservisten und 4 Millionen als Ehrengabe für verdiente Heerführer und Staatsmänner, in Dotationen im Belauf von 100,000 Thaler bis 300,000 Thaler. Während dem Grafen Moltke, dem Kriegsminister von Roon, dem Prinzen Friedrich Karl und dem später zum Feldmarschall ernannten von Manteuffel die höchsten Summen zuerkannt wurden, empfingen die Generäle von Werder und Goeben sowie der Staatsminister Delbrück je 200,000 Thaler; auch die süddeutschen Kriegsminister und hervorragende Heerführer wie von der Tann, Hartmann und andere wurden bedacht. Fürst Bismarck fand sich dieses Mal nicht unter den Dotierten, ihm hatte der Kaiser eine besondere Anerkennung zugedacht, indem er ihm seine Domänen im Herzogtum Lauenburg als erblichen Grundbesitz verlieh.

Um so uneigennütziger konnte Bismarck den Reichstag um die Dotation angehen. Er that das in einer hübschen Rede, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen, weil er darin einen Rückblick thut und seinen Kaiser ehrt. „Ich möchte Sie bitten, sich die Frage zu stellen, wie etwa diese ganzen Verhältnisse hätten verlaufen können, wenn auf dem Throne

Preußens sich ein anderer Monarch als Seine jetzt regierende Majestät befunden hätte. War es nicht möglich, daß dieser große Krieg, der größte unseres Zeitalters, der ein Menschenalter, ein halbes Jahrhundert hindurch wie eine drohende Wolke am Horizonte Deutschlands schwebte, bei dem Monarchen, der auf dem mächtigsten deutschen Throne saß, nicht die gleiche Entschlossenheit, den gleichen Mut, diesen hohen Mut, der Krone, Reich und Leben einsetzt, vereinigt fand? War es nicht möglich, daß infolgedessen dieser Krieg im Augenblick vermieden wurde unter Umständen, die das deutsche Nationalgefühl tief geschädigt und gekränkt hätten? War es nicht möglich, daß er aufgeschoben worden wäre, bis der Feind Bundesgenossen gegen uns gefunden hätte? War es nicht möglich, daß dieser Krieg mit weniger Geschick, mit weniger Entschlossenheit, vor allen Dingen mit weniger sorgfältig gewählten Mitteln geführt wurde? Daß der Krieg so geführt wurde, wie geschehen, verdanken wir in erster Linie unserem kaiserlichen Feldherrn, dem Könige von Preußen, in zweiter Linie der echt deutschen entschlossenen Hingebung seiner erhabenen Bundesgenossen für die nationale Sache.

„Wenn ein Monarch, an Jahren und an Ehren reich, mit dieser Entschlossenheit seine, nach irdischem Maßstab bemessen, glückliche, befriedigte, ruhmvolle Existenz einsetzt für sein Volk, wenn er in seinem hohen Alter einen Kampf durchkämpft, der ganz anders verlaufen konnte, wenn er dann zurückkehrt und sich fragt: wem verdanke ich, daß ich siegreich zurückkehre, daß unser Volk geschützt worden ist vor den Leiden und Drangsalen des Krieges im Lande, vor dem Druck des Eroberers, ja, daß darüber hinaus Gott seinen Segen gegeben hat, das deutsche Volk in diesem Kriege, wo man es böse mit uns vorhatte und es gut wurde durch Gottes Hilfe, zu einigen und ihm Kaiser und Reich wieder zu geben? Ich sage, wenn dieser erste deutsche Kaiser zurückkehrt, nach einem langen Interregnum im Besitze der größten Vollgewalt, der größten Macht, die augenblicklich in der Welt dasteht, und sich fragt: wie, durch welche Werkzeuge hat Gott dies alles verwirklicht? wie habe ich dies gewonnen? wem bin ich Dank schuldig? so trifft sein Dank natürlich zuerst sein Heer, die Tapferkeit der Truppen, die Intelligenz der Führer, und es muß ihm ein Herzensbedürfnis sein, hier zu lohnen, hier zu danken. Tapferkeit läßt sich im einzelnen nicht belohnen; sie ist, Gott sei Dank, ein Gemeingut der deutschen Soldaten, daß man sie alle und jeden einzelnen dafür zu belohnen hätte, wenn man sie belohnen wollte. Aber die Tapferkeit allein reicht nicht hin zu diesem Erfolge. Mut haben auch die Franzosen bewiesen, tapfer haben auch die französischen Soldaten sich geschlagen; was ihnen fehlte, war die Führung, war die Pflichttreue und die Einsicht der Führer, war die entschlossene Leitung eines kaiserlichen, eines monarchischen Feldherrn, der in voller Ver-

antwortung und sich bewußt, daß er um Krone und Reich schlug, an ihrer Spitze stand. Jene Führer zu belohnen, muß ein Herzensbedürfnis des Kaisers sein. In diesem Sinne möchte ich bitten, denken Sie daran, dieses Herzensbedürfnis Sr. Majestät des Kaisers zu befriedigen, geben Sie ihm die Zufriedenheit, die er durch seine Hingabe, durch seinen Mut um Deutschland wohl verdient hat."

Inzwischen hatte in Paris die Kommune ihr blutiges Haupt erhoben. Paris kochte sich in seinem eigenem Safte. Kaum hatten die Deutschen Paris verlassen, als die Nationalgarden, denen man gegen den Rat Bismarcks die Waffen gelassen hatte, gegen den Kommandanten Vinoy sich auflehnten. Die Lage für die französische Regierung des Herrn Thiers wurde kritisch, da nach den Friedenspräliminarien dieselbe nur eine Macht bis zu 40,000 Mann aufstellen durfte. Es ging toll her in Paris: eine Anzahl angesehener Männer, unter ihnen der Erzbischof, wurde von den Aufrührern erschossen. Nun mußte die Versailler Regierung selber Paris, „die Metropole der Civilisation, den Lichtherd der Welt", beschießen! In der zweiten Hälfte des Mai war in jeder Nacht der Himmel über Paris rot von den Bränden. Nun endlich that Favre das Geständnis: „Mein ganzes Leben war dem Kampfe für die Prinzipien der Demokratie und für die republikanische Sache geweiht, und nun ich in diesem Kampfe ergraut bin, muß ich mit gebrochenem Herzen eingestehen, daß diejenigen recht haben, welche behaupten, daß das französische Volk noch lange nicht reif ist für die Freiheit."

Am 27. Mai schrieb einer der deutschen Krieger, die noch vor Paris standen: „Plailly, wo wir im Quartier liegen, ist nur wenige Meilen von Paris entfernt, und wenn man den nahen Berg — den Ruinenberg, wie er heißt — besteigt, so kann man die von Viktor Hugo ‚heilig' gesprochene Stadt sehen, besonders deutlich den Montmartre und Mont-Valérien. Schon einige Tage lang hatten wir den Blitz der Geschütze dort gesehen, den nachrollenden dumpfen Donner gehört; aber der vorletzte Abend rollte ein so schauerliches Bild vor uns auf, daß ich es in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Dagegen verschwinden doch alle schrecklichen Erinnerungen, die ich — neben den frohen unserer Siege, besonders von Sedan her — nach Berlin heimbringe. Ganz Plailly schien, außer uns jetzt friedfertigen Kriegern, auf dem Ruinenberge zu stehen, der höchsten Spitze des Gebirges, in dessen Thalgrunde auch Plailly liegt. Vor uns sahen wir Paris in einer ungeheuren Feuersbrunst: riesenhoch loderten die Flammen zum Abendhimmel auf, und kaum daß der Brand an der einen Stätte etwas nachzulassen schien, so brach er auch schon wieder an anderen Stellen los. Dazu das Aufleuchten der Geschütze, das Krachen der Kanonen — der ganze Horizont wie ein Feuermeer, dann und wann eingehüllt in schwarze Rauchwolken. Und neben uns, als jammernde Augenzeugen des brennenden

Paris, Männer, Frauen und Kinder! Meine französischen Wirtsleute, eine anständige Familie aus Paris, die nur im Frühjahre und Sommer ihren hiesigen Landsitz bewohnt, waren außer sich. Der Mann, ein Rentier, hat mehrere Häuser in der am meisten bedrohten Vorstadt Belleville, und die Frau sagte händeringend: wenn unser Eigentum dort mit in Asche liegt, sind wir Bettelleute! — Es war furchtbar. Dies Wort sagt alles; und meine lustigsten Kameraden, die selbst dort bei St. Privat unter Berliner Witzen ins Feuer gingen, standen hier, wie wir anderen alle, mit ernsten Gesichtern und verstummt. Damals, als wir noch im Friedrich-Wilhelms-Gymnasium Virgils Schilderung von dem brennenden Troja lasen, hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß es mir beschieden sein würde, Ähnliches einmal mit eigenen Augen zu sehen."

Am 22. Mai war endlich die Versailler Armee des Aufstandes Herr geworden. Gleich wieder ging nun die Prahlerei los: „Wir haben Europa gerettet, indem wir die Kommune besiegten!" Aber man hatte ja nur der Hydra die Köpfe abgeschlagen, sie selbst hatte man nicht vernichtet. —

Bei solchen Vorkommnissen hatte selbstverständlich Bismarck geeilt, den definitiven Frieden abzuschließen. Er traf denn auch schon am 6. Mai mit Jules Favre in Frankfurt zusammen und bereits am 10. Mai wurde der definitive Friede unterzeichnet. —

Während des Krieges wie auch während des Kommuneaufstandes hatte unser Gesandter Washburne auf Wunsch der deutschen Regierung sich der in Paris zurückgebliebenen Deutschen aufs Thatkräftigste angenommen. Bismarck ließ Washburne Mitte Juni seine dankbare Anerkennung aussprechen für den Eifer und die Güte, welche er den Interessen der deutschen Bewohner unter besonders schwierigen Verhältnissen und mit Opfern an Zeit und der eigenen Person gewidmet habe. „Ich darf von neuem dem Gefühle der Dankbarkeit hier Ausdruck geben, welche ich der immer gleichbleibenden Sorgfalt und Gefälligkeit bewahren werde, die mir während der nahezu zwölfmonatlichen Dauer unserer geschäftlichen Verbindung von Ihnen zu teil geworden ist." Washburne erwiderte am 19. Juni: er habe dem Grafen Waldersee am 17. die preußischen Archive übergeben. „An demselben Tage endete die mir während einer Zeit von elf Monateu obliegende Aufgabe, Ihre Landsleute und deren Interessen zu schützen. Ich darf Ihnen für die Übermittelung der Anerkennung Seiner Majestät in Bezug auf die Dienste, welche ich der Regierung während der Zeit, wo ich die Ehre hatte derselben behilflich zu sein, erweisen konnte, meinen Dank aussprechen. Ich bitte Ew. Excellenz zu glauben, daß die Dienste, welche ich zu leisten in der Lage war, mit aufrichtigem Wohlwollen gewährt worden sind, und ich bin erfreut, daß sie die Zufriedenheit der königlichen Regierung gefunden haben. Ich werde immer unseren amtlichen Beziehungen

während der außerordentlichsten Periode der Neuzeit die angenehmsten Erinnerungen bewahren."

Am 16. Juni fand der Siegeseinzug der Truppen in Berlin statt; die Hauptstadt hatte ein herrliches Festkleid angethan, um 42,000 der tapferen Männer, die für des Vaterlandes Ehre so rühmlich gestritten, würdig zu empfangen.

Das deutsche Heer — wir folgen hier der Darstellung eines Augenzeugen — wurde durch die Garde, ein Bataillon der Königsgrenadiere, dessen Chef der König ist, und eine Deputation sämtlicher übrigen Truppenteile des deutschen Heeres vertreten. Verdiente Heerführer waren an dem Morgen des Tages durch Auszeichnungen geehrt, Graf Moltke zum Feldmarschall ernannt, der Kriegsminister von Roon in den Grafenstand erhoben worden. Die Stadt prangte im herrlichsten Festschmuck. Alle Herzen schlugen rascher, alle Hände erhoben sich, den König Wilhelm als deutschen Kaiser zu begrüßen, „dessen ehrwürdiges Haupt voll und reich der Lorbeer umwallte". Nachdem der Kaiser auf dem Tempelhofer Felde Heerschau über die Einzugstruppen gehalten, zog er an der Spitze derselben in Berlin ein. In seiner nächsten Begleitung befanden sich der Kronprinz, der Prinz Friedrich Karl, Fürst Bismarck, Feldmarschall Graf Moltke und Graf Roon. Ihnen schlossen sich, mit Kränzen und Blumenschmuck bedeckt, die Führer und Helden des siegreich beendigten Feldzuges an. Vor den Garden her wurden die Trophäen, 81 Fahnen und Adler getragen, deren Gold weithin in der Sonne leuchtete. Daß auch der Kaiser Franz Josef sich an dem festlichen Tage durch einen der ausgezeichnetsten Soldaten seines Heeres, den Feldzeugmeister Baron von Gablenz, hatte vertreten lassen, ging nicht unbemerkt vorüber und ward als eine glückliche Vorbedeutung freudig begrüßt. Mit nicht minderer Genugthuung wurden die zahlreichen und herzlichen Teilnahmebezeugnngen aus allen Teilen Deutschlands, vornehmlich aus deutsch-österreichischen Städten, wie Wien, Prag, Graz und anderen, entgegengenommen. Wer Zeuge des Einzugs war, vergißt den Eindruck nie. Wie mahnte die Heldengestalt des Kaisers in ihrer Würde, Kraft und Milde an das prophetische Wort des edlen Max von Schenkendorf:

„— — Reich an Ehren, reich an Demut und an Macht;
So nur kann sich recht erküren unsers Kaisers heil'ge Pracht."

Und das Dreigestirn der Verdientesten unter den Verdienstvollsten der preußischen Heerführer und Staatsmänner: Moltke, Bismarck, Roon! Moltke zügelte sein mutiges Roß, welches vor dem Schwenken der Zunftfahnen scheuete, mit der Kraft eines Jünglings, während Bismarck seinen kräftigen Braunen gelassen gängelte und den jubelnden Zuruf des Volkes mit freudestrahlendem Antlitz erwiderte; selbst Roons so schwermütige Züge heiterten sich auf — der Gedanke, daß dieser Tag seiner harten in

unerschütterlicher Ausdauer vollbrachten Arbeit, der Umwandlung des preußischen Wehrsystems, die höchste Weihe verlieh, überwog den Schmerz des Vaters in ihm — — der Krieg hatte das Leben eines überaus hoffnungsvollen Sohnes gefordert.

In der Haltung der Bevölkerung sprach sich Liebe und Hingebung in ihrer vollen Eigenart aus — man begrüßte den Vater des Vaterlandes. Am Brandenburger Thor wurde dem Kaiser von Jungfrauen folgendes Gedicht überreicht:

„Heil Kaiser Wilhelm dir im Siegeskranze,
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt!
Heim führst du Deutschlands Heer vom Waffentanze,
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem Deutschen Reich geraubt.
Durch dich geführt errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.

Nun grüßt der Jubel dich von Millionen,
Aus allen Himmeln, Ost, West, Süd und Nord,
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimatpulse fort!
Und mit den unwelkbaren Lorbeerkränzen
Bringst du die Palme uns als Friedenshort.
O, daß ihr Schatten dich noch lange labe,
Dein Sä'manns-Mühen reiche Ernte habe!"

Der Eingang der Linden ist erreicht. Der Ausschmückung der Siegesstraße können wir in aller Kürze gedenken. Zu beiden Seiten der mittleren Baumreihe bilden, fast unabsehbar, die zwischen den Bäumen aufgestellten, mit Eichenlaub bekränzten eroberten Kanonen und Mitrailleusen den eigentümlichsten Schmuck der Straße. Am Eingange liegen rechts und links zwei gewaltige Geschütze aus der Festung La Fére. Ähnliche Riesengeschütze stehen am Eingange der Friedrichsstraße und am Friedrichsdenkmal. Bis zur Schadowstraße befinden sich die bei Metz und Paris genommenen Kanonen in der Überzahl; von dort bis zur Dorotheenstädtischen Kirchstraße stehen 80 bei Sedan erbeutete Mitrailleusen, 40 auf jeder Seite. Die Gesamtzahl der aufgestellten Geschütze betrug 678. Zwischen den Geschützen erheben sich Kandelaber mit Feuerbecken. An fünf Übergängen der Linden sind je zwei 40 Fuß hohe, mit Viktorien gekrönte Säulen errichtet; zwischen je zwei Säulen tritt dem Auge ein die neue Heldenzeit verherrlichendes, 15 Fuß hohes und 30 Fuß breites, mit vergoldeten Quasten eingefaßtes Bild entgegen. Weiteres über die Ausschmückung der Straßen, Plätze und Häuser müssen wir uns versagen — eine eingehende Schilderung würde den Umfang eines Buches beanspruchen.

Am Eingange der Linden wurde der Kaiser von dem gesamten Berliner Magistrate begrüßt, worauf der Monarch unter anderem erwiderte:

„Ich spreche Ihnen zunächst meinen Dank aus für das, was Sie gesagt haben. — — Wir haben so Großes erlebt, daß wir wissen, wem wir es verdanken. Wir danken dem Himmel, daß er uns allen die Kraft und Ausdauer gegeben hat, die Ausbeute des Erlebten zu benutzen. Alles das, was mein Volk erlebt hat, die Güter und Schätze, die wir jetzt kennen lernen, verdanken wir der Treue außen und daheim; dies wollen wir bewahren als teuerstes Gut für die Zukunft. Ich muß der Stadt Berlin jetzt schon meinen Dank für den schönen Empfang sagen, natürlich nicht für mich, sondern für mein Heer."

Gegen halb vier Uhr war der Einmarsch desselben vollendet. Der Kaiser erschien zu Pferde an der Spitze seiner Suite im Lustgarten, in dessen Mitte das Reiterbild seines Vaters Friedrich Wilhelms III. der Enthüllung harrte. In dem zur Seite des Denkmals erbauten Pavillon hatten die Kaiserin, die Prinzessinnen und fremde fürstliche Gäste Platz genommen. Von Abteilungen der Truppen waren die eroberten französischen Adler, Fahnen und Standarten auf die Stufen des Denkmals niedergelegt worden. Die Tambours schlugen zum Gebet, alle Anwesenden entblößten die Häupter, der Domchor stimmte einen Choral an und, nachdem er verhallt, hielt der Feldprobst der Armee die Weihrede. Dieser schloß sich ein Gebet an, worauf der Kaiser den Befehl zur Enthüllung des aus der Meisterhand des Professors Albert Wolf hervorgegangenen Reiterstandbildes erteilte. Die Hülle fiel, die Truppen präsentierten, tausendstimmiges Hurra erscholl, die Musik fiel ein, vom Dom ertönten die Glocken, vom Kupfergraben her der Donner der Kanonen.

Hören wir noch, was die London „Times" über den Einzug zu schreiben hatte. „Europa sah am 16. Juni in Berlin einen großen Triumph in einer großen und gerechten Sache. Kein Ereignis alter und moderner Zeit wird, wenn man Vergleichungen anstellt, so viele Gründe zur Befriedigung vereinigen und gleichzeitig so wenig Ursache zur Klage bieten, welche die Stunde der Freude trüben oder die Zukunft bedrohen.

„Was Europa sich zum Bewußtsein bringen muß, mehr noch als es die Helden dieses Triumphes thun, ist der Umstand, daß der bisher auf Deutschland lastende Vorwurf nun von ihm genommen ist. Man hat ihm tausendmal gesagt, daß es ihm bei allen sonstigen sittlichen und geistigen Gaben an derjenigen gebreche, welche aus Männern eine Nation machen. Es könne alles vollbringen und ausführen, nur das eine nicht: sich selbst einigen und regieren, und so bleibe es ein gegen sich selbst geteiltes Haus. Alles das ist nun abgethan, wir hoffen für alle Zeiten." — — —

Am 2. September 1873 — wir wollen des Ereignisses hier vorweg

gedenken — wurde auf dem Königsplatze zu Berlin die gewaltige Siegessäule enthüllt, welche das dankbare Vaterland dem siegreichen Heer weihte.

Auf gewaltigem Unterbau erhebt sich dieses Erinnerungsdenkmal, umgeben von drei Reihen vergoldeter Kanonenrohre und auf seiner Höhe eine weithin sichtbare Siegesgöttin tragend. In der Urkunde, die in den Grundstein des Monuments niedergelegt wurde, heißt es:

„Wir sagen hiermit unsern Dank dem ganzen Volke, das die Waffen geführt, und das im Felde und in der Heimat die Wunden zu heilen gesucht, unserer vielgeliebten Gemahlin, der Kaiserin und Königin, und denen, die mit ihr und unter ihrer Leitung die Werke der Barmherzigkeit und Liebe geübt haben. Wir freuen uns, auch an diesem Orte unsern Dank auszusprechen unserem geliebten Sohne, dem Kronprinzen, und unserem Neffen, dem Prinzen Friedrich Karl, die mit anderen Prinzen unseres Hauses, mit vielen Fürsten Deutschlands und mit unseren Generälen die Lorbeeren haben erringen helfen, die unser ganzes Heer schmücken. Wir danken den Staatsmännern, deren einsichtsvoller Rat uns geholfen hat die Früchte des Sieges zu sichern, und allen, welche an ihrem Teile dazu beigetragen haben, den großen Entscheidungskampf siegreich durchzufechten. Wir ehren das Gedächtnis der Gefallenen und erheben mit den Trauernden unser Herz von ihren Gräbern zu dem ewigen Throne Gottes. Er, der bisher geholfen hat, sei fernerhin mit uns; Gott schütze Deutschland, seine Fürsten und sein Volk und gebe allerwärts Frieden!"

Der Feldpropst der Armee, Dr. Thielen, hielt die Weihrede. „Ein Siegesdenkmal ist es," sagte er, „das hier sich erhebt, ein Denkmal hehr und groß, wie kein zweites im Lande ist, eine Ehrensäule, welche das dankbare Vaterland dem siegreichen Heere zum dauernden Gedächtnis der glorreichen Heldenkämpfe von 1864 und 1866, 1870 und 1871 errichtet hat. Und heute, am Jahrestage der großen Entscheidung von Sedan, auf Befehl Sr. Majestät unseres Kaisers und Königs und in Gegenwart der Repräsentanten der tapferen Armee und ihrer Heldenführer und vor den sonst berufenen und versammelten Zeugen weihen wir dies Sieges- und Ehrendenkmal im Namen des dreieinigen Gottes und stellen dasselbe, unser Königshaus, Land, Volk und Heer damit unter seinen allmächtigen Gnadenschutz, bekennen mit unserm König und Herrn aus tiefem Herzensgrunde: Nicht uns, nicht uns, sondern dir, o HErr, gebührt allein die Ehre; du hast unser Beten und Flehen gnädig erhört, deine allmächtige Hand hat so Großes und Herrliches vollbracht und uns Sieg um Sieg gegeben; dein Werk ist es, daß unser deutsches Volk, aufs neue wieder geeinigt mit seinen so lange von ihm getrennten Gliedern, der alten Herrlichkeit des Deutschen Reiches in neu verjüngter Kraft und Größe unter seinem sieggekrönten Heldenkaiser sich erfreut." —

Von besonderer Bedeutung war die von Bismarck ermöglichte Dreikaiserzusammenkunft, die in den Tagen vom 6. bis 11. September 1872 zu Berlin stattfand. In dem freundschaftlichen Verkehr der drei mächtigsten Monarchen, der Kaiser Wilhelm, Franz Josef und Alexander und ihrer ersten Ratgeber Bismarck, Andrassy und Gortschakoff erblickte man eine Anerkennung des neugegründeten Reichs, eine kräftige Abwehr gegen die



Fürst Bismarck im Jagdkostüm.

kommunistischen Tendenzen der Zeit, gegen die Rachegelüste Frankreichs und eine Bürgschaft für den Frieden Europas. Ganz schön drücken diese Stimmung die Worte aus, die Bismarck an die städtische Deputation Berlins beim Empfang des Ehrenbürgerbriefes richtete. „Nach allem Großen, was wir erlebt haben," sagte er, „würde ich nichts dagegen haben, wenn die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben schiene. Die hohen Herren, die hier zusammengekommen sind, werden mit keiner getäuschten Erwartung

scheiden. Keiner ist mit einem Wunsche gekommen, auf den von anderer Seite nicht hätte eingegangen werden können. Keine agressive Absicht gegen irgend eine Macht, gegen irgend eine Richtung hat die Zusammenkunft her=



Witterungsbericht vom 1. April: Lorbeerfall.

vorgerufen. Die freundliche persönliche Begegnung der drei Kaiser wird bei unseren Freunden die Zuversicht in Erhaltung des Friedens stärken, unsern Feinden aber die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen."

So oft es die Amtsgeschäfte erlaubten, suchte Bismarck seine stille

Häuslichkeit auf. Nur gelegentlich kam er nach seinem Stammsitz Schönhausen, er zog Varzin und später das in der lauenburgischen Domäne gelegene Friedrichsruh vor. Auf der Jagd oder im trauten Familienkreise fand der Fürst die ihm so nötige Erholung.

Am 1. April 1875 feierte Bismarck seinen sechzigsten Geburtstag. Die Gaben, die ihm an diesem Tage von allen Seiten, auch vom Auslande, zuflossen, waren schier erdrückend. Es regnete Lorbeeren über ihn, wie das der Stift unseres Zeichners so schön dargestellt hat.

Bismarck stand aber auch gerade in diesen Tagen auf der Höhe seiner ruhmvollen Laufbahn; er sollte fortan manchen bitteren Strauß auszukämpfen haben.





Im Vatikan.

Neunzehntes Kapitel.

Kanzler und Papst und des Kanzlers Stellung zum Christentum.

(1871–1887.)

Schiedlich — friedlich!



Wohl war das Deutsche Reich nicht nur gegründet, sondern auch nach außen hin durch die Waffenbrüderschaft der deutschen Stämme gefestigt — aber die weit schwierigere Arbeit, der innere Ausbau und die innere Kräftigung des zunächst äußerlich hergestellten Werkes war noch zu thun, eine Arbeit, die nicht mit einem Schlage vollendet werden konnte, sondern die den andauernden Fleiß und die geduldige Sorgfalt des Staatsmannes nötig machte. Um so mehr, als zwei mächtige innere Feinde zu überwinden waren, die man nicht

mit dem Bajonett behandeln und nicht mit einer wohlgezielten Musketenkugel zufriedenstellen konnte noch wollte. Diese zwei Feinde aber waren der Socialismus und der Papismus oder Ultramontanismus.

Von dem letzten Feinde, dem Erzfeinde, soll zunächst die Rede sein.

Am 8. Dezember 1864 erschien ein päpstliches Rundschreiben, eine Encyklika, dem ein Zusatz, ein Syllabus, beigegeben war. Sie waren erfüllt von dem sattsam bekannten römisch-katholischen Geiste, hatten aber noch einen andern Zweck. Sie sollten Vorboten dessen sein, was der unternehmende Pius IX. anzustreben gedachte. Denn jene salbungsvollen Schriftstücke bedeuteten nichts Geringeres als die ersten Sprossen der päpstlichen Himmelsleiter, die zur lästerlichen Gottesgleichheit hinaufführen sollte.

In der Encyklika zwar wurden eine Reihe sittlicher Zustände und Sünden gegeißelt, welche fromme Christen überhaupt verwerfen und verabscheuen. Der ungöttliche Zeitgeist mit seinem frechen Unglauben und seiner Geldsucht und Üppigkeit — er wird auch von uns verdammt. Aber es waltet hier zwischen uns und Rom ein gewaltiger Unterschied, der selbst in dieser scheinbaren Übereinstimmung einen unversöhnlichen fundamentalen Zwiespalt einschließt. Wir verwerfen die unsittlichen irreligiösen Erscheinungen unserer Zeit ihrer inneren Ruchlosigkeit und Gottwidrigkeit wegen. Rom nicht also. Im Grunde verdammt der Papst bloß den Unglauben gegen die Autorität der römischen Kirche und seine eigene — und er verdammt alle die mit, die ihren Glauben auf Gottes lauteres Wort alleine gründen und eben deswegen seine Satzungen verwerfen. Außerdem, wo findet sich das, was der Papst verdammt, mehr, als in seinem eigenen Reiche? Wo herrscht nämlich mehr Sinnlichkeit, mehr weltliche Pracht, Üppigkeit und Geldsucht als am Throne des sogenannten heiligen Vaters? Wo giebt es mehr geheimes Treiben und gefährlichere Anschläge als bei dem Orden der Jesuiten? Wo hat der Socialismus größeren Halt, wo giebt es einen schlimmeren Revolutionsgeist, in protestantischen oder in den katholischen Ländern wie Frankreich, Spanien, Italien, Polen? Alle päpstlichen Anathemas (Verfluchungen) sind daher, meist auch da, wo sie biblischen Grund zu haben scheinen, eine furchtbar große Heuchelei, Lüge und Sünde.

Der Syllabus kam weit deutlicher mit der Sprache heraus. In demselben erklärte der Papst in 84 Thesen eine Reihe der wesentlichsten Grundsätze, auf denen der Staat und die Gesellschaft der Gegenwart beruhen, für ketzerische Irrlehren. Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit des Kultus, Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen wurden darin als Irrtümer verworfen.

Ein Konzil sollte diese Verdammungsurteile sanktionieren und die

Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erklären. Diese Irrtumslosigkeit sollte dem Papst in allen Fällen zukommen, wo er „in Übung seines Amtes als höchster Lehrer aller Christen mit seiner Autorität definiert, was in Sachen des Glaubens und der Moral von der ganzen Kirche zu halten sei".

Wollen wir diese unerhört freche Anmaßung des Papstes mit wenigen Worten kennzeichnen, so können wir dies so thun: „Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen," sagt die Heilige Schrift; was aber Gottes Wille ist, das sagt der Papst.

Nun wäre ja die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes die höchsteigene Sache der römischen Kirche gewesen, die hätte den groben Bissen hinunterwürgen und ihn gut oder schlecht verdauen können. Was ging das andere Leute an?

Aber die unglückselige Verquickung von Staat und Kirche, wie sie in Deutschland herrscht, schwor einen der traurigsten Konflikte herauf, den das neue Reich durchzukämpfen hatte.

Zwar erklärte Bismarck: „Für Preußen giebt es verfassungsmäßig wie politisch nur einen Standpunkt: den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jedes Übergriffs auf das staatliche Gebiet." Aber so klar dieser Standpunkt erscheint — und er ist auch der einzig richtige Standpunkt — so ließ er sich doch bei dem eigentümlichen Ineinandergreifen der Gebiete der Kirche und des Staates in Deutschland nicht wahren.

Bismarck sah das Unheil kommen. Er ließ durch den Gesandten in Rom seine abmahnende Stimme vernehmen. Die Herrsucht der Jesuitenpartei, deren gefügiges Werkzeug der Papst war, würden auch störend in die Beziehungen der Kirche zum Staate eingreifen, so erklärte er. Selbst die katholische österreichische Regierung hatte eine Warnung an die Kurie gerichtet und erklärt, daß der Papst mit seinem Dogma „einen unausfüllbaren Abgrund zwischen den Gesetzen der Kirche und denen der meisten modernen Staaten schaffen würde." Ja, Frankreich, die „älteste Tochter der Kirche", hatte wiederholt die ernstesten Vorstellungen gemacht und erklärt, daß das Unfehlbarkeitsdogma „das Anathema über alle bürgerlichen Einrichtungen und die ganze bürgerliche Gesellschaft ausspräche."

Auch regten sich sich ja viele und angesehene Bischöfe gegen die Erklärung. Die ungeheure Lüge und Frevelhaftigkeit der Unfehlbarkeitslehre war ihnen zu enorm. Sie fürchteten für den Rest ihrer geistigen Unabhängigkeit, für ihre persönliche Ruhe. Sie wußten, daß sie in ein schiefes Verhältnis zu den Staatsbehörden, in Konflickt mit ihnen kommen würden. Sie sahen entstehende Spaltungen in ihren Bischofssprengeln voraus. Es regnete daher bischöfliche Proteste und Verwahrungen von allen Seiten.

Ja, Bischof Ketteler von Mainz bat den Papst kniefällig, von seinem verhängnisvollen Vorhaben abzustehen.

Manche der Proteste klangen gar nicht übel. Im ganzen waren es aber doch nur Lufthiebe, denen nachdrückliche Ausdauer und männliche Standhaftigkeit abgingen. Man hat auch nicht gehört, daß ein Bischof seiner gegnerischen Überzeugung zu Liebe sein Amt aufgegeben hätte. Alle, alle haben nach und nach klein beigegeben, haben ihre eigenen Worte, ihre eigenen Gewissen in der Folge Lügen gestraft. Heute lehren und verteidigen sie, was sie damals mit guten Gründen bestritten und jetzt noch nicht aufrichtig glauben können.

Für einen Pius und seine jesuitischen Handlanger konnte es nicht allzu schwer sein, mit solchem charakterlosen Material beliebig umzuspringen. Gleichwohl möchten sich die Haare sträuben bei Betrachtung der infernalischen Mittel, welche dieser Vater der Lügen, der sich „heiliger Vater" titulieren läßt, anwandte, um seine Bischöfe gefügig zu machen. Schleichwege, Ränke, List, Betrug, Gewalt, Scheltworte — nichts von solchen und ähnlichen Dingen fand er zu schlecht und zu tief unter seiner Würde, als daß er sie nicht reichlich in seinen Dienst gezogen hätte.

Am 13. Juli 1870 wurde das Unfehlbarkeitsdogma mit 451 gegen 88 Stimmen zum Beschluß erhoben und am 18. Juli, dem Tage vor der Übergabe der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen, vor den versammelten Bischöfen in der St. Peterskirche öffentlich verkündigt.

Unter den Verneinenden befanden sich a l l e deutschen Bischöfe. Sie warteten auch den Tag der Schlußabstimmung und Proklamation nicht ab, sondern verließen Rom, nachden sie am 17. Juli dem Papste eine Erklärung hatten zugehen lassen, in welcher es heißt: „Seit jener Abstimmung am 13. Juli ereignete sich ganz und gar nichts, was unsere Entscheidung ändern könnte; dagegen kamen viele und gewichtige Dinge vor, welche uns in unserem Vorsatz bestärkt haben. . . Die kindliche Pietät und Verehrung zu Eurer Heiligkeit gestatten uns aber nicht, in einer Sache, welche die Person Eurer Heiligkeit so nahe angeht, öffentlich und im Angesicht des Vaters non placet zu sagen." Infolge der Abwesenheit der Gegner der Unfehlbarkeitserklärung wurde denn auch das Dogma „vom unfehlbaren Lehramt des Papstes" am 18. Juli fast einstimmig (mit 531 gegen 2 Stimmen) angenommen.

Aber nach fünf Wochen schon, Ende August 1870, krochen dieselben deutschen Bischöfe, welche Rom am 17. Juli mit der obigen Erklärung verlassen hatten, ganz jämmerlich zu Kreuze. Sie hatten ihren Protest vergessen und erklärten: Durch das Konzil hat „das unfehlbare Lehramt der Kirche entschieden; der Heilige Geist hat durch den Stellvertreter Christi und den mit ihm vereinigten Episkopat gesprochen, und daher müssen alle,

die Bischöfe, Priester und Gläubigen, diese Entscheidung als göttlich offenbarte Wahrheiten mit festem Glauben annehmen und mit freudigem Herzen erfassen und bekennen, wenn sie wirklich Glieder der katholischen Kirche sein und bleiben wollen."

Und nun sollten auch die gefürchteten Konflikte nicht ausbleiben.

Schon vor dem Abschluß des Friedens wurde von ultramontaner Seite der Versuch gemacht, Preußen für die Interessen des Papsttums in den Krieg zu ziehen. Es wurde nämlich von 56 katholischen Mitgliedern eine Adresse nach Versailles gesandt, in welcher der Kaiser gebeten wurde, mit der ganzen Macht des geeinigten Reiches für die Herstellung der weltlichen Macht des Papstes einzutreten und ihm den Kirchenstaat zurückzuerobern. Diese Bittschrift war zugleich ein Fühler der Ultramontanen, ein Ultimatum an die deutsche Regierung. Und als nun, wie sich voraussetzen ließ, die Antwort ablehnend lautete, da war der Krieg der Kirchenpartei gegen Preußen eine beschlossene Sache. Und dieser Angriffskrieg ist denn auch bis aufs Messer geführt und mit dem Messer abgewendet worden.

Bismarck ist, das muß man ihm zugestehen, nur ungern in diesen Kampf gezogen. Seinen persönlichen Neigungen war ein solcher Streit ganz und gar zuwider. So erklärte er im preußischen Abgeordnetenhaus:

„Es ist der ernste Wille der Regierung, daß jede Konfession und vor allen Dingen die so angesehene und durch ihre Volkszahl große katholische innerhalb dieses Staates sich mit aller Freiheit bewegen soll. . . . Jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches so viele Millionen teilen, muß für ihre Mitbürger und für die Regierung jedenfalls heilig (sollte heißen: rechtlich unantastbar) sein." „Es handelt sich nicht," so erklärte er später vor dem Herrenhause, „wie unseren katholischen Mitbürgern eingeredet wird, um den Kampf einer evangelischen Dynastie (Herrscherhauses) gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glaube und Unglaube, es handelt sich um den uralten Streit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter als die Erscheinung unseres Erlösers in dieser Welt. . . . Es handelt sich um Verteidigung des Staates, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll; und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat dabei bestehen kann; denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt."

Bismarck ist in den Kampf gedrängt worden. Durch die Unfehlbarkeit des Papstes und die damit ausgesprochene Anmaßung desselben, daß er der Richter auch über alle weltliche Ordnung sei, trat die katholische Kirche allerdings in ein ganz anderes Verhältnis zum Staat als früher und gab diesem offenbar die Berechtigung der Abwehr. Wäre es dabei nur auch

Fürst Bismarck als Wähler in Berlin.

geblieben und hätte Bismarck sich nicht zu Angriffsmitteln bestimmen lassen!

Für die Wirren zwischen Staat und Kirche giebt es eben nur eine Lösung nach dem Motto: „Schiedlich — friedlich.“ Hätte doch Bismarck, der die Macht und das Geschick besaß und doch auch den ernstlichen Wunsch hegte, der christlichen Kirche ihre volle, freie Entwicklung zu ermöglichen, hätte er doch den großen Schritt gethan und Kirche und Staat im Deutschen Reich völlig getrennt! Aber zu der Idee einer solchen völligen Scheidung von Staat und Kirche hatte auch ein Bismarck sich nicht emporgearbeitet, und die Vorstellung eines christlichen Staates, der, wenn auch in guter Absicht, die Kirche bevormundet, ihr, wie man meint, eine Stütze ist und sie vor den feindlichen Elementen des Unglaubens und des Materialismus schützt — eine solche Vorstellung hatte auch der sonst so weit- und scharfsichtige Kanzler nicht fallen lassen können. Und so sind denn auch alle die bitteren Erfahrungen nicht ausgeblieben, die Bismarck in dem Kulturkampfe hat machen müssen und die doch nur zu einem faulen Frieden führten.

Von den Bischöfen ging, wie wir schon bemerkten, einer nach dem andern ins vatikanische Lager über und verlangte, daß seine Untergebenen, die Geistlichen und Lehrer, sich in gleicher Weise den Beschlüssen des Konzils fügen sollten. Eine ganz stattliche Zahl weigerte sich dessen und wurde durch die Bischöfe kurzerhand exkommuniziert. Der Staat hatte aber diese Leute installiert und zahlte ihren Gehalt, darum verweigerte nun auch der Staat die Absetzung. Für den Staat, so erklärte der Minister Mühler, sind die Lehrer nach der Exkommunikation ebensowohl wie vor derselben Mitglieder der katholischen Kirche! Die Bischöfe aber behaupteten: Nach den Grundsätzen des Ministers erscheint die ganze gegenwärtige katholische Kirche in Preußen als recht- und schutzlos, als wären die wenigen Abtrünnigen die allein berechtigten Vertreter derselben.

Freilich waren unter diesen „wenigen Abtrünnigen“ bedeutende Lehrer der katholischen Kirche: die Professoren Döllinger und Reinkens. Der letztere, später Bischof der altkatholischen Gemeinde, erklärte: „Das Streben der Ultramontan geht aus auf Vernichtung der Nationalitäten und Herstellung einer mechanischen Einheit der Menschheit. Der Papst kennt keine Nationen, sondern nur einzelne, die ein absoluter Despotismus mechanisch beherrscht. Hat doch Loyala erklärt, die einzelnen Seelen seien wie ein Leichnam, den man so oder so wende, wie ein totes Stück in der Hand eines Greisen.“

Auch das katholische Volk murrte, in Bayern insonderheit, gegen die Unfehlbarkeit. Der bayerische Minister von Lutz erklärte im Reichstag: „Der Kern der Frage, um die es sich hier handelt, ist der: Wer soll Herr

im Staate sein, die Regierung oder die römische Kirche?" Und auf die höhnische Frage Windthorsts: „Seit wann flüchtet sich der bayerische Löwe unter die Fittiche des preußischen Adlers?" erwiderte Lutz: „Bayern hat mit dem Reiche einen Vertrag geschlossen, Bayern hält sein Wort."


Windthorst,
die „Perle von Meppen".

Es handelte sich nämlich darum, den Mißbrauch der Kanzel zu groben Ausfällen gegen die Regierung von Reichs wegen zu strafen. Der „Kanzelparagraph" ging auch mit allen Stimmen gegen das Centrum und elf Fortschrittsleute durch.

Mühler erwies sich dem nun auf der ganzen Linie entbrennenden Anlauf nicht stark genug, er kam am 12. Januar 1872 um seine Entlassung ein. An seine Stelle trat Dr. Falk.

Er gewann seine ersten Sporen bei der Durchdrückung des Schulaufsichtsgesetzes. Bislang war die Schule der Kirche unterstellt gewesen. Der Staat hatte als höchsten Zweck der Schulen den anerkannt, daß das Kind aufgezogen werde in der Furcht des HErrn zur ewigen Seligkeit. Die Katholiken benutzten nun ihren Einfluß in der Schule, den „Racker" Staat schon bei den Kindern zu kennzeichnen. Die Schule sollte gerade deshalb dem geistlichen Einfluß entzogen und, wenn auch die Pastoren die Aufsicht noch führten, so sollten dieselben dies nur im Namen des Staates und nicht in dem der Kirche thun. Das war natürlich eine populäre Maßregel bei allen, die die Religion am liebsten ganz aus der Schule gedrängt hätten. Und so erlebte denn die Welt das Schauspiel, daß Bismarck die Unterstützung aller liberalen Glieder des Reichstages fand und sich in Gegensatz zu seinen alten Bundesgenossen, den Konservativen, stellte. Der märkische Junker!

In der Debatte über das Schulaufsichtsgesetz rief ihm denn auch der Abgeordnete von Mallinckrodt zu, daß der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen im Jahre 1849 für Teilnahme der Geistlichkeit an der Leitung der Volksschulen eingetreten sei. „Ich könnte," so erwiderte Bismarck, „diese Bezugnahme einfach mit der Bemerkung abfertigen, daß ich in dreiundzwanzig Jahren, namentlich, wenn es die besten Mannesjahre sind, etwas zuzulernen pflege, und daß ich überhaupt, ich wenigstens, nicht unfehlbar bin. Aber ich will weiter gehen. Was in jenen meinen Äußerungen an lebendigem Bekenntnis, an Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis

weder vor der Öffentlichkeit, noch in meinem Hause an irgend einem Tage; aber gerade dieser mein lebendiger, evangelischer christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, und zu dessen Dienst mich Gott geschaffen hat, und wo ein hohes Amt mir übertragen worden ist, dieses Amt nach allen Seiten hin zu wahren; wenn die Fundamente des Staates von den Barrikaden und der republikanischen Seite angegriffen werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen, und werden sie von Seiten angegriffen, die eher berufen waren und noch sind, die Fundamente des Staates zu befestigen und nicht zu erschüttern, so werden Sie mich auch zu jeder Zeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir das Christentum und mein Glaube!"

Dem Centrum rief Bismarck damals zu: „Zu den Aufgaben der katholischen wie jeder christlichen Kirche gehört die Pflege des Friedens und eines gesicherten Rechtszustandes des Landes, wo sie besteht. . . . Die Elemente des Streites sind mehrere. Einmal die Wahl Ihres ‚geschäftsführenden Mitgliedes' (Windthorst) . . . . Das Öl seiner Worte ist nicht von der Sorte, die Wunden heilt, sondern von der, die Flammen nährt, Flammen des Zorns." Mallinckrodt erwiderte: „Wir sind stolz darauf, ein so hervorragendes Mitglied wie Windthorst zu besitzen. Sie haben eine Perle annektiert (Windthorst war aus Meppen in Hannover), und wir haben die Perle in die richtige Fassung gebracht." Schallendes Gelächter erfolgte, und dann erklärte Bismarck: „Ich teile diese Auffassung . . . . für mich hängt aber der Wert einer Perle von ihrer Farbe ab; ich bin darin etwas wählerisch." Diese Perle war allerdings ganz und gar nicht nach dem Geschmack des Kanzlers.

Immer heftiger tobte nun der „Kulturkampf". Im Juli 1872 wurden die Jesuiten vom Gebiet des deutschen Reiches ausgeschlossen, worauf der Papst die Hoffnung aussprach, „es werde sich bald das Steinchen von der Höhe loslösen, das den Fuß des Kolosses (des deutschen Reiches nämlich) zerschmettere" — eine Prophezeiung, die glücklicherweise nicht in Erfüllung ging.

Den vom Kaiser ernannten Gesandten für den Vatikan, einen Kardinal Hohenlohe, der für die Unfehlbarkeit gestimmt, aber ein Gegner der Jesuiten war, nahm der Papst nicht an und beleidigte dadurch den Kaiser. „Ich bin seit 21 Jahren in den Geschäften der höheren Diplomatie, und ich glaube, mich nicht zu täuschen, wenn ich sage: es ist dies der einzige Fall der Art, den ich erlebt . . . . Ich halte es nicht für möglich für eine weltliche Macht, zu einem Konkordat (Übereinkommen) zu gelangen, ohne daß diese weltliche Macht bis zu einem Grade und in einer Weise effaciert (ausgelöscht) würde, die das Deutsche Reich wenigstens nicht annehmen kann.

Seien Sie außer Sorge, nach Kanossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig."

Die preußische Regierung brach nunmehr den diplomatischen Verkehr mit dem Vatikan ab und ließ den Gesandtschaftsposten in Rom unbesetzt. Fortan ging nun auch die Regierungaggressive vor undthat das, was sie sich verbeten hatte, d. h. sie respektierte das Gebiet der Kirche nicht mehr. Sie brachte anfangs 1873 vier Gesetzvorschläge vor den Landtag, welche man nach der Zeit ihrer Verkündigung (15. Mai 1873) gewöhnlich die Maigesetze nennt. Dieselben betrafen die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, die kirchliche Disciplinargewalt und die Errichtung eines neuen königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten, die Grenzen des Rechts zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel und den Austritt aus der Kirche. Schon diese Titel der Paragraphen zeigen, daß es sich hier um eine Unterstellung der Kirche unter die Staatskontrole handelt. Bei der Ausbildung der Geistlichen sollte der Staat eingreifen, um ihnen eine dem Staat gefällige nationale Richtung zu geben, und bei der Anstellung behielt der Staat das Recht des Einspruchs vor, „wenn dafür erachtet wird, daß der Anzustellende aus einem Grunde, welcher dem bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gebiet angehört, für die Stelle nicht geeignet ist." Man merkt da auch ohne Brille den Pferdefuß! — Daß der Staat sich die kirchliche Disciplinargewalt anmaßt, ist gleichfalls unzulässig. Die Zucht über ihre Diener, mit Ausnahme solcher Fälle, in welchen sie gegen Staatsgesetze freveln, muß der Kirche belassen werden, weil sonst die Lockerung der Disciplin, die Zuchtlosigkeit ihrer Diener, und das Einbrechen falscher Lehre garnicht aufzuhalten ist.

Der Kirche wollte man auch in ihren Straf- und Zuchtmitteln den Hemmschuh anlegen. So wurde z. B. die öffentliche Verkündigung der Strafe von der Kanzel untersagt, in handreiflicher Verletzung von Matth. 18, 17.

Diese wenigen Bemerkungen sollen nur klarstellen, daß der Staat mit seinen Maigesetzen über die Stränge schlug. Dieselben haben denn auch die beabsichtigte Wirkung vollständig verfehlt. Die katholische Bevölkerung war ja leicht zu dem Glauben zu bringen, daß Preußen nicht nur die Autorität des Staates gegen die Papstkirche aufrechterhalten, sondern letztere ausrotten wolle, und so hatten denn die Gesetze nur die Wirkung, zur Festigung des katholischen Glaubens beizutragen und die Katholiken zusammenzuhalten.

Die katholischen Bischöfe versammelten sich in Fulda und verkündeten, daß sie sich den Gesetzen nicht fügen könnten, weil dieselben „mit der von Gott geordneten Verfassung und Freiheit der Kirche in wesentlichen Punkten im Widerspruch stünden". Es entstanden nun Konflikte über Konflikte,

infolgedessen mehrere Bischöfe um Geld gestraft, in Haft gebracht und schließlich abgesetzt wurden. In wenigen Jahren war es dahin gekommen, daß von zwölf preußischen Bischöfen nur noch drei im Amt waren. Mehr denn tausend Pfarrstellen waren unbesetzt, oder es war doch ihren Pfarrern die Ausübung ihres Amtes untersagt worden. Infolgedessen mußte die Civilehe eingeführt werden, die wieder — aber ganz mit Unrecht — einen Sturm nicht nur unter den Katholiken, sondern auch unter den Protestanten hervorrief.

Da geschah das Unerhörte, daß der Papst sich direkt an den Kaiser wandte — und zwar in einem Schreiben (8. August 1873), das an frechem Hochmut nichts zu wünschen übrig ließ. Dasselbe lautete:

„Majestät! Sämtliche Maßregeln, welche seit einiger Zeit von Ew. Majestät Regierung ergriffen worden sind, zielen mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholizismus ab. Wenn ich mit mir selber darüber zu Rate gehe, welche Ursachen diese sehr harten Maßregeln veranlaßt haben mögen, so bekenne ich, daß ich keine Gründe aufzufinden imstande bin. Andererseits wird mir mitgeteilt, daß Ew. Majestät das Verfahren Ihrer Regierung nicht billigen und die Härte der Maßregeln wider die katholische Religion nicht gutheißen. Wenn es aber wahr ist, daß Ew. Majestät es nicht billigen . . . . . . daß Ihre Regierung auf den eingeschlagenen Bahnen fortfährt, die rigorosen Maßregeln gegen die Religion JEsu Christi immer weiter auszudehnen und letztere hierdurch so schwer schädigt, werden dann Ew. Majestät nicht die Überzeugung gewinnen, daß diese Maßregeln keine andere Wirkung haben, als diejenige, den eigenen Thron Ew. Majestät zu untergraben? Ich rede mit Freimut, denn mein Panier ist Wahrheit, und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, welche darin besteht, allen die Wahrheit zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken sind. Denn jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Beziehung oder auf irgend eine Weise, welche hier näher darzulegen nicht am Orte ist, gehört, sage ich, dem Papste an. Ich gebe mich der Überzeugung hin, daß Ew. Majestät meine Betrachtungen mit der gewohnten Güte aufnehmen und die in dem vorliegenden Falle erforderlichen Maßregeln treffen werden" u. s. w. Pio P. M.

Doch der Kaiser wußte zu antworten. Das kaiserliche Schreiben vom 3. September 1873 lautete in seinen wichtigsten Stellen:

„Ich bin erfreut, daß Eure Heiligkeit mir, wie in früheren Zeiten, die Ehre erweisen, mir zu schreiben; ich bin es umsomehr, als mir dadurch die Gelegenheit zuteil wird, Irrtümer zu berichtigen, welche nach Inhalt des Schreibens Eurer Heiligkeit vom 7. August in den Ihnen über deutsche Verhältnisse zugegangenen Meldungen vorgekommen sein müssen. Wenn die

Berichte, welche Eurer Heiligkeit über deutsche Verhältnisse erstattet werden, nur Wahrheit meldeten, so wäre es nicht möglich, daß Eure Heiligkeit der Vermutung Raum geben könnten, daß meine Regierung Bahnen einschlüge, welche ich nicht billigte. Nach der Verfassung meiner Staaten kann ein solcher Fall nicht eintreten, da die Gesetze und Regierungsmaßregeln in Preußen meiner landesherrlichen Zustimmung bedürfen.

„Zu meinem tiefen Schmerze hat ein Teil meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisiert, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden konfessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. Leider haben höhere katholische Geistliche diese Bewegung nicht nur gebilligt, sondern sich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Landesgesetze angeschlossen. . . .

„Es ist nicht meine Aufgabe, die Ursachen zu untersuchen, durch welche Priester und Gläubige einer der christlichen Konfessionen bewogen werden können, den Feinden jeder staatlichen Ordnung in Bekämpfung der letzteren behilflich zu sein; wohl aber ist es meine Aufgabe, in den Staaten, deren Regierung mir von Gott anvertraut ist, den inneren Frieden zu schützen und das Ansehen der Gesetze zu wahren. Ich bin mir bewußt, daß ich über Erfüllung dieser meiner königlichen Pflicht Gott Rechenschaft schuldig bin, und ich werde Ordnung und Gesetz in meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrecht halten, so lange Gott mir die Macht dazu verleiht. . . .

„Ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß Eure Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um der unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion JEsu Christi hat, wie ich Eurer Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu thun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Eurer Heiligkeit angerufenem Panier ich mich rückhaltslos bekenne.

„Noch eine Äußerung in dem Schreiben Eurer Heiligkeit kann ich nicht ohne Widerspruch übergehen . . . . die Äußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papste angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem ich mich, wie Eurer Heiligkeit bekannt sein muß, gleich meinen Vorfahren mit der Mehrheit meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler als unseren HErrn JEsum Christum anzunehmen. Diese Verschiedenheit des Glaubens hält mich nicht ab, mit denen, welche den unsern nicht teilen, in Frieden zu leben und Eurer Heiligkeit den Ausdruck meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen.

Wilhelm."

Durch die außerordentlichen Anstrengungen und Aufregungen, denen Bismarck in dieser Zeit ausgesetzt war, hatte sein Gesundheitszustand so gelitten, daß er sich im Juli 1874 zu einer Brunnenkur nach Kissingen begab. Es war am 13. jenes Monats, um 1 Uhr mittags, als der Fürst in einer Kutsche nach den Salinenbädern fuhr.

Als der Wagen, so heißt es in einem Bericht, aus der Gartenstraße in die Hauptstraße einlenkte, entstand ganz zufällig eine kurze Verzögerung dadurch, daß ein Herr in der üblichen Kleidung der Geistlichen unmittelbar an den Pferden vorüber von der einen Seite der Straße auf die andere hinübereilte, wohl um von dieser aus den Fürsten besser sehen zu können. In demselben Augenblicke sprang ein nichtswürdiger Bursche von gemeinem Aussehen plötzlich aus der Menge bis dicht an den Wagenschlag vor und feuerte aus großer Nähe ein Pistol auf den Fürsten ab. Dieser hatte soeben zur Erwiederung der Grüße die rechte Hand nach der Kopfbedeckung erhoben, als die Kugel gerade zwischen der Hand und der Schläfe hindurchflog und ihn am Handgelenke streifte. Voll Unwillens, jedoch ohne für einen Augenblick seine ruhige Haltung zu verlieren, verließ Fürst Bismarck den Wagen und begab sich zu Fuße mitten durch die erregte Menge in seine Wohnung zurück, wo seine Gemahlin und Tochter voll banger Besorgnis, aber voll Dankes für seine Errettung ihn empfingen. Der Thäter wurde von mehreren Zeugen des Vorganges gleichzeitig ergriffen und nach dem Gefängnis abgeführt. Nur mit Mühe gelang es, ihn vor einem Akte der Volksjustiz zu schützen.


Kullmann.

Bald nachdem die Wunde verbunden war, fuhr der Fürst im offenen Wagen nach dem Landgerichte, wohin der Verbrecher unterdessen gebracht worden war. Auf der Fahrt wurde er überall enthusiastisch begrüßt. Allgemein verbreitet war die Ansicht, daß es sich hier nicht um das Verbrechen eines Einzelnen handelte, sondern daß dieses im Zusammenhange mit den geheimen Umtrieben einer Partei stünde. Diese Ansicht wurde bestätigt, als man erfuhr, daß der Thäter, ein Böttchergeselle Namens Kullmann aus Neustadt-Magdeburg, in seiner Heimat dem sogenannten „katholischen Männervereine“ angehört und unter dem Einflusse eines fanatischen katholischen Pfarrers, Namens Störmann, in Salzwedel gestanden habe. Auch die Antworten, welche er dem Fürsten bei dieser einzigen Unterredung gab, wiesen auf solche Beziehungen hin. Auf die Frage: „Warum haben Sie mich denn umbringen wollen?“ erwiderte jener:

„Wegen der Kirchengesetze in Deutschland", und auf die weitere Frage, ob er denn glaube, damit die Sache zu verbessern, antwortete er mit der Redensart: „Bei uns ist es schon so schlimm, daß es schlimmer nicht werden kann." Weiter sagte er noch dem Fürsten, er habe „seine Fraktion" beleidigt, und bezeichnete als diese „die Centrumsfraktion des Reichstags".

Am Abend brachten die Kurgäste dem Kanzler eine Serenade nebst Fackelzug. Der Fürst trat auf den Balkon.

„Es geziemt mir nicht," sagte er, „weiteres über die Sache zu reden; sie ist dem Urteile des Richters übergeben. Das aber darf ich wohl sagen, daß der Schlag, der gegen mich gerichtet war, nicht meiner Person galt, sondern der Sache, der ich mein Leben gewidmet habe: der Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands. Und wenn ich auch für die große Sache hätte sterben müssen, was wäre es weiter gewesen, als was Tausenden unserer Landsleute passiert ist, die vor drei Jahren ihr Blut und Leben auf dem Schlachtfelde ließen! Das große Werk aber, das ich mit meinen schwachen Kräften habe mit beginnen helfen, wird nicht durch solche Mittel zugrunde gerichtet werden, wie das ist, wovor Gott mich gnädiglich bewahrt hat. Es wird vollendet werden durch die Kraft des geeinten Volkes. In dieser Hoffnung bitte ich Sie, mit mir ein Hoch zu bringen auf das geeinigte deutsche Volk und seine verbündeten Fürsten!"

Am 24. Dezember kam das Attentat auch im Reichstage zur Sprache. Ein Ultramontaner stellte Kullmann als einen halbverrückten Menschen hin. „Ich kann Ihnen versichern," erklärte Bismarck, „daß der Mann, den ich selbst gesprochen habe, vollkommen im Besitz seiner geistigen Fähigkeiten war. Sie haben ja auch weitläufige ärztliche Atteste darüber. Ich begreife es, daß der Herr Vorredner jeden Gedanken an eine Gemeinschaft mit einem solchen Menschen scheut und ihn weit von sich weist. Ich bin auch überzeugt, das wird auch vor dem Attentate des Herrn Vorredners Ansicht gewesen sein, und der Herr Vorredner wird gewiß nie im Innersten seiner Seele auch nur den leisesten Wunsch gehabt haben: wenn dieser Kanzler einmal verunglücken könnte! Ich bin überzeugt, er hat das nie gedacht! Aber mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder, wie Sie wollen, er hängt sich an ihre Rockschöße fest, er nennt Sie seine Fraktion!"

Nun sprach Windthorst von dem „unglücklichen" Kullmann, verdammte zwar das Attentat, setzte aber hinzu: „Wenn die politischen und kirchlichen Streitigkeiten zu einem Siedepunkt gelangen, dann muß man sich nicht wundern, wenn hier und da unglückliche Menschen zu einem wahnsinnigen Unternehmen hingerissen werden. Das liegt eben an der unglücklichen Konstellation, und diejenigen mögen es sich zuschreiben, welche die Konstellation herbeiführen." Bismarck entgegnete ihm, diese Worte lauten in einfaches

Deutsch übergetragen: „Eigentlich war Kullmann entschuldbar und der Reichskanzler selbst daran schuld, daß Kullmann auf ihn schoß."

Mit dem April 1875 hatte der Kulturkampf seinen Höhepunkt erreicht. Der Kanzler hielt im Landtage eine Rede, in der er in kennzeichnenden und sich bald erfüllenden Worten dies erklärte: „Wie uns die Geschichte kriegerische Päpste und friedliche, fechtende and geistliche zeigt, so hoffe ich, wird doch auch wieder einmal demnächst die Reihe an einen friedliebenden Papst kommen, der nicht lediglich das Produkt der Wahl des italienischen Klerus und sich zur Weltherrschaft erheben will, sondern der bereit ist, auch andere Leute leben zu lassen nach ihrer Art, und mit dem sich Friede schließen lassen wird — darauf ist meine Hoffnung gerichtet, und dann hoffe ich wiederum einen Antonelli zu finden, der einsichtsvoll genug ist, um dem Frieden mit der weltlichen Macht entgegenzukommen."

Pius, der kriegerische Papst, starb am 7. Februar 1878; sein Nachfolger, Leo XIII., gehörte der Sorte von Päpsten an, die Bismarck die friedlichen genannt hatte.

Wir können hier den einzelnen Phasen der „Aussöhnung" zwischen Staat und Kirche nicht folgen. Zuvörderst tauschten Leo XIII. und Kaiser Wilhelm einige Höflichkeitsphrasen aus, dann reiste ein päpstlicher Nuntius nach Kissingen zu Bismarck.

Man kann nicht leugnen, daß bei Bismarck außer dem Wunsche, dem katholischen Volke nicht ferner die freie Religionsübung zu erschweren, auch politische Gründe bei dem Verlangen nach Frieden mit dem Papste mitwirkten. Das Centrum wurde nicht schwächer, sondern stärker, und zählte endlich so ziemlich den vierten Teil der Mitglieder des Reichstages. Nun stimmte diese Fraktion aus Rache gegen alle Regierungsmaßregeln, und da Bismarck sich auch auf keine der anderen großen Parteien verlassen konnte, so mußte er immer hin und her lavieren, wenn er etwas durchbringen wollte. Oft genug geriet er dabei ins Hintertreffen.

Auch lag's ja zu tage, daß der Kulturkampf viel zur Verrohung der Gemüter, zur Religionslosigkeit und zur Stärkung des socialistischen Elements beitrug.

Im Jahre 1879 mußte der liberale Kultusminister Falk weichen. An seine Stelle trat der konservative Herr von Puttkamer. Im nächsten Jahre schon legte die Regierung dem preußischen Landtage eine Vorlage vor, durch welche ein Teil der Maigesetze unwirksam gemacht wurde. Auch wurde die Gesandtschaft im Vatikan wieder hergestellt. Bismarck erklärte, er habe die Maigesetze überhaupt nicht als eine dauernde Institution, sondern nur als Kampfgesetze angesehen. Manche Gesetze hätten überhaupt seine Billigung nicht gehabt, da sie das Gewissen der Katholiken bedrückten, so namentlich das Gesetz über die Einmischung des Staates in die Erziehung

der Geistlichen. Nach und nach ließ denn auch der Landtag eine Bestimmung nach der anderen fallen. Die Handhabung der Disziplin, die Erziehung der Geistlichen, der kirchliche Gerichtshof — das alles wurde der Kirche zurückerkannt. Von der ganzen „Herrlichkeit" der Maigesetze blieb nur die Pflicht des Papstes und der Bischöfe, die Ernennungen anzuzeigen, damit dem Staat Gelegenheit zu Protesten bleibe, die aber begründet werden müssen!

Zugleich spielte sich auch eine Komödie ab, die vielleicht schlau aber wenig würdig war. Die deutsche Regierung hatte die Carolineninseln im Stillen Ocean besetzen lassen. Dagegen protestierte Spanien. In dieser Differenz rief Bismarck den Papst zum Schiedsrichter auf. Der nahm dies Amt an, entschied zu Gunsten Spaniens, und Bismarck dankte dem Papst für die Mühe. Dieser aber sandte ihm den Christusorden und dankte ihm in warmen Worten dafür, daß er das Ansehen des Papsttums in der Welt gehoben habe! Und das war derselbe Bismarck, den Pius IX. verflucht und den modernen Attila genannt! — Ein Kommentar ist ja hier überflüssig. —


Minister von Puttkamer.

Es wurde Bismarck nicht leicht, sich gegen die Vorwürfe der Liberalen, daß er nun doch nach Kanossa gegangen sei, zu verteidigen. Übrigens war mit dem Centrum eine Verständigung nicht zu erzielen. Denn Windthorst sah den Konflickt als noch nicht erledigt an und blieb bis zu seinem Tode bemüht, den Kulturkampf lebendig zu erhalten.

Der Kampf mit Rom hat uns den Kanzler vielfach in seinen Beziehungen zum Christentum gezeigt. Suchen wir uns deshalb bei dieser Gelegenheit die Frage zu beantworten: **Welches ist des Fürsten Stellung zum Christentum?**

Die Antwort auf diese Frage ist gar verschieden ausgefallen, je nach dem Standpunkt, den der Kritiker selber zum Christentum einnimmt, und je nach der oberflächlicheren oder gründlicheren Kenntnis des Lebenslaufes und des Charakters des Fürsten. „Von der Parteien Haß und Gunst entstellt", schwankt auch Bismarcks Bild in der Geschichte, insonderheit, wenn es sich bei der Entwerfung desselben um eine so recht eigentliche Herzenssache handelt, wie die Religion es ist, und dazu bei einem Manne, der nie die Schwäche gehabt hat, anderen Leuten Dinge zu erzählen, die seine höchsteigene Sache sind.

Und dennoch ist die Beurteilung Bismarcks auch nach der religiösen Seite hin nicht so schwer wie bei manchem anderen Manne. Denn es ist eine anerkannte Thatsache, daß Fürst Bismarck, wenn er etwas sagt, auch just das meint, was er sagt. Man kann also getrost seine mündlichen wie schriftlichen Äußerungen, die seine Stellung zum Christentum kennzeichnen, allemal für aufrichtig halten. „Der Mensch“ — so hat der Diplomat Talleyrand gesagt — „hat die Sprache nur, um das zu verbergen, was er denkt.“ Zu dieser Sorte von Diplomaten gehört jedoch Bismarck nicht.

Die Frage, ob Bismarck zu den Christen zu zählen ist oder nicht, ist ja für niemand, der selber Christum bekennt und ein Interesse an Deutschland und seinem Reformator auf weltlichem Gebiet nimmt, eine gleichgültige. Die Beurteilung Bismarcks und seiner Arbeit hängt davon ab, ob Bismarck nur ein reichbegabter Staatsmann war, der durch allerlei nützliche Ratschläge der selbstsüchtigen Klugheit jenem Lande diente, oder ob er in christlicher Gesinnung, in der Furcht Gottes und in der wahren Liebe zum Nächsten seine Arbeit that. — Denn möge er im ersten Falle von der blinden, abgöttischen Welt noch so sehr angestaunt, ja, fast angebetet, möge er mit Ehren, Würden und Orden überschüttet werden — er hätte vor Gott doch nur ein verlorenes Leben geführt und würde, wenn der grimme Tod ihn ergriffe, zeitliche Ehre und Vollgenuß der weltlichen Güter mit ewiger Schande und ewigem Darben vertauschen; denn vor Gott gilt eben kein Ansehen der Person.

Bismarcks Jugend fiel in die Zeit des Rationalismus, des Vernunftglaubens, dessen Gott dem Menschengeiste sein Regiment abgetreten hat und sich nun im Himmel von der Arbeit seines Schöpfungswerkes ausruht und die von ihm aufgezogene Weltuhr ruhig ablaufen läßt. Religiöse Vertiefung galt damals, auch unter den Adligen, für altmodisch und unfein. Der Mutter Bismarcks wird ja nachgerühmt, daß sie eine vorwiegend verständige, aufgeklärte Frau gewesen sei, vom Vater hört man, daß er wohl gemütvoll, aber doch ohne tieferen Zug zum Himmlischen war. Die Berliner Schulen, die Bismarck besuchte, wurden, so vorzüglich sie sonst auch waren, doch ganz im rationalistischen Geiste geleitet. Doch ist Bismarck nicht ohne ernste Bewegung in die Konfirmandenstunden gegangen. Oft erinnerte er sich im späteren Leben seines Konfirmationsspruches: „Alles was ihr thut, das thut von Herzen, als dem HErrn, und nicht den Menschen.“

Aber mögen diese Eindrücke auch damals tief gewesen sein und im späteren Leben wieder sich geltend gemacht haben — sie wurden dennoch gänzlich verwischt in den folgenden Jahren durch das flotte Studentenleben und das wilde Treiben im „Kniephof“.

Gleichwohl konnte weder der Rationalismus, noch konnten die Genüsse dieser Welt das Herz des jungen Bismarck befriedigen; denn im Hinter-

grunde desselben ruhte doch ein großer Ernst; und das zeitweilige Mitmachen in der Lust der Welt machte es ihm klar, wie so gar eitel diese Lust ist.

Gerade als er weit und breit als der tolle Bismarck bekannt war, ging in ihm eine Wandlung vor. Er stahl sich von seinen lustigen Brüdern und den nächtlichen Zechgelagen hinweg und suchte grübelnd und schwermütig die Einsamkeit auf. In dieser Zeit führte ihm Gott das christgläubige Edelfräulein Johanna von Puttkamer zu. Und wenn Bismarck, was er oft seinen Freunden gegenüber that, von dieser Frau sagte: „Ihr ahnt gar nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat," so dürfen wir wohl annehmen, daß Bismarck hierbei innerer Wandlungen gedenkt. Leer und unbefriedigt von dem Wesen und Treiben der Welt strömte ihm nun ein wohlthuender Inhalt zu.

Er hat das später selbst in einem Briefe an seine Frau bekundet, der bereits auf Seite 26 und 27 abgedruckt ist.

Und ein Jahr später — im Jahre 1852 — als Bismarck Bundesgesandter in Frankfurt war, schrieb er an den preußischen Minister Manteuffel: „Nur das Christentum kann die Fürsten in würdiger Weise zu dem machen (was sie sein sollen), und sie von der Auffassung des Lebens lösen, welche sie, oder doch viele unter ihnen, in der von Gott verliehenen Stellung suchen läßt. Für einen Menschen, der nicht an Pflichten glaubt, die ihm im Wege göttlicher Offenbarung auferlegt sind, sehe ich nichts in der Welt, was ihn abhalten sollte, nach seiner Einbildung das Leben zu genießen, außer der Furcht vor Schaden an Person und Vermögen; und darüber wiegt man sich leicht in Täuschung ein, ob derartiger Schaden bevorsteht."

So schreibt auch Bismarck am 2. Juli 1859 aus Petersburg an die Gattin: „Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel."

Seinen Schwager Arnim tröstet er über den Verlust eines Sohnes also: „Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch 20 oder 30 Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsere Kinder sind an unserem jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre."

Ein ganz ähnlicher Geist durchzieht die Rede, die Bismarck im Jahre 1876 bei Beratung des Socialistengesetzes im Reichstag hielt. Da sagte er: „Wenn diese Herren in Hohn und Spott, in Bild und Wort alles,

was dem Volke bisher heilig gewesen ist, als einen Zopf, eine Lüge darstellen, ihnen den Glauben an Gott, den Glauben an unser Königtum, die Anhänglichkeit an das Vaterland, an die Familienverhältnisse, an den Besitz, an die Vererbung dessen, was sie erwerben für ihre Kinder, ihnen alles das nehmen, so ist es doch nicht allzu schwer, einen Menschen von geringem Bildungsgrad dahin zu führen, daß er schließlich mit Faust spricht:

'Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allem der Geduld!'

„Ein geistig so verarmter und nackt ausgezogener Mensch, was bleibt dann dem übrig, als eine wilde Jagd nach sinnlichen Genüssen, die allein noch mit diesem Leben versöhnen können. Wenn ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der diesen Leuten beigebracht ist — ja, meine Herren, ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Stellung, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter nennt:

'An Gott und bessere Zukunft glauben'

nicht hätte!"

Wiederholt hat Bismarck erklärt, daß er sein saueres verantwortungsvolles Amt nur deshalb noch behalte, weil er fest glaube, daß Gott ihn in dasselbe gestellt habe und ihm auch zur Ausübung desselben Kraft verleihen werde.

„Wenn ich nicht ein Christ wäre," so erklärte er auf der Höhe seines Ruhmes nach der Gefangennahme Napoleons, „diente ich dem Könige keine Stunde mehr. Wenn ich nicht meinem Gott gehorchte und auf ihn rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug. . . Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen und übler Behandlung, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich an den Nagel hängen oder das Geschäft gar nicht übernommen haben. Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott. Orden und Titel reizen mich nicht — der entschlossene (d. h. zuversichtliche und thatbereite) Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist; sonst wäre ich von Natur Republikaner . . . Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe, gegen alle möglichen Absurditäten (Abgeschmacktheiten) . . . . nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die

wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. . . Schaffen Sie mir einen Nachfolger mit dieser Basis, und ich gehe auf der Stelle. . . Wie gerne ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Waldleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut."

Wie weit in Bismarcks Herzen der christliche Glaube mit der Ausrich-



Bismarck im Barte.*

tung seines weltlichen Berufs verbunden war, davon giebt auch der nachstehende Brief Zeugnis, ein Dankschreiben, das der Fürst am 24. Dezember 1864 an den damaligen König Wilhelm richtete, der ihm einen Spazierstock zu Weihnachten geschenkt hatte. Er lautet:

„Berlin 24. Dezember 1864. Ew. Majestät sage ich meinen ehrfurchtsvollen und wärmsten Dank dafür, daß Allerhöchst dieselben meiner

* Bismarck hat eine Zeitlang einen Vollbart getragen — es war das etwa im Jahre 1883. Er gab das jedoch bald wieder auf.

heute in Gnaden gedacht haben. Möge Gott mir so viel Kraft geben, als ich guten Willen habe, den Stab, dessen Symbol Ew. Majestat mir als ein lebenslängliches teures Andenken heute schenken, nach Allerhöchst Ihrem Willen zum Heile unseres Vaterlandes zu führen. Ich habe das gläubige Vertrauen zu Gott, daß Eurer Majestät Stab im deutschen Lande blühen werde, wie der Stecken Aarons laut dem 4. Buch Mosis im 17. Kapitel, und daß er zur Not sich auch in die Schlange verwandeln werde, welche die übrigen Stäbe verschlingt, wie es im 7. Kapitel des 2. Buches erzählt ist. Verzeihen Ew. Majestät meinem dankbaren Gefühl diese Bezugnahme. Angesichts des Weihnachtsfestes habe ich das Bedürfnis, Ew. Majestät zu versichern, daß meine Treue und mein Gehorsam gegen den Herrn, den Gott mir auf Erden gesetzt hat, auf derselben festen Grundlage beruhen wie mein Glaube. In tiefster Ehrfurcht und unwandelbarer Treue ersterbe ich Ew. Majestät alleruntertänigster v. Bismarck."

Immer wieder, in seinen Reden wie in seinen Briefen, hat Bismarck, dem ja die höchsten Ehren erwiesen wurden und den man umschmeichelte, wo er ging und stand, den beispiellosen Erfolg seiner Diplomatenkunst von sich ab und auf Gott gewiesen. So schreibt er schon am 16. Mai 1864 an einem preußischen Konservativen: „Je mehr ich in der Politik arbeitete, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen;" und gegen Schluß hin sagt er: „Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der HErr auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zur heilsamen Demütigung."

Auch als die in der ganzen Geschichte beispiellose Feier seines achtzigsten Geburtstages ihn aus allen Gauen Deutschlands, ja, aus allen Erdteilen, wo nur Deutsche weilen — und wo gäbe es keine Deutschen? — als jene Feier ihm alle nur erdenklichen Ehrenbezeugungen brachte, da klang doch wiederholt aus seinen Ansprachen das Wort: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin."

Wie steht's mit Bismarcks Besuch des Gottesdienstes und Genuß des heiligen Abendmahls?

Schon im Jahre 1865 hatte ihm der Pastor André von Roman wegen seines unregelmäßigen Besuches der Gottesdienste Vorhalt gethan. Es ist charakteristisch und erklärend, was Bismarck darauf antwortete. (Der Leser findet die Antwort auf Seite 97 und 98.)

Wenn Bismarck in Berlin weilte, hielt er sich zur Dreifaltigkeitskirche, in welcher er einst konfirmiert wurde. Das Abendmahl empfing er aus der Hand des Konsistorialrats Souchon. Wenn er krankheitshalber dem öffent-

lichen Gottesdienste fern blieb, so ließ er häufig für sich und die Seinen durch einen jüngeren Pastor Privatgottesdienst halten.

Es ist wohl nicht zu leugnen — und Bismarck leugnet es ja auch selber nicht — daß er häufiger dem Gottesdienst hätte beiwohnen können, als er es gethan hat. Auch ist es, wie man hört, mit seinem Besuch der Gottesdienste mit den Jahren immer dürftiger geworden. Er selbst entschuldigte das wiederholt mit seiner Kränklichkeit, die ihm das Sitzen erschwere, sagte auch, daß ihm durch das Angaffen der Leute Andacht und Weihe gestört würde.

Wir können den letzteren Grund kaum gelten lassen; denn das Angaffen würde sicherlich bei häufigem Besuch der Kirche bald weggefallen sein. Auch hätte Bismarck wohl erwägen sollen, welchen heilsamen Einfluß gerade seine Gegenwart im öffentlichen Gottesdienste auf die säumigen Kirchgänger geübt haben würde.

Bismarck nimmt das Abendmahl regelmäßig zwei= bis dreimal im Jahr, allerdings auch im Hause.

Superintendent Pank, früher Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, jetzt in Leipzig, teilte kürzlich eine Erinnerung mit, welche mit dem eben Bemerkten in Zusammenhang steht.

„Eines Tages, zu Anfang des Jahres 1880, sagte mir der Reichskanzler, daß er in der Dreifaltigkeitskirche von Schleiermacher konfirmiert sei. Ich fragte ihn, ob er auch noch seinen Konfirmationsspruch wisse. ‚Ja,‘ erwiderte er: ‚Was ihr thut, das thut dem HErrn und nicht den Menschen. Nicht wahr, ein besseres Wort konnte mir nicht mitgegeben werden?‘ Zu Hause erzählte ich es meinem Küster; dieser durchblätterte die alten Konfirmandenregister, fand dort richtig den Namen ‚Otto von Bismarck‘ und sagte ‚Am kommenden 31. März sind seitdem gerade fünfzig Jahre verflossen; da müßten wir eigentlich dem Reichskanzler einen Jubiläums=Konfirmationsschein schreiben, wer weiß, ob er den früheren noch hat.‘ Gesagt, gethan. Der Konfirmationsschein wurde angefertigt, mit einfachen Randzeichnungen um den Text, oben das Bild Schleiermachers, unten den oben erwähnten Denkspruch. Am Morgen des 31. März 1880 legte ihn die Fürstin auf den Frühstückstisch des Reichskanzlers. Sie sagte mir nachher, daß er sich kaum über etwas so gefreut habe wie über diese überraschende ernste Erinnerung an einen Gedenktag seines Lebens, an dessen fünfzigster Widerkehr er nicht im entferntesten gedacht hatte. Als ich einige Zeit darauf dem Fürsten das heilige Abendmahl reichte, führte er mich nach der Feier zu seinem Schreibtisch, auf dessen Mitte der Konfirmationsschein aufgestellt war, und sagte: ‚Es hat doch etwas auf sich, wenn man sich sagen muß: 50 Jahre sind dahin gegangen, seitdem du vor dem

Konfirmationsaltar gestanden! Aber der Spruch soll mein Leitstern bleiben!'"

Sehr beachtenswert ist, was J. Heinzelmann kürzlich mitteilte. „Jahrelang," so schreibt er, „verkehrte mein seliger Vater, so oft es die Verhältnisse erlaubten, fast wöchentlich mit der einzigen, jetzt noch lebenden Schwester Bismarcks, Frau Malwine von Arnim=Kröhlendorf. Wiederholt teilte Frau von Arnim meinem Vater die Glaubensstellung ihres Bruders in seinen eigenen Worten mit, die also lauten: ‚Ich glaube, daß ich auch nur ein verlorner und verdammter Mensch bin, der nicht anders selig werden kann als allein durch den Glauben an meinen Erlöser JEsum Christum — aus lauter Gnade.' — Ferner teilte die obige edle Frau meinem Vater mit, daß ihr Bruder — damals noch Reichskanzler — Gottesdienst und Sakrament wohl gebrauche, so oft er bei seiner immensen Arbeit nicht daran verhindert sei, und das vor allem, wenn er damals besuchsweise auf seinen Gütern weilte. — Und dann noch eins: Bismarcks verstorbene Frau hatte für jeden ihrer Diener meines seligen Vaters Evangelien=Predigten angeschafft, in denen selbst Bismarck fleißig las." — Dieser Mitteilung wollen wir hinzufügen, daß Bismarck mit seiner Schwester durch die innigste geschwisterliche Liebe verknüpft war, so daß die Leute zu sagen pflegten: „Er ist mit ihr wie mit einer Braut." Das beweisen auch die prächtigen Briefe, die er ihr geschrieben hat.

Es mag ja beklagt werden, daß Bismarck, sagen wir einmal, nicht deutlicher mit seinem Christentum herausgetreten ist, daß er sich nicht an christlichen Werken so beteiligt hat, daß seine Beteiligung landkundig wurde. Leute, die es wissen können, so auch einer der Pastoren, die in Varzin ihm und seiner Familie nahestanden, versichern jedoch: „Sein Haus ist dem Kanzler, wie seine Religion, ein Sanktuarium, dessen Thüren und Fenster er nicht nach der Gasse hin geöffnet haben will."

Weil Einzelzüge ein Gesamtbild bestimmter machen, so wollen wir auch solche aus dem Leben des Kanzlers herausgreifen, natürlich nur solche, die seine religiösen Anschauungen charakterisieren.

Als Bismarck nach dem Friedensschlusse (1871) durch Rathenow kam, gab ihm der Pastor die Versicherung, daß auch aus seiner Gemeinde für ihn Gebete zu Gott aufstiegen. Der Fürst erwiderte: „Ich danke Ihnen herzlich; denn ich weiß, daß das Gebet hilft." —

In dem Autographen=Album des früheren hessischen Ministers Grafen Enzenberg zu Paris befindet sich von Guizot der Spruch: „In meinem langen Leben habe ich zwei Wahrheiten begriffen: Man muß vieles verzeihen und niemals vergessen." Thiers hat hinzugefügt: „ein weniges Vergessen schadet der Aufrichtigkeit des Verzeihens nicht." Darunter hat Bismarck

die Worte gesetzt: „Ich habe in meinem Leben vieles vergessen lernen und vieles mir verzeihen lassen!“

Bismarck ist auch ein Doktor der Theologie! Freilich nur ein „Ehrendoktor“ und dazu ein solcher der Universität Gießen, deren Theologie eine sehr zweifelhafte ist. Auch war diese „Ehrung“ dadurch veranlaßt, daß das Gesamtministerium unter Bismarcks Vorsitz gegen das Urteil des Oberkirchenrats die Anstellung des kirchlichen=freisinnigen Professors Harnack für Berlin durchgedrückt hatte. So hieß es denn in der Urkunde der Universität Gießen, der Doktortitel sei verliehen „der erlauchten Stütze des Evangeliums in aller Welt, dem tiefblickenden Staatsmann, dem die christliche Religion die der thatkräftigen Liebe, nicht der Worte, des Herzens und Willens, nicht der bloßen Spekulation ist; dem einsichtigen Freund, der zumal den evangelischen Fakultäten teuer geworden ist durch die Entschlossenheit, mit welcher er für die Freiheit derselben eingetreten ist, ohne welche sie dem Evangelium und der Kirche nicht dienen können.“ Und Bismarck hatte am 22. November 1885 geantwortet: „Meinem Eintreten für duldsames und praktisches Christentum verdanke ich diese Auszeichnung. Wer sich der eigenen Unzulänglichkeit bewußt ist, wird in dem Maße, in welchem Alter und Erfahrung seine Kenntnis der Menschen und der Dinge erweitern, duldsam für die Meinung anderer.“

Die Duldsamkeit ist, richtig verstanden und geübt, ja auch ganz lobenswert, und Bismarck besitzt dieselbe auch — vornehmlich aber aus dem Grunde, weil er selber eine entschieden konfessionelle Stellung nicht einnimmt. Einst — bei einem Tischgespräch am 12. August 1870 zu St. Avold in Frankreich — sagte er: „Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden gar nicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird als verfolgungssüchtig verschrieen, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist; daß aber die Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt und verspottet werden — das finden die Leute ganz in der Ordnung.“

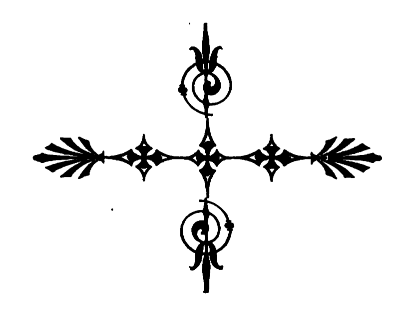
„Die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant,“ sagte er bei einer anderen Gelegenheit. „Sie verfolgen die, welche gläubig sind, zwar nicht mit Scheiterhaufen — denn das geht nicht mehr — aber mit Spott und Hohn, in der Presse und im Volke. Ich möchte nicht sehen, mit welchem Vergnügen man dabei sein würde, wenn der Pastor Knak (ein bekannter schriftgläubiger Prediger in Berlin) gehängt würde.“

Zu welchem Schlußurteil über Bismarcks Stellung zum Christentum werden wir nun angesichts der vorstehenden Mitteilungen bei unparteiischer Prüfung kommen müssen?

Jedenfalls weder zu dem Urteil mancher deutschländischer Pastoren, die ihn, sei es im Überschwang patriotischer Begeisterung oder unter dem Hoch=

druck königlich-preußischer Gesinnung, als einen hervorragenden Christen preisen, noch aber zu dem Urteil, welches dem Fürsten Bismarck das Christentum einfach abspricht oder doch sein Christentum stark in Frage zieht, ein Urteil, das wohl meist von Empfindungen, die den obigen entgegenstehen, diktiert wird.

Wir halten vielmehr dafür, daß die vorstehenden Thatsachen jedem billig und unparteiisch urteilenden Menschen auf die Frage: *Hat man sicheren Grund, den Fürsten Bismarck für einen Christen zu halten?* die Antwort aufzwingen: *Ja, dafür hat man, so weit Menschen urteilen können, vollauf Grund und Ursache.*





Bismarck auf dem Wege zum Reichstage.



Das Niederwalddenkmal.

Zwanzigstes Kapitel.

Allerlei Konflikte nach innen und außen.

„Der König bist du aller Diplomaten!
Und wardst du uns'rer Einheit Bannerträger,
Werd' jetzt auch uns'rer Freiheit Hort
und Pfleger!"

Bismarck war im neuen Reich in der That nicht auf Rosen gebettet. Nur die ersten Jahre des Deutschen Reiches waren glückliche, waren Jahre ungetrübten nationalen Aufschwungs.

Bald wurde das anders. Das

letzte Kapitel hat ja gezeigt, wie das Centrum seine dunklen Schatten auf den Glanz des neuen Reiches warf. Auch waren doch noch die Sonderbestrebungen der kleinen Staaten und auch der durch den Krieg von 1866 einverleibten „Mußpreußen" zu spüren.

Wir wissen sehr wohl, daß unter den Deutsch-Amerikanern der Partikularismus nur wenige Anhänger zählt, aber wir wollen dennoch auf denselben hier etwas näher eingehen, zumal der Partikularismus zu denjenigen Nationaleigentümlichkeiten zählt, die bloß bei den lieben Deutschen, oder bei keinem andern Volke im gleichen Maße, sich finden.

Man versteht darunter jene engherzig begrenzte, klein-patriotische Gesinnung, die Herz und Auge nur für das politisch abgegrenzte Partikelchen (Teilchen) deutschen Bodens hat, dem man angehört. Klein oder kleinlich, wie das beschränkte Vaterländchen, an welches sich die Vorliebe des Partikularisten knüpft, sind seine politischen Ideen, die sich nicht, über die Stammesunterschiede hinwegblickend, zur Liebe für das große gemeinsame Vaterland, „so weit die deutsche Zunge klingt", erheben können. Es ist Kleinstaaterei in des Wortes kühnster Bedeutung.

Der Partikularismus stammt nicht von unseren altdeutschen Vorfahren; denn diese waren Patrioten von so großartigem Zuschnitte wie die herrlichen, himmelanstrebenden Dome, die sie erbauten, wie das gewaltige altdeutsche Reich, dessen Söhne und Stützen sie waren.

Erst seitdem die ursprüngliche Reichsherrlichkeit zu zerfallen begann, seit dem dreißigjährigen Kriege und besonders seit dem vierzehnten Ludwig von Frankreich hat sich der Partikularismus ausgebildet und wurde teils vom Ausland, teils von emporstrebenden deutschen Fürsten, die nach persönlicher Souveränität strebten, gehegt und gepflegt. Es ging dies mitunter so weit, daß man, um seinen Partikularwünschen gerecht zu werden, keinen Anstand nahm, dem feindlichen Auslande hilfreiche Hand für schmachvolle Unterjochung des übrigen Vaterlandes zu bieten. Nicht nur einmal, sondern öftere Male hat der Partikularismus zum Verrat an den Stammesverwandten und dem deutschen Geburtslande geführt.

Das Jahr 1866 hatte ja endlich der Kleinstaaterei ein Ziel gesetzt. Hunderttausende unserer Landsleute, ja, jedes deutsche Herz, wurde damals und noch mehr nach dem Franzosenkriege von dem gleichsam neuerstandenen Geiste der Vorväter angeweht und von ihrer Kleinstaaterei kuriert. Ein partikularistischer Rest blieb freilich zurück, so gewaltig der neue Impuls auch gewesen war. Und man kann, ohne sich zu täuschen, annehmen, daß dieser Überrest den verbohrtesten und eigenwilligsten Teil der ehemaligen Partikularisten in sich faßt, Personen, welche fremdländische und antideutsche Neigungen mit der angeborenen Zähigkeit unseres Nationalcharakters verbinden. Eine mildere Form der Sache äußert sich bei denjenigen, die zwar

die Wiedererrichtung des Reiches freudig begrüßten, aber nicht in der Gestalt und Entstehungsweise, wie sie wirklich vorlag.

Da waren Hessen, Bayern, Württemberger, Hannoveraner, ferner etliche Dänen und Polen, die innerhalb der Reichsgrenze wohnen, Leute, denen die neue Ordnung der Dinge aus mancherlei Gründen sehr mißfiel. Wirkliche Reichsfeinde sind sie zum Teil eigentlich nicht, aber so, meinen sie, hätte es nicht kommen sollen, wie es thatsächlich geworden. Warum muß gerade Preußen mit Kaiser Wilhelm an der Spitze Deutschlands stehen, und nicht Württemberg oder Bayern? Für Landeskinder dieser Stämme wäre es doch schmeichelhafter und angenehmer. Vielfache politische oder religiöse Vorteile würden daraus für sie hervorgehen, deren sie jetzt ermangeln.

Zu Beschwerden dieser Art gesellen sich eine Reihe wirklicher und scheinbarer Ungerechtigkeiten, die beim besten Willen von politischen Umbildungsprozessen nicht vollkommen fern zu halten sind. Der treue Hannoveraner, Hesse, Nassauer hatte jeder seinen angestammten Herrscher verloren. Ihr engeres Vaterland wurde auf dem abrupten Wege der Kriegsgewalt, ohne Rücksicht auf Wunsch und Willen der Einwohner, zur Krone Preußens geschlagen. Gleichermaßen Frankfurt a. M., Schleswig-Holstein, Elsaß-Lothringen. Es mögen für diese Maßnahmen der einfach auf Kriegsrecht sich stützenden Gewalt sehr bedeutende staatsmännische und strategische, besonders nationale Gründe existieren, wie denn der weit überwiegende Teil des deutschen Volkes darin nur einen Akt gerechter und für ganz Deutschland heilsamen Vergeltung an den abgesetzten Dynastien erblickte. Aber viele ergebene Herzen in den annektierten Ländern bluteten dabei. Preußische Unterthanen würden im gleichen Falle denselben Schmerz eines verwundeten Gemütes empfinden, würden sich gleich lebhaft, vielleicht noch energischer als jene, gegen eine solche Vergewaltigung sträuben.

Was indes die Rechtsfrage anlangt, worauf die Depossedierten und ihre Anhänger pochten, so hätten sie zu ihrer eigenen Beruhigung und Klarstellung wohlgethan, wenn sie dieselbe im Lichte der Thatsachen betrachtet hätten.

Bekanntlich waren es der Partikularismus einerseits und das nationale Prinzip andererseits, welche im Jahr 1866 in blutige Kollission gerieten. Sie, die erwähnten Fürsten, ergriffen die Partei des ersteren. Sie appellierten an die Entscheidung der Waffen und des Kriegsglückes — folglich an die bare, reine Gewalt, diese letzte irdische Instanz für Streitfragen oder Rechtsfragen zwischen Regierungen und Staaten. Sie selbst — man muß es wiederholen — stellten alle ihre dynastischen Rechte auf die Spitze des Schwertes, von diesem wie von einem Gottesgericht den Urteilsspruch erwartend. Möglich, daß sie in ihrer vollen Siegesgewißheit ihre Teilnahme am Kriege, an Stelle der ihnen angebotenen Neutralität, nicht

für so äußerst kritisch hielten; aber wer kann für ihre Kurzsichtigkeit, die ihnen kein klares Bewußtsein dessen gestattete, was sie selbst thaten?

Nun, das Schwert, oder vielmehr Gott durchs Schwert, hat entschieden. Das Urteil des Gerichtes, an das sie Berufung eingelegt, fiel gegen sie aus. Ihnen widerfuhr genau das, was sie ihrem Gegner zugedacht hatten. Denn bekanntlich existierte zwischen den Verbündeten der Plan einer Zerstückelung und Verkleinerung Preußens — alle deutschen Partikularherrscher brachten Annexionsgelüste mit Absicht auf preußisches Gebiet in den Kampf!

Dürfen sie nun ohne Schamröte als konsequente Männer für Unrecht ausgeben, was sie selbst auszuführen beabsichtigten und durch göttliche Intervention auszuführen verhindert wurden? —

Doch die herrlichen, durch das einige Vaterland erfochtenen Siege versetzten dem Partikularismus, der schon so viel Unheil über Deutschland gebracht hat, den Todesstoß. Nur in ohnmächtigen Protesten macht sich hier und da noch ein unkurierbarer Partikularist Luft — auch wohl in Amerika.

Selbst in Elsaß-Lothringen haben die anti-deutschen Bestrebungen von Jahr zu Jahr abgenommen und wenige Jahrzehnte werden aus dem Neuerworbenen wieder machen, was es ehemals war: ein deutsches Land.

Weit mehr Not als die Partikularisten bereitete dem Kanzler die fortgesetzte Nörgelei des Reichstags bei den Bewilligungen für die Armee. Im Jahre 1894 brachte die Regierung eine Militärvorlage ein, nach welcher der Friedensstand des Heeres von 401,659 Mann vorläufig festgehalten werden sollte. Die Liberalen samt dem Centrum und den Socialdemokraten verbanden sich gegen den Antrag der Regierung. Damals — es war am 16. Februar — hielt Moltke seine große Rede über die Sicherheit des Friedens durch das deutsche Heer. „Keine Nation", sagte er, „hat bis jetzt in ihrer Gesamtheit eine Erziehung genossen wie die unsrige durch die allgemeine Wehrpflicht. Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. Das bloße Wissen aber erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben für eine Idee, für Pflichterfüllung, für die Ehre des Vaterlandes einzusetzen: dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Staat, hat unsere Schlachten gewonnen, der Staat, welcher jetzt bald sechzig Jahrgänge der Nation zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit erzogen hat. Sie können die Armee, und zwar in ihrer vollen Stärke, schon im Innern nicht entbehren für die Erziehung der Nation. Und wie nach außen? Vielleicht daß eine spätere glücklichere Generation, für welche wir im voraus die Lasten mittragen,

hoffen darf, aus den Zuständen des bewaffneten Friedens herauszugelangen, welcher nun so lange auf Europa lastet. Uns, glaube ich, blüht diese Aussicht nicht. Ein großes weltgeschichtliches Ereignis, wie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen



Feldmarschall Moltke.

wird. Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: Wir haben seit unseren glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen."

Fürst Bismarck war damals krank und griff deshalb vom Krankenbette aus in die Lage ein. Er bemerkte: „Ich habe 1867 im Reichstage gesagt: ‚Heben wir Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon können!' Ich fürchte, dieses geflügelte Wort muß man wieder streichen." Der Kanzler

drohte mit seinem Rücktritt, bis endlich der Reichstag für die kommenden sieben Jahre die obige Friedensstärke der Armee acceptierte.

Nach sieben Jahren ging die Geschichte von neuem los. Die Regierung forderte die Erhöhung auf 427,000 Mann und eine Bewilligung für weitere sieben Jahre. Nur mit knapper Not und nach heftigem Wortgefecht ging die Regierungsvorlage durch.

Wieder nach sieben Jahren — im Jahre 1886 — kam die Regierung und forderte eine Friedensstärke von 468,409 Mann. Da erhoben sich die Regierungsfeinde wieder wie ein Mann gegen die Forderung, trotzdem damals von Frankreich her eine Revanchelust wehte. Vergeblich erklärte Moltke: „Lehnen wir die Vorlage ab, so haben wir den Krieg sicher!“ — ohne Erfolg führte Bismarck eine dreitägige Redeschlacht: die Vorlage



Begrüßung Bismarcks beim Verlassen des Reichstages nach Auflösung desselben am 14. Januar 1887.

wurde verworfen. Sofort erfolgte nun die Auflösung des Reichstages. Aber der Kanzler konnte schon beim Verlassen des Reichstagsgebäudes spüren, daß das Volk anders dachte als seine Vertreter. Eine große Volksmenge harrte des Fürsten und geleitete ihn jubelnd nach Hause.

Der nächste Reichstag zeigte denn auch in der That ein regierungsfreundlicheres Gesicht und nahm das Septennat — die Bewilligung auf sieben Jahre — mit 227 gegen nur 31 Stimmen an.

Auch bei der vom Kanzler geplanten Steuerreform stieß derselbe auf ganz entschiedenen Widerspruch. Er strebte danach, den Staatsbedarf möglichst ausschließlich durch indirekte Steuern zu decken. „Ich kann die Zeit kaum erwarten, sagte er, „daß der Tabak höhere Summen steuere, so sehr ich jedem Raucher das Vergnügen gönne. Analog steht es auch mit

dem Bier, dem Branntwein, dem Zucker, dem Petroleum und allen diesen großen Verzehrungsgegenständen, gewissermaßen den Luxusgegenständen der großen Masse. Die Luxusgegenstände der Reichen würde ich sehr hoch zu besteuern geneigt sein; sie bringen aber nicht viel: Trüffeln und Equipagen, was können sie bringen? Da kommen wir in eine Menge kleinlicher Gegenstände, ausländische Toilettengegenstände und dergleichen; ich würde sie mit dem Zolle unter Umständen sehr hoch fassen; sie sind ja eigentlich noch würdiger wie der Tabak, recht schwer belastet zu werden."

Der Reichstag nahm Bismarcks Anträge sehr kühl auf. Auch für Bismarcks schutzzöllnerische Bestrebungen hatte man nichts übrig. Und der Verstaatlichung der Eisenbahnen widersetzte man sich mit Hartnäckigkeit, und nur für Preußen konnte der Kanzler dieselbe erlangen.

Wiederholt kam es zu sehr leidenschaftlichen Debatten zwischen Bismarck und den Führern der Liberalen: Richter, Virchow und Hänel. Furchtbar erregt wurde Bismarck, als Hänel ihm vorwarf, er suche sich mit der Person des Kaisers zu decken. Dem Kanzler galt dies als ein Vorwurf der „persönlichen Feigheit". Furchtbar war der Ausdruck seines Antlitzes, als er auf den Einwurf, niemand habe ihn persönlicher Feigheit geziehen, im gewaltigen Donnertone ins Parlament hineinrief. „Nun, dann danken Sie Gott!" Bismarck war also wieder einmal nahe daran, „sich selbst zu rächen".

Unter den Führern der liberalen Partei stand Rudolph Virchow schon am längsten auf dem Plan. Am 13. Oktober 1821 zu Schivelbein in Pommern geboren, hat er sich schon als junger Mann einen Weltruf als Mediziner verschafft, wurde aber im Sturmjahre 1848 vom Liberalismus erfaßt und deshalb vom Ministerium seines Amtes als Professor an der Berliner Universität entsetzt. Im Jahre 1856 wurde er zwar nach Berlin zurückberufen, hat indessen nach wie vor durch seine scharfen und beißenden Reden der Fortschrittspartei gedient, die ihn auch in den deutschen Reichstag wählte, obwohl er gegen die Verfassung des Deutschen Reiches stimmte. Seine gelegentlichen Ausfälle gegen das Christentum lassen uns wünschen, daß er bei seinem Leisten, d. h. bei der Medizin bleiben möchte.

Auch Albert Hänel, geboren den 10. Juni 1833 zu Leipzig, bekleidet neben seinem politischen ein Lehramt an der Kieler Universität und zwar als Professor der Rechte. Er gehörte seit 1862 dem preußischen Abgeordnetenhause und seit 1867 erst dem norddeutschen, dann dem deutschen Reichstage als ein Führer der Fortschrittspartei an.

Der rücksichtsloseste, scharfzüngigste Gegner der Bismarckschen Politik ist indessen Eugen Richter, der schon oft durch seine beißend ironischen Reden des Kanzlers leicht erregbares Temperament zu den gewaltigsten Zornausbrüchen gereizt hat. Er wurde am 30. Juli 1838 in Düsseldorf



Bismarck im Reichstag am 24. Juni 1882.

geboren, studierte die Rechte und trat dann in den Staatsdienst. Später widmete er sich in Berlin schriftstellerischen Arbeiten und der Agitation für den Fortschritt.

Vielgenannt wurde in jener Zeit der Reichstagsabgeordnete und Hofprediger Stöcker. Er verstand es meisterlich, die hämischen Angriffe der Ungläubigen zurückzuschlagen, und er hat dabei einen in Deutschland immerhin seltenen Bekennermut bewiesen, da er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne für den HErrn Christus und seine ewige Wahrheit eine Lanze einzulegen. Auch hat er der mächtigen jüdischen Presse den Fehdehandschuh hingeworfen und hat das Christenvolk vor der Verjudung in Schrift und Wort kräftigst gewarnt. Sein social-politisches Treiben ist weniger dankenswert. Zwar ging er kühn in die Versammlungen der Socialdemokraten, erkannte ihre Forderungen, so weit sie gerecht waren, an, und zeigte ihnen wahre Heilmittel, die Rückkehr zu Gottes Wort — aber er that das doch in solcher marktschreierischen Weise, daß man mit Recht an seinem Gebahren Anstoß nahm und sich daran ärgerte, daß gerade er als ein Prediger, dem doch ohne Zweifel andere Aufgaben zugefallen waren, sich an die Spitze der Agitation stellte. Seine Arbeit auf socialem Gebiet hat denn auch so gut wie nichts gefruchtet.


Hofprediger Stöcker.

Bismarck wurde des Kampfes wiederholt müde. Dreimal — in den Jahren 1874, 1877 und 1880 — forderte er seine Dienstentlassung. Aber der Kaiser antwortete mit einem: „Niemals!“ — Und von der Zeit an gab denn auch Bismarck alle Rücktrittsgedanken auf. „Ein braves Pferd stirbt in den Siehlen,“ sagte er. „Ich habe früher die Absicht zurückzutreten unumwunden erklärt, weil ich mich körperlich nicht mehr leistungsfähig fühlte, die Sache fortzusetzen, und weil ich bei meinen Kollegen nicht überall die Unterstützung fand, deren ich bedurfte — ich halte es für nützlich, zu konstatieren, daß ich von dieser Velleität ganz zurückgekommen bin, es fällt mir nicht ein, zurückzutreten. J'y suis, j'y reste! (Hier bin ich und hier bleib ich.) . . . Es hat viel zu dieser meiner Überzeugung auszuhalten beigetragen, daß ich gesehen habe, wer sich eigentlich freut, wenn ich zurücktrete. Nachdem ich die Herren schärfer ins Auge gefaßt habe, die meinen Rücktritt wollen, da habe ich mir gesagt: ich muß dem Vaterlande noch zu etwas nütze sein, wenn ich bleibe, und ich habe mich entschlossen, so lange ein Faden an mir ist, will ich dem Vaterlande dienen.“

Weit schwerer noch als diese Konflikte war der Kampf gegen die Socialdemokratie, welche die staatlichen Ordnungen auflösen und die socialen Einrichtungen über den Haufen werfen wollte. Das socialistische Element war überraschend schnell angewachsen, und der Ansturm gegen dasselbe glich fast dem Kampfe gegen Windmühlenflügel. „Ich glaube nicht," so erklärte Bismarck, „daß mit der socialen Frage, die seit 50 Jahren vor uns schwebt, unsere Söhne oder Enkel vollständig ins reine kommen werden."

Bismarck sah gar wohl die Gefahren, welche die Socialisten dem Staat bereiten mußten. Drohen diese doch, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen. Ihr Kampf richtet sich gegen alle und jede heutige Ordnung der Dinge. Sie konzentrieren ihre ganze Agitation auf die Untergrabung aller rechtlichen und sittlichen Fundamente der bestehenden Ordnung. Sie wollen dieselbe ausgesprochenermaßen stürzen und an ihre Stelle den erträumten socialistischen Zukunftsstaat setzen. Das muß ja die Aufmerksamkeit einer auf Erhaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung bedachten Regierung auf sich ziehen. Dagegen muß sie schon aus Selbsterhaltungsgründen kämpfen, sie muß dem weiteren Umsichgreifen einer so gefährlichen Richtung entgegentreten. Das erkannte auch die deutsche Regierung und darnach handelte sie.

Mit bloß polizeilichen Maßregeln war es nicht gethan. Schon früher waren alle socialistischen Vereinsbildungen durch gerichtliche Erkenntnisse untersagt worden. Aber was half's? Es tauchten immer neue Verbindungen unter anderen Namen, mit veränderten Statuten, unter Vorschiebung neuer Persönlichkeiten u. s. w. auf. Die Regierung mußte auf geeignetere Maßregeln bedacht sein. Nur auf gesetzgeberischem Wege konnte Abhilfe erzielt werden. So legte sie denn dem Reichstage zunächst einen Vorschlag zur Abwehr von Ausschreitungen der socialdemokratischen Presse vor. Wer mittels der Presse den Ungehorsam gegen die Gesetze oder die Verletzung von Gesetzen als etwas Erlaubtes oder Verdienstliches darstelle, solle mit Festungshaft, mit Gefängnis oder doch mit Geldstrafe belegt werden. Aber der Reichstag lehnte die Vorlage ab, weil dadurch das Prinzip der Preßfreiheit gefährdet werde. Ein zweiter Vorschlag der Regierung, den sie zwei Jahre später (1878) machte, erfuhr dasselbe Schicksal, er hatte die Mehrheit des Reichstags, Liberale und Centrum, gegen sich. Da kam das Attentat Hödels auf Kaiser Wilhelm am 11. Mai 1878.

An diesem Tage fuhr der Kaiser mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, im offenen Wagen durch die Linden in Berlin, da sprang ein Mensch hinter einem Wagen hervor und feuerte zwei Schüsse auf den ahnungslosen Kaiser ab — glücklicherweise ohne zu treffen. Erst bei seiner Ankunft im Palais erfuhr der Kaiser, daß das Attentat ihm gegolten habe.

Inzwischen hatte man den Attentäter ergriffen und dingfest gemacht. Es war ein gewisser Hödel, ein Mensch von erst 20 Jahren, ein Klempnergeselle, der das Arbeiten nie gelernt hatte, ein Elender, dessen Leben eine Kette von Gemeinheiten gewesen, der durch die socialdemokratischen Lehren völlig vergiftet, nun selbst für die Socialdemokraten zu schlecht geworden war. Dennoch lag es nahe, daß man die socialistische Partei zum wenigsten der moralischen Mitschuld an dem Verbrechen zieh. Demgemäß handelte die Regierung. Sie legte dem Reichstage am 20. Mai einen aus sechs Paragraphen bestehenden Gesetzentwurf vor, der eine gewisse Beschränkung der Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit gegenüber den gemeingefährlichen Ausschreitungen der Socialdemokratie, und zwar zunächst für den Zeitraum von drei Jahren, einzuführen bezweckte. Aber wieder verweigerte der Reichstag seine Zustimmung. Die vorhandenen Gesetze wären genügend, und man dürfe keine Ausnahmegesetze machen. „Das einzige Mittel gegen die Socialdemokratie," so rief Windthorst giftig, „sei die Religion, und letztere habe man ja auch durch Ausnahmegesetze vernichtet."

Schon acht Tage nach dem ersten Attentat, am 2. Juni, fand ein zweites Attentat auf den Kaiser statt. Es geschah wiederum unter den Linden, daß auf ihn und zwar aus der zweiten Etage des Hauses Nr. 18 geschossen wurde. Es waren zwei Schrotschüsse. Der alte Kaiser wurde von etwa 30 Schrotkörnern getroffen und blutend in sein Palais zurückgebracht.

Die entsetzt aufschreiende Menge stürmte das Haus, aus welchem der Schuß gefallen war. Der Mörder hatte seine Stube verbarrikadiert. Als man die Thür sprengte, erhielt der zuerst eindringende Hotelbesitzer einen Revolverschuß ins Kinn. Der Mörder verteidigte sich wütend, wurde aber überwältigt und entwaffnet. Es zeigte sich, daß sich derselbe bereits einen Schuß mit dem Revolver in die Stirn beigebracht hatte. Die Polizei hatte Mühe, den Attentäter vor der Wut der Menge zu schützen, welche den Wagen, mit dem er nach dem Gefängnisse gebracht wurde, umstürzen und den Verbrecher zerreißen wollte.

Beim ersten Attentat konnte man sagen: „Es war einer der Schlechtesten und Rohesten aus den tiefsten Volksschichten, jetzt hatte man einen „studierten Mann", einen sogenannten Gebildeten, einen Dr. phil. und Landwirt Karl Nobiling, aus der Provinz Posen stammend. Und welches waren dieses unglückseligen Menschen Gründe? „Er hielt es im Interesse der Socialdemokratie für gut, daß das Staatsoberhaupt beseitigt werde."

„Ich konnte nicht glauben," erklärte Bismarck im Reichstag, „daß ein Monarch, der mehr als irgend ein lebender, und ich möchte wohl sagen, auch als ein der Vergangenheit angehöriger, mit Einsetzung seines Lebens, seiner Krone, seiner monarchischen Existenz gethan hat, um die Wünsche und Be-

strebungen seiner Nation zu verwirklichen, der dies mit einem gewaltigen Erfolge und dabei doch ohne jede Überhebung gethan hat, der dabei ein milder, volksfreundlicher Regent geblieben ist, eine populäre Figur — wenn der von hinten mit Hasenschrot zusammengeschossen wird, ja, meine Herren, an dieses Verbrechen reicht kein anderes heran, da ist man auf jedes andere auch gefaßt. Dieser Blitz hat weithin die Situation beleuchtet und hat auch in die Wählerkreise der ganzen Monarchie hineingeleuchtet."

Der Reichstag, von dem man kein Vorgehen gegen die Socialdemokraten erhoffen konnte, wurde aufgelöst, und Bismarck arbeitete eine verschärfte Vorlage aus. Bismarck erklärte, daß er immer ein Herz für den Arbeiter gehabt habe und darum auch den Bestrebungen der Socialdemokraten, die Lage der Arbeiter zu verbessern, völlig nahe stehe. Aber seitdem die Abgeordneten Bebel und Liebknecht die französische Kommune als Vorbild politischer Einrichtungen hingestellt und sich selbst offen vor dem Volke zu dem Evangelium dieser Mörder und Mordbrenner bekannt hätten, habe er die Gefahr, die von den Socialen droht, empfunden; „ich war inzwischen abwesend gewesen durch Krankheit und Krieg, ich habe mich dabei nicht um diese Dinge bekümmert — aber jener Anruf der Kommune war ein Lichtstrahl, der in die Sache fiel, und von diesem Augenblick an habe ich in den socialdemokratischen Elementen einen Feind erkannt, gegen den der Staat, die Gesellschaft sich im Stande der Notwehr befindet."

In einer späteren Sitzung sagte er: „Ich werde jede Bestrebung fördern, welche positiv auf Verbesserung der Lage der Arbeiter gerichtet ist. . . . . Sobald uns von socialdemokratischer Seite irgend ein positiver Vorschlag entgegenträte oder vorläge, wie sie in vernünftiger Weise die Zukunft gestalten wollen, um das Schicksal der Arbeiter zu verbessern, so würde ich mich wenigstens einer wohlwollenden entgegenkommenden Prüfung der Sache nicht entziehen und selbst vor dem Gedanken der Staatshilfe nicht zurückschrecken, um den Leuten zu helfen. . . . Wie steht aber heute die Sache? Hier steht die reine Negation gegenüber dem Einreißen, ohne daß jemand auch nur eine Andeutung giebt, was anstatt des Daches, das uns jetzt deckt, gebaut werden soll, wenn es niedergerissen ist. Wir befinden uns lediglich im Stadium der Untergrabung und des Umsturzes, im Stadium der Negation. Seit elf Jahren haben wir den Vorzug, mit Socialdemokraten gemeinschaftlich zu tagen; ist Ihnen bei den langen Reden auch nur eine einzige in Erinnerung, wo auch der leiseste Schatten eines positiven Gedankens, eines Vorschlages über das, was künftig werden soll, über die Gestaltung, über das Programm, das diesen Herren vorschwebt, nachdem sie das Bestehende in Bresche gelegt haben . . . . ist Ihnen etwas derartiges erinnerlich? Ich kenne nichts derart und glaube auch den Grund zu wissen, warum die Herren darüber, wie sie die Welt künftig gestalten

wollen, wenn sie die Herren wären, sorgfältig schweigen: sie wissen es nicht, sie wissen in dieser Beziehung nichts, sie haben auch den Stein der Weisen nicht. Sie können die Versprechungen niemals halten, mit denen sie jetzt die Leute verführen. Das ist einfach das Geheimnis, weshalb darüber ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird."

Am 19. Oktober 1878 wurde denn auch das Socialistengesetz mit 221 gegen 149 Stimmen angenommen, später auch immer wieder verlängert, allemal aber mit knapper Majorität. Auch haben alle Zwangsmaßregeln das Anwachsen des Socialismus nicht hindern können.

Natürlich wurde man die gröbsten Schreier los — und wir in Amerika bekamen einen Teil derselben.

Selbstverständlich begnügte sich Bismarck nicht damit, die Socialdemokratie durch das starre Gesetz niederzudrücken, er stellte sich vielmehr auch die Aufgabe, die wahren Bedürfnisse der Arbeiter nach Kräften zu befriedigen. Darum erließ Kaiser Wilhelm am 17. November 1881 an die Vertreter des Volkes eine Botschaft, in welcher er, resp. Fürst Bismarck, den sogenannten Staatssocialismus energisch betonte. Der Staat selbst sollte die sociale Frage lösen. So gingen denn dem Reichstage verschiedene socialpolitische Gesetzesvorlagen zu, über Unfallversicherung, Tabaksmonopol, Krankenkassen u. s. w. Die Regierung glaubte, dadurch dem Umsichgreifen der revolutionären Ideen einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Das ausgesprochene Prinzip war die „positive Förderung des Wohles der Arbeiter", die „Heilung der socialen Schäden" durch „staatliche Fürsorge". „Für diese Fürsorge," heißt es in der kaiserlichen Botschaft, „die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht." Mag man gegen die einzelnen einschlagenden Gesetzesvorlagen sagen, was man will: das eine kann nicht geleugnet werden, daß sie sämtlich auf Aufhebung der socialen Übelstände abzielen. Es gereicht dem deutschen Kaiser und seinem Reichskanzler zur Ehre, den ersten praktischen Versuch zu ihrer Beseitigung gemacht zu haben. Aber den socialdemokratischen Führern war und ist es nicht um Staatshilfe zu thun. Schon im November 1881 vereinigten sie sich dahin, „den Staatssocialismus unbedingt von der Hand zu weisen, solange er von Bismarck inauguriert werde und das Regierungssystem desselben zu stützen bestimmt sei."

Dem ganz entsprechend war das Verhalten der socialistischen Reichstagsabgeordneten den Bismarckschen Reformvorlagen gegenüber. Das zeigte sich schon bei der ersten, dem Krankenkassengesetz. Sie stimmten nicht nur einstimmig gegen die Vorlage, sondern suchten auch nachträglich, nachdem dieselbe Gesetz geworden war, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um das

Gesetz bei den Arbeitern in Mißkredit zu bringen und es womöglich zu einem totgeborenen Kinde zu machen. Ähnlich haben sie sich dem Unfallversicherungsgesetz, welches der Reichstag im Juli 1884 angenommen hat, gegenüber verhalten. Sie hätten doch eigentlich einen doppelten Grund gehabt, für das Gesetz einzutreten. Die socialistische Partei spielt sich ja immer als Verteterin der notleidenden Klassen auf; hätte sie also nicht mit Freuden ein Gesetz begrüßen müssen, welches dem Arbeiterstande erwiesenermaßen große Vorteile bietet? Sodann die ganze Art der Bismarckschen socialpolitischen Gesetzgebung ist ja dem socialistischen Programm entlehnt; das Eintreten der Gesamtheit für den Einzelnen bildet ja gerade die Grundlage aller socialdemokratischen Lehren. Warum eifern denn die socialistischen Führer grundsätzlich gegen den Staatssocialismus und schlagen sich damit selbst ins Gesicht? Die Antwort ergiebt sich aus dem früher Gesagten von selbst. Die socialdemokratische Partei ist eben durch und durch revolutionär, sie ist eine Umsturzpartei, sie will keine Reformen seitens des jetzigen Staates, sie will diesen vernichten, sie hält starr und unerschütterlich an ihren eigenen Zukunftsplänen fest, es soll in jeder Beziehung eine radikale, vollständige Änderung der bestehenden Gesellschaftsordnung herbeigeführt werden!

Bismarck faßte sein Ziel in die Worte: „Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, so lange er gesund ist, geben Sie ihm Arbeit, so lange er gesund ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist — wenn Sie das thun, und die Opfer nicht scheuen und nicht über Staatssocialismus schreien, sobald jemand das Wort „Altersversorgung" ausspricht, wenn der Staat etwas mehr christliche Fürsorge für den Arbeiter zeigt, dann glaube ich, daß die Herren vom Wydener (Socialisten-) Programm ihre Lockpfeife vergebens blasen werden, daß der Zulauf zu ihnen sich sehr vermindern wird, sobald die Arbeiter sehen, daß es den Regierungen und den gesetzgebenden Körperschaften mit der Sorge für ihr Wohl Ernst ist."

Der alte Kaiser erlebte den Abschluß der socialpolitischen Reform nicht mehr, auch sein Sohn, Kaiser Friedrich, war bereits gestorben, ehe die Alters- und Invaliden-Versicherung Gesetz wurde. Es geschah das am 27. November 1888. Darnach waren im Falle eintretender Erwerbsunfähigkeit oder Vollendung des siebzigsten Jahres alle Arbeiter zu Renten berechtigt. Zur Aufbringung der Mittel mußten die Versicherten, die Arbeitgeber und das Reich je ein Drittel beisteuern. —

Am 28. September 1883 — das wollen wir hier einschaltend berichten — wurde das Nationaldenkmal auf dem Niederwald eingeweiht. Das war für alle Beteiligten, für den Kaiser und Bismarck insonderheit

derheit, eine erhebende Feier. Eine ungeheure Menschenmenge wohnte der Enthüllung bei, den begeisterten Worten der Festredner lauschend und sich an den schlichten Worten des alten Kaisers erquickend. Niemand ahnte, daß Gottes bewahrende Hand gerade in diesen Stunden waltete und ein Unglück von Deutschland abwendete, dessen Schauerlichkeit und dessen Folgen man sich kaum lebhaft genug ausmalen kann. Viel später, erst im Mai, drangen Gerüchte grauser Art in die Öffentlichkeit. Der bekannte Führer der Linken, Eugen Richter, behauptete, daß die Anarchisten bei Gelegenheit des Nationalfestes ein Dynamitattentat geplant und alle Vorbereitungen dazu bereits getroffen hätten. Es habe sich um nichts Geringeres gehandelt, als um die Beseitigung des Kaisers, fast sämtlicher Prinzen seines Hauses und der übrigen deutschen Fürsten. Spätere Enthüllungen haben zur Genüge bewiesen, daß jene Gerüchte nur zu begründet waren. Die Haupträdelsführer des scheußlichen Komplotts wurden entdeckt und legten umfassende Geständnisse ab. Drei wurden zum Tode verurteilt. —

In die vielen und bitteren Kämpfe drängte sich doch auch dann und wann eine erfreuliche Episode. Je heftiger nämlich der Reichskanzler von den beständig nörgelnden Gegnern verfolgt wurde, um so häufiger wurden auch die Beweise, wie sehr doch das Volk zu ihm hielt. So wurde denn auch der 70. Geburtstag des Kanzlers, der 1. April 1885, in der denkbar großartigsten Weise gefeiert. Und nicht nur in Deutschland, sondern allüberall, wo Deutsche weilten, gedachte man des „eisernen" Geburtstagskindes. Am glänzendsten verlief die Feier selbstverständlich in Berlin. Schon am 31. März zogen die Krieger- und Landwehrvereine von Berlin und Umgebung, etwa 36,000 Mann stark, nachmittags vor das Reichskanzlergebäude in der Wilhelmsstraße und nahmen in dem Hof desselben Stellung. Der Fürst trat in ihre Mitte und erwiderte auf eine an ihn gehaltene Ansprache, der Mann der That stehe höher als der Mann des Rats, weil jener Opfer an Blut und Leben bringen müsse. „Mein Rat hat erst Leben gewonnen durch Ihre Thaten."

Nach sieben Uhr abends begann ein Fackelzug. Die Studenten, die Künstler, die Innungen und die städtischen Vereine, etwa 7000 Fackelträger, beteiligten sich daran.

Um halb acht Uhr — so etwa berichtet ein Augenzeuge — defilierte die Spitze des vom Lustgarten ausgehenden Zuges unter den Klängen der Königshymne vor dem Palais des Kaisers, der, von sich immer erneuernden Hochrufen begrüßt, mit sichtbarer Befriedigung die großartige Kundgebung, welche ja einem seiner Getreuen wurde, überschaute — eine Viertelstunde später bog der Zug in die von jedem Verkehr abgesperrte, inmitten des Trubels fast geheimnisvoll wirkender Stille daliegende Wilhelmsstraße ein. Sechs Fanfarenbläser in reicher Heroldstracht eröffneten ihn; dann folgten

zunächst die Galawagen der Mitglieder des Centralkomitees und, von Fackelträgern geleitet, zweihundert Sänger, denen sich in endloser Reihe und Mannigfaltigkeiten die Wagen der Deputationen der Universitäten, der technischen Bildungsanstalten und akademischen Vereine anschlossen. Vor dem Palais des Reichskanzlers bogen die Sänger in den Schloßhof ein — die hohe Gestalt des Fürsten tauchte am Eckfenster auf, und während in kurzen, kernigen Worten ein Hoch auf den Kanzler ausgebracht wurde, begann das eigentliche Defilieren des Zuges.

Die langen, hier und dort von glänzend kostümierten Musikcorps unterbrochenen Wagenreihen der Studierenden brachten den Charakter des Fackelzuges als solchen verhältnismäßig wenig zur Geltung; sie wirkten vor allem durch die lebhafte, ungesuchte Begeisterung, die sich immer aufs neue in lauten, mit den Klängen des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles" sich mischenden Hochrufen kundgiebt. Erst mit dem Nahen des Künstlerzuges flutet ein Meer von Licht über die Straße. Ein gewaltiges, phantastisches Riesenschiff eröffnete die farbenprächtige Gruppe. Unter prächtigem Baldachin thront in majestätischer Haltung Germania und schaut, die blonden Locken gekrönt mit dem goldschimmernden Helm, im Arm das blinkende Schwert, zum Kampf gerüstet auf das Bild des Friedens herab, das sich zu ihren Füßen aufbaut. Schöne Frauengestalten, die deutschen Stämme in ihrer Einigung versinnbildlichend, stellen die Verbindung zwischen dem hohen, von Adlersfittichen geschirmten Thron und dem bunten Reigen her, der die Mitte des Schiffes einnimmt. „Deutsches Volksleben" spielt sich hier ab: der Schmied hämmert, der Landmann bindet seine Garben, Fischer und Gärtnermädchen verteilen die Gaben des Meeres und des Festlandes.

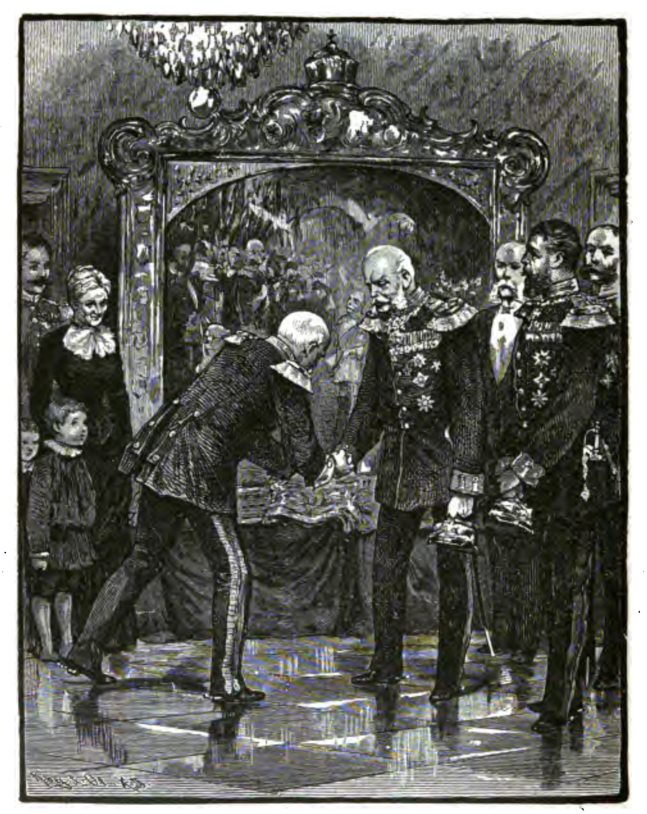
Eine militärische Gruppe, Soldaten aller deutschen Kontingente, um ihre Fahnen und Standarten geschart, schließt sich nach dem Bugspriet zu an, das als ein mächtiger Löwe, eine zischende Schlange zerschmetternd, geformt ist.

Endlich nach anderthalbstündigem Defilieren schloß der Zug mit einem großartigen Lichteffekt: Die Arbeiter der Scheringschen Fabrik zogen, hellglänzende und nach dem gebrochenen gelben Licht der Fackeln besonders wirksame Magnesiumleuchten in der Hand, vorüber. Tageshelle ergoß sich bei ihrem Herannahen über die Bauten und Paläste — und während der Kanzler, trotz allem Vorhergegangenen augenscheinlich von dem blendenden Effekt überrascht, laut Beifall klatschte, traten die Sänger aus dem Vorhof und stimmten ein dreifaches harmonisches Hoch an. Plötzlich trat tiefe Stille ein: der Fürst wollte sprechen. „Noch zehn Jahre", begann er, „noch zehn Jahre wie heute" — aber er kam nicht weiter, aus der enggedrängten Menge, die hinter den letzten Gruppen des Zuges zusammenschlug,



Fackelzug zu Ehren Bismarcks am Abend des 31. März 1885.

brach sich ein unbeschreiblicher, lang zurückgehaltener Jubel Bahn: Tausende von Stimmen riefen zugleich „Zehn Jahre — zwanzig Jahre — hundert Jahre für den Fürsten! Hoch der Kanzler! Hoch Fürst Bismarck!“ Erst nach geraumer Zeit legte sich der Sturm und der Fürst konnte sich vernehmlich machen: „Ich danke Ihnen allen,“ sagte er, „aus tiefstem Herzen für die



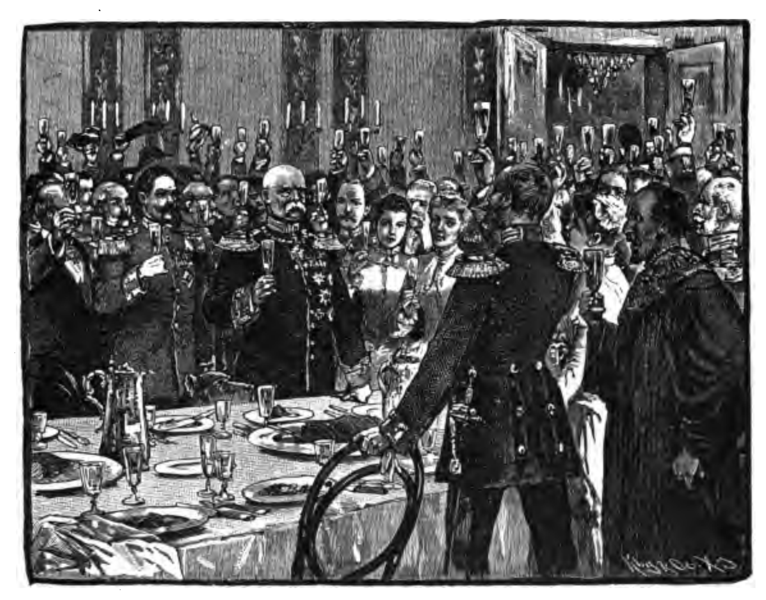
Des Kaisers Besuch bei Bismarck am 1. April 1885.

großartige Ovation, welche Sie mir aus Anlaß meines siebzigsten Geburtstages dargebracht haben. Das Verdienst, Deutschland stark zu sehen, gebührt unserem greisen Heldenkaiser, dem wir jetzt Jahre des Friedens verdanken. Se. Majestät der Kaiser, Er lebe hoch!“

Brausend stieg das Hoch auf den geliebten Kaiser zu den Wolken auf. Wahrlich — eine große Parallele! Dort im königlichen Palais der greise

Monarch, der mit innigster Freude und Befriedigung auf eine Ovation blickt, die an seinen Fenstern vorüberziehend bestimmt ist, dem ersten Diener seines kaiserlichen Willens eine in den Annalen der Geschichte beispiellose Huldigung zu bereiten — hier jener selbst, der aus tiefinnigster Überzeugung darauf hinweist, daß nur dem Herrscher das höchste Verdienst um des Vaterlandes Wohlfahrt zukommt.

Am anderen Tage, den 1. April, lösten die Glückwünschenden in unabsehbarer Reihe einander ab. Gegen elf Uhr wurde der Kaiser gemeldet.



Frühschoppen bei Bismarck am 1. April 1885.

Dieser hatte schon am frühen Morgen das von Anton von Werner gemalte Bild: „Die Kaiserproklamation in Versailles" als Geschenk des Kaiserhauses seinem Reichskanzler gesandt. Diese Ehrengabe begleitete der Kaiser mit einem Schreiben, in welchem er zunächst seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß jetzt ein so mächtiger Zug der Verehrung und des Dankes für den Fürsten durch die Nation gehe. „Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird .... Ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und

König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was wir Ihnen zu danken haben." —

Als der Kaiser mit den Prinzen und Prinzessinnen in das Empfangszimmer trat, wo das Bild stand, dankte er dem Reichskanzler noch einmal für seine vielen Verdienste um ihn und sein Haus. Dann reichte er ihm die Hand, und als dieser sich bückte, um sie zu küssen, zog er den Fürsten an sich, umarmte ihn und küßte ihn unter Thränen auf beide Wangen und auf die Stirne. Der Reichskanzler, gleichfalls mit thränenerfüllten Augen, erwiderte: „Ich habe nie ein größeres Glück erkannt, als Eurer Majestät und dem Lande zu dienen, und so wird es auch für den Rest meines Lebens



Die Begrüßung des Kaisers und Bismarcks am 25jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers.

sein. Was ich geleistet, habe ich nur leisten können durch das Vertrauen, welches Eure Majestät mir stets geschenkt."

Nachdem der Kaiser sich verabschiedet hatte, begann bei trefflichem Münchener Bier der „Frühschoppen". Manch kräftiger Salamander wurde auf den Fürsten und seine Familie gerieben.

Um dem Kanzler die Dankbarkeit und Verehrung des ganzen nationalen Deutschlands zu beweisen, hatten die Anhänger desselben eine „Bismarckspende" angeregt. In allen Teilen Deutschlands, und wo sonst Deutsche weilten, wurden freiwillige Beiträge gesammelt zu einer Ehrengabe für den Begründer der Einheit und Größe Deutschlands. Die Sammlun-

gen ergaben einen Ertrag von etwa 660,000 Dollars. Davon wurden 360,000 Dollars zum Ankauf des Teiles des Gutes Schönhausen verwandt, welcher nicht mehr im Besitz der Familie war; der Rest wurde dem Fürsten zur freien Verfügung gestellt, und von diesem für die Unterstützung von Gymnasial-Lehrern nnd deren Witwen bestimmt. —

War das Jahr 1885 für Bismarck ein bemerkenswertes, so das Jahr 1886 für Kaiser Wilhelm. Denn am 2. und 3. Januar konnte er unter dem begeisterten Jubel des ganzen Volkes das 25jährige Gedächtnis seiner Thronbesteigung als König von Preußen feiern. Von allen Teilen des Landes liefen Adressen ein, welche die Gefühte treuer Anhänglichkeit und ehrfurchtsvoller Liebe zu dem greisen Herrscher bekundeten. Als der Höhepunkt der ganzen Feier muß aber wohl der Augenblick anzusehen sein, als Fürst Bismarck an der Spitze des Staatsministeriums dem Kaiser nahte, um demselben zu beglückwünschen. Der Kaiser umarmte Bismarck, der furchtlos und treu fast während des ganzen Vierteljahrhunderts ihm zur Seite gestanden und im Kriege wie im Frieden so manchem Sturm getrotzt hatte, und küßte ihn, wie man einen Bruder küßt. —

Je älter der Kaiser ward, desto mehr steigerte sich die beispiellose Verehrung und Liebe, mit der das ganze Volk ohne Unterschied aller Parteien, mit Ausnahme jener vaterlandslosen, auf den Umsturz hinarbeitenden socialistischen Bande, an ihm hing. Tausende sammelten sich täglich um die Mittagsstunde vor seinem Palast, um den geliebten Kaiser beim Aufzug der Wache an dem bekannten Eckfenster zu sehen. Eine besondere Freude war es, wenn der Kaiser seinen Urenkel mit ans Fenster nahm, wenn die Musik vorüberzog. Als dem Kaiser gegenüber davon gesprochen wurde, wie gefällig er sei, daß er sich täglich der Mühe unterzöge, sich am Fenster zu zeigen, erwiderte er: „Das ist meine Pflicht, es steht ja sogar im Bädeker (einem bekannten Reisehandbuch), daß ich beim Aufziehen der Wache am Fenster zu sehen bin.“



Kaiser Wilhelm mit seinen ältesten Urenkel am Eckfenster seines Palastes.

Im Jahre darauf — am 1. März 1887 — feierte der Kaiser seinen neunzigsten Geburtstag. Wieder feierte das ganze Volk mit Kirchgang, Schulaktus, Festmahlen, Illuminationen. Zahllose Geschenke und nicht

weniger als 1648 Telegramme aus allen Weltteilen gingen dem ältesten Monarchen der Welt zu. Sehr treffend rief Karl Gerok damals dem Kaiser zu:

Durch der Jugend herbes Leid,
Durch des Meeres Kampf und Streit —
Wer ist's, der mit Adlerflug
Dich auf Sonnenhöhen trug?

Er, dem heut dein Knie sich beugt,
Er, dem heut dein Mund bezeugt:
HErr, nicht wert bin ich der Treu,
Die mir täglich wurde neu! —

Größere Erfolge als in der inneren Politik, in welcher der üble Wille, die Kurzsichtigkeit und das Parteiwesen des Reichstages dem Fürsten Bismarck so viele Hindernisse bereiteten, hatte er in der äußeren Politik. Sein Hauptbestreben galt hier der Erhaltung des Friedens. Darum suchte er mächtige Bundesgenossen, um dem über seine Demütigung grollenden Frankreich ein Gegengewicht zu setzen. Wir haben davon schon in einem vorhergehenden Kapitel (Seite 295) berichtet.

Mit Frankreich hatte Bismarck noch vor Ablauf des Jahres 1871 diplomatische Verbindungen angeknüpft. Graf von Arnim, der zur Zeit des letzten, höchst fehlbaren Konzils Gesandter in Rom gewesen war, wurde zum deutschen Botschafter in Paris ernannt.

Arnim, der an Größenwahn krankte und sich der Unterstützung der Bismarck feindlichen Partei am Berliner Hofe und sogar der Kaiserin Augusta rühmen konnte, fühlte sich berufen, auf eigene Faust Politik zu treiben. Er hatte andere Ansichten von der Regierungsform, die Frankreich not thue, als Bismarck. Dieser wünschte den Präsidenten Thiers zu halten und sah in einer französischen Republik weniger Kriegsgefahr für Deutschland als in der Wiederherstellung einer französischen Monarchie. Graf Arnim dagegen arbeitete an dem Sturze Thiers' und für die Thronansprüche des bourbonischen Grafen Chambord. Bismarck sandte dem Botschafter am 20. Dezember 1872 ein längeres Schreiben zu, in dem er denselben warnte, Frankreich durch Herstellung einer Monarchie mächtig und bündnisfähig zu machen. „Ich bin überzeugt," heißt es in dem Schreiben, „daß kein Franzose jemals auf den Gedanken kommen würde, uns wieder zu den Wohlthaten einer Monarchie zu verhelfen, wenn Gott über uns das Elend einer republikanischen Anarchie verhängt hätte. . . . Unser Bedürfnis ist, von Frankreich in Ruhe gelassen zu werden und zu verhüten, daß Frankreich, wenn es den Frieden nicht halten will, Bundesgenossen finde. So lange es solche nicht hat, ist uns Frankreich nicht gefährlich. Dagegen wird eine franzö-

sische Republik aber sehr schwer einen monarchischen Bundesgenossen gegen uns finden. Diese meine Überzeugung macht es mir unmöglich, Seiner Majestät zur Aufmunterung der monarchischen Rechten in Frankreich zu raten, welche zugleich eine Kräftigung des uns feindlichen ultramontanen Elements involvieren würde."

Arnim ließ sich nicht zur Ruhe bringen. So fest dünkte er sich im Sattel, daß er anfing, über den Kanzler hinweg direkt mit dem Kaiser zu verhandeln und bei diesem sogar gegen Bismarck klagbar zu werden. Der ehrliche Kaiser teilte das gleich seinem Kanzler mit, der es ablehnte, sich gegen das Intriguenspiel Arnims zu verteidigen. Aber der Kaiser konnte sich doch nicht entschließen, dem Günstling der Kaiserin und dem Hauptwühler einer im dunklen gegen Bismarck arbeitenden Hofpartei den Laufpaß zu geben.

Am 24. Mai 1873 wurde in der That Präsident Thiers durch die monarchische Partei gestürzt und Mc Mahon zum Präsidenten der Republik berufen.

Bismarck wurde immer ungehaltener über Arnim. Er schrieb ihm: „Eine Einwirkung, wie sie durch Ew. Excellenz Berichterstattung im Widerspruch mit der von mir befolgten Politik auf Seine Majestät geübt worden ist, hat nicht mehr den Charakter einer gesandtschaftlichen, sondern den einer ministeriellen Thätigkeit. Dieselbe tritt in Rivalität mit der legitimen Wirksamkeit des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und ist dieses staatsrechtlich ebenso unberechtigt als in ihren Folgen für das Land gefährlich! Ew. Excellenz fehlt es nicht an den geschonten Kräften und an der Muße, welche Sie anwenden können, um bei Seiner Majestät schriftlich oder mündlich eine andere Politik als die des verantwortlichen Ministers zu befürworten. Meine Kräfte sind durch ernste, verantwortliche und erfolgreiche Arbeit im Allerhöchsten Dienst erschöpft, und ich kann die Anstrengung nicht mehr leisten, welche erforderlich sein würde, um neben meinen regelmäßigen Dienstgeschäften im Kabinette Sr. Majestät den Kampf gegen den Einfluß eines meiner Politik widerstrebenden Botschafters zu führen. Da ich nach Ew. Excellenz Berichten aus der letzten Zeit glaube annehmen zu dürfen, daß Sie sich ebenfalls der Einsicht der Schwierigkeiten nicht verschließen, die sich aus dieser Sachlage für den Dienst Sr. Majestät ergeben, so werden es Ew. Excellenz motiviert finden, wenn ich Anträge an Se. Majestät richte, welche meines Erachtens notwendig sind, um die Einheit und Disciplin im auswärtigen Dienst zu erhalten und die Interessen Sr. Majestät und des Reiches vor verfassungsmäßig unberechtigter Schädigung sicher zu stellen."

Arnim reiste nun doch nach Berlin und suchte den Reuigen zu spielen. Er verließ Bismarck wie ein geprügelter Schuljunge und versprach, forthin

den Intentionen des Kanzlers zu folgen. Aber der Riß war nur verklebt. Arnim liebäugelte nun sogar mit den Ultramontanen. Das gab neue Zerwürfnisse. Auch war Arnim dem Kanzler viel zu schreibselig und anmaßend belehrend. „Ich kann," schrieb er am 21. Januar 1874 an Arnim, „bei diesem Anlaß die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir Zeit und Arbeitskraft fehlt, um politische Korrespondenzen, wie diejenigen, zu welchen mich die Art und Weise Ew. Excellenz Berichterstattung seit Jahr und Tag nötigt, fortzuführen. . . . . Ich muß, wenn ich imstande bleiben soll, die Geschäfte, die Se. Majestät mir übertragen hat, fortzuführen, von allen Agenten des Reiches im Auslande, auch von den höchstgestellten, ein höheres Maß von Fügsamkeit gegen meine Instruktionen und ein geringeres Maß von selbständiger Initiative und von Fruchtbarkeit an eigenen politischen Ansichten beanspruchen als dasjenige, welches Ew. Excellenz bisher Ihren Berichterstattungen und Ihrem amtlichen Verhalten zu Grunde legen."

Nun endlich erfolgte auch die Abberufung Arnims von seiten des Kaisers, jedoch sollte er Botschafter bei der Hohen Pforte werden. Dabei blieb es für eine gewisse Zeit, bis man endlich vernahm, der Graf werde weder da noch dort eine Gesandtenstelle bekleiden; er sei zur Disposition gestellt. Dieser Kunstausdruck bedeutet, daß er vorerst aller diplomatischen Thätigkeit enthoben sei; zwar war es keine Dienstentlassung, der Graf bezog einen gewissen Gehalt, aber er war aufs Warten verwiesen.

Bereits argwöhnte die Welt, daß irgend etwas, wie der Jude sagt, nicht „koscher" sei. Bald kam die Bestätigung. Ein Wiener Blatt veröffentlichte das Schreiben Arnims an einen hochgestellten katholischen Kirchenmann, worin der Graf polemisierend gegen Fürst Bismarck auftrat und ihm die Schuld für den Kulturkampf beimaß. Auch hieß es, der Graf sei im Besitz von Geheimnissen, die er mit vernichtender Wirkung für den Reichskanzler an den Tag bringen werde.

Aber es kam ganz anders.

Zum Nachfolger Arnims war der Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst ernannt worden. Als derselbe seinen Botschafterposten in Paris antrat, wollte und mußte er sich in der neuen Lage eingehend orientieren. Jeder Gesandte erhält seine speciellen Verhaltungsregeln, seine Instruktionen. Diese weisen in fast allen Punkten auf frühere Instruktionen und Dokumente zurück, die, mit laufenden Nummern versehen, im Gesandtschaftsarchiv aufbewahrt werden. Fürst Hohenlohe mußte dieselben studieren. Da entdeckte er, daß 14 Nummern fehlten, und zwar lauter Dokumente, die für seinen Amtszweck unerläßlich waren. Er hielt Nachfrage in seiner Kanzlei und vernahm, daß man vom Verbleib der Schriftstücke nichts wisse; vielleicht habe sie Graf Arnim mit sich fortgenommen. Das auswärtige Amt in Berlin, wohin Fürst Hohenlohe natürlich den Thatbestand gemeldet hatte,

wandte sich anfragend an den Grafen, und er hatte Ehrlichkeit genug, zu gestehen, daß er die Dokumente allerdings besitze, er betrachte sie aber als sein Privateigentum. Diese Ansicht wurde ihm mit schlagenden Gründen widerlegt, und er lieferte die 14 Nummern aus. Sie bezogen sich sämtlich auf die römische Frage.

Mißtrauisch geworden durch ein solches Verhalten, unterwarf man auf der römischen Botschaft das dortige Archiv einer sorgfältigen Untersuchung. Und siehe da, es fehlten nicht weniger als 55 numerierte Depeschen! Auch darüber ging eine Anfrage an den Grafen, und wieder hatte er so viele natürliche Ehrlichkeit, den Besitz von 17 dieser Schriftstücke einzuräumen. Wo die anderen geblieben, wisse er nicht. Es wird bemerkt, daß der Graf sich nicht durch Ordnungsliebe auszeichne. Irgend eine unberufene Hand, deren es ja in Rom, nahe beim Papste, nicht wenige giebt, mag sich dieselben zugeeignet haben, wenn nicht der Graf selbst sie noch bei nur halbem Geständnis der Wahrheit in petto behielt. Auf alle Fälle ist er dafür verantwortlich. Es sind sehr wichtige Aktenstücke darunter, solche von vier bis fünf Bogen Umfang, die Fürst Bismarck mit Bewilligung des Kaisers aufgesetzt hatte.

Wieder behauptete Arnim, die Schriftstücke seien sein Privateigentum; er brauche sie, um sich gegen mögliche Angriffe zu schützen und nächstdem eine civilrechtliche Klage darauf zu gründen. Er fügte am Ende bei, daß er dem auswärtigen Amte weiter keine Folge zu geben habe, weil er in keiner dienstlichen Beziehung mehr zu demselben stehe.

Da keine Gründe der Vernunft und amtlichen Moral beim Grafen halfen, so mußte der Chef des auswärtigen Amtes, Fürst Bismarck, die Hilfe der Gerichte — des Berliner Stadtgerichtes — anrufen. Dies Gericht verfügte nach vorläufiger Erkenntnis eine Haussuchung und die Verhaftung des Grafen, die seltsamerweise auf dessen Geburtstag erfolgte.

Arnim wurde nach Berlin ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Er erklärte nun, daß die zurückgehaltenen Schriftstücke nur rein persönlicher Natur gewesen wären: Rügen des Reichskanzlers. Er wurde zu drei Monaten Gefängnis und, nach dem Appell an einen höheren Gerichtshof, gar zu neun Monaten verurteilt. Er floh und schleuderte dann aus sicherer Ferne in einer Schmähschrift „Pro nihilo“, in welcher er Staatsgeheimnisse der Öffentlichkeit preis gab, seine letzte Giftbombe gegen den Kanzler. Nun wurde er wegen Landesverrats in contumaciam zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Von den Feinden des Reichskanzlers wurde der „Fall Arnim“ als ein Beweis von Kleinlichkeit und grausamer Rachsucht weidlich ausgebeutet, namentlich konnte die Junkerpartei es dem Fürsten nicht verzeihen, daß ein

Mitglied des ältesten Adels so in die Ecke gedrückt wurde. Wir haben freilich andere Gedanken über diese Affaire, nämlich diese:

1. Wer mit dem Ultramontanismus in sympathischer und thatsächlicher Geschäftsverbindung steht, der büßt den größten und besten Teil seiner natürlichen und christlichen Redlichkeit ein. Es ist das bloß ein anderer Ausdruck für das Sprichwort: Wer Pech angreift, besudelt sich. Graf Arnim scheint herzhaft hineingegriffen zu haben.

2. Aus seinem ganzen Gebahren tritt sein und der Ultramontanen Wunsch hervor, den Fürsten Bismarck im Vertrauen seines Kaisers und in den Augen der Mitwelt zu verdächtigen, in der Absicht, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen und sich an seiner Statt hineinzuschwingen. Zugleich sollte der deutsche Episkopat in seiner miserabelen Unterwürfigkeit unter das Unfehlbarkeitsdogma ein wenig gerechtfertigt werden.

3. Auf diesem Wege und mit dieser Absicht wurde der edle Graf ein Dieb. Denn dem lieben Leser und uns, die wir keine Diplomaten sind, ist es von selbst klar, daß amtlich-vertrauliche Briefe und Dokumente eines Vorgesetzten an seinen Untergebenen, Dokumente, die archivarisch und amtlich numeriert sind, nicht Privateigentum des niederen Beamten, sondern unverletzliches Staatseigentum sind.

4. Wir beide, der Leser und ich, wissen ferner, daß die Preisgabe eines Privatgeheimnisses Sünde ist, auf die im gemeinen Leben eine Civilklage gegründet werden kann. Entwendung von Staatspapieren hingegen und der Verrat von Amtsgeheimnissen ist ein grobes Verbrechen. —

Der Prozeß Armim zeigte übrigens dem Volke, welchen klaren Blick und welche politische Weisheit Bismarck in seinem Verhalten gegen Frankreich bewiesen hat. Der Reichstag votierte denn auch dem Kanzler am 15. März 1873, als die letzte Zahlung der Kriegsentschädigung erfolgt war, einstimmig den Dank der Nation — und das war das erste und letzte Mal, daß eine Handlung Bismarcks eine einstimmige Billigung seitens der Volksvertretung fand.

Manchmal zeigte sich wohl eine Annäherung der Franzosen, aber immer wieder brachen die Rachegedanken durch, namentlich als Gambetta wieder Glied des Ministeriums wurde. „Gambetta in der Regierung," so sagte Bismarck damals, „wirkt auf die Nerven Europas wie ein Mann, der in der Krankenstube die Trommel rührt." Es ist als ein Glück für Europa anzusehen, daß Gambetta frühzeitig starb und zwar an einer Wunde, die er von einer eifersüchtigen Frau erhielt, mit der er in Ehebruch lebte. Was sind doch die Großen dieser Erde oft so jämmerliche, verächtliche Kreaturen! Bei seinem Leichenbegängnis beteiligten sich dennoch gegen 300,000 Personen. War Gambetta doch der Götze der rachedurstigen Franzosen! Kai-

ser Wilhelm soll bei Empfang der Nachricht ausgerufen haben: „Wir haben einen Störenfried weniger!“

Als ein neuer Störenfried ähnlicher Sorte erwies sich der Kriegsminister Boulanger, ein Maulheld erster Güte. Die Rückgabe Elsaß-Lothringens als einzige Garantie für den Frieden stand wieder auf der Tagesordnung. Der General Boulanger hätte am liebsten die Deutschen in Stücke gehauen und frühstücksweise verzehrt. Doch zum Glück für die Deutschen kam's nicht so weit, zumal der damalige Präsident Grévy sich als einen ruhigen und besonnenen Mann erwies. Boulangers Ministerherrlichkeit währte denn auch nicht lange. Wir werden dem Rachemenschen später wieder begegnen.



Präsident Grévy.

Alle Bemühungen, den bösen Nachbarn zum Einlenken zu bewegen, sind vergeblich gewesen. Am 11. Januar 1887 erklärte Bismarck im Reichstage: „Nachdem wir uns 16 Jahre vergeblich bemüht haben, die Revancheideen zu beruhigen, und abgewartet haben, ob nicht endlich eine Regierung sich finde, die den Mut und die Kraft habe, den status quo, wie er ist, als einen dauernden zu acceptieren, haben wir uns doch schließlich sagen müssen, daß unsere Liebesbemühungen ganz umsonst gewesen sind.“

Bismarcks Politik gegen Frankreich gipfelte darin, mächtige Bundesgenossen zu gewinnen, um dadurch den unruhigen Nachbar zu isolieren. Er pflegte insonderheit die Freundschaft mit Österreich, Rußland und Italien. Das geschah durch wiederholte Besuche und Gegenbesuche der Herrscher. Im

Frühjahr 1873 reiste Kaiser Wilhelm mit Bismarck nach St. Petersburg. Im Herbst desselben Jahres kam der König von Italien, Viktor Emanuel, nach Berlin, wo er vom Publikum in fast überschwenglicher Weise gefeiert wurde. Im Herbst des Jahres 1875 machte Kaiser Wilhelm in Rom einen Gegenbesuch, von dem er schrieb: „Ich habe etwas Ähnliches in meinem ganzen Leben nicht erfahren."

In den immer wieder auftretenden Konflikten wegen der Orientfrage spielte Bismarck die Rolle „eines ehrlichen Maklers".

Der Orient ist ja lange schon ein Hauptmagazin für den Zündstoff in Europa. Dort ganz im Südosten von Europa hat ein „kranker Mann" mehrere Länderchen. Der kranke Mann ist der türkische Sultan. Einige Mächte hätten ihn gern aus Europa hinaus, damit sie sich in seine wackligen Besitztümer teilen könnten, so besonders Rußland und auch Österreich, die daran grenzen. Andere Mächte aber wollen wegen „des politischen Gleichgewichts" den kranken Mann lieber in Europa behalten, so besonders England. Deutschland hatte kein direktes Interesse an der Sache. „Ich werde," so erklärte Bismarck im Reichstage, „zu irgend welcher aktiven Beteiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht raten, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur — entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdrucks — die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre. Ich habe ausdrücken wollen, daß wir mit dem Blute unserer Landsleute und unserer Soldaten sparsamer sein müßten, als es für eine willkürliche Politik einzusetzen, zu der uns kein Interesse zwingt. . . . Wenn die jetzige orientalische Frage, soweit sie sich übersehen läßt, soweit sie überhaupt vorliegt, soweit sie nicht auf Konjekturen und Phantasien beruht — wenn dieselbe für uns überhaupt meinem Urteile nach keine Kriegsfrage enthält, so enthält sie doch sehr wohl die Aufforderung zu einer außerordentlich vorsichtigen Politik, die sich den andern Mächten durch ihr Wohlwollen und ihre Friedensliebe empfiehlt und empfehlen kann, weil sie dadurch keines ihrer Interessen verletzt. . . . Wir hoffen — und jedenfalls wird unser Bestreben dahin gerichtet sein —: in erster Linie, daß wir uns den Frieden und die Freundschaft mit unsern bisherigen Freunden bewahren; in zweiter Linie, daß wir, soweit es durch freundschaftliche, von allen Seiten bereitwillig aufgenommene Vermittlung möglich ist, unter absolutem Ausschluß aber jeder kombinatorischen Haltung von unserer Seite, uns bestreben, den Frieden unter den europäischen Mächten unter sich nach Möglichkeit zu erhalten — das heißt also, den Krieg, wenn er im Orient ausbrechen sollte, nach Möglichkeit zu lokalisieren."

Auch dem Drängen Englands gegenüber, er sollte Rußland Ruhe gebieten und unter allen Umständen einen Krieg desselben gegen die Türken verhindern, blieb er sehr kühl. Er hatte keine Lust, für andere Leute die

Kastanien aus dem Feuer zu holen. Rußland erklärte denn auch im Frühjahr 1877 dem Sultan den Krieg, der die Russen nahezu an die Mauern Konstantinopels führte. Da erschien die englische Flotte, und es sah aus, als ob zwischen den beiden Mächten, „zwischen einem Elefanten und einem Walfisch", wie Bismarck sagte, ein bitterer Kampf losbrechen würde.

Gerade in dieser Zeit drohte Bismarck wegen der Opposition des Reichstags mit seinem Rücktritt, und für so bedeutend galt damals sein Einfluß, daß man in Europa davor bangte, weil er allein imstande war, den Frieden zu erhalten. Bismarck blieb und fügte sich dem „Niemals!" seines Kaisers. Am 19. Februar 1878 legte er dem Reichstag seine Ansicht über die Orientfrage und über die Rolle, die Deutschland bei der Vermittlung zu spielen habe, klar. „Die Vermittelung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir nun bei divergierenden Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: so soll es sein, und dahinter steht die Macht des Deutschen Reiches, sondern ich denke sie mir bescheidener, ja — ohne Vergleich im übrigen stehe ich nicht an, Ihnen etwas aus dem gemeinen Leben zu citieren — mehr die eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zustande bringen will. . . Das ist die Rolle, die ich mir denke und die den freundschaftlichen Verhältnissen entspricht, in denen wir in erster Linie mit unseren befreundeten Grenznachbarn, Grenznachbarn auf langgedehnten Grenzstrecken, überhaupt leben, und dann vermöge der seit einem Lustrum bestehenden Einigkeit der drei Kaiserhöfe, die aber auch dem vertrauten Verhältnis entspricht, in dem wir mit einem andern Hauptinteressenten, mit England, uns befinden. . . . Das Drei-Kaiser-Verhältnis, wenn man es so nennen will, während man es gewöhnlich Bündnis nennt, beruht überhaupt nicht auf geschriebenen Verpflichtungen, und keiner der drei Kaiser ist verpflichtet, sich von den andern zwei Kaisern überstimmen zu lassen. Es beruht auf der persönlichen Sympathie zwischen den drei Monarchen, auf dem persönlichen Vertrauen, welches diese hohen Herren zu einander haben, und auf dem auf langjährige persönliche Beziehungen basierten Verhältnis der leitenden Minister in allen drei Reichen. . . . Den übertriebenen Ansprüchen, die man an Deutschlands Vermittelung stellt, muß ich hier entgegentreten und erklären, daß, so lange ich die Ehre habe, Ratgeber Sr. Majestät zu sein, davon nicht die Rede ist. Ich weiß, daß ich in dieser Beziehung sehr viele Erwartungen täusche, aber ich bin nicht der Meinung,



Der russische Kanzler von Giers.

daß wir den napoleonischen Weg zu gehen hätten, um, wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister in Europa sein zu wollen. . . . Nehmen Sie an, wir folgten diesen Ratschlägen und erklärten Rußland in irgend einer höflichen und freundschaftlichen Weise: wir sind zwar seit hundert Jahren Freunde gewesen, Rußland hat uns Farbe und Freundschaft gehalten, während wir in schwierigen Verhältnissen waren; aber jetzt liegt die Sache doch so: im europäischen Interesse, als eine Art von Policeman von Europa, als eine Art von Friedensrichter müssen wir dem Wunsche



Die drei Kanzler Bismarck, Kalnocky und Giers in Skierniewiece.

nicht länger widerstehen. . . . Wir werden niemals die Verantwortung übernehmen, eine sichere, seit Menschenaltern erprobte Freundschaft einer großen, mächtigen Nachbarnation dem Kitzel, eine Richterrolle in Europa zu spielen, aufzuopfern."

Am 13. Juni 1878 wurde der **Berliner Kongreß** eröffnet, der die friedliche Lösung der Orientfrage sich zur Aufgabe stellte. Es war ganz entschieden ein Werk Bismarcks und ein deutlicher Beweis, daß Deutschland, vor zehn Jahren noch ein zerstückeltes Land, jetzt die leitende Macht der Welt geworden war.





Graf Caroly. Lord Beaconsfield. Graf St. Val
Baron Haymerle. Graf Launay. Waddington. Fürst Hohenlohe. Desprez.
Fürst Gortschakoff. Graf Corti.
Graf Mouy.
von Radowitz. Baron Oubri

Der Berlin

Gemalt v



St. Vallier. Fürst Bismarck. Sadullah Bey. Lord Salisbury.
Desprez. [Gr]af Andrassy. Graf Schuwaloff. Lord Odo Russel. Karatheodori Pascha.
Lothar Bucher. Graf H. Bismarck. Mehemed Ali Pascha.
[...]ay. von Holstein. von Bülow.
[vo]n Oubril. Dr. Busch.

[B]erliner Kongreß 1878.

[G]emalt von A. v. Werner.

Das Resultat des Kongresses war dieses: Die Türken zahlten, wie billig, die Zeche, Rumänien und Serbien wurden zu selbständigen Königreichen, Bulgarien wurde in ein selbständiges Fürstentum und in eine türkische Provinz, Ostrumelien, geteilt, Griechenland und Montenegro bekamen auch einen Bissen ab, Österreich bekam das Recht der Besetzung und



Alexander III., Zar von Rußland.

Verwaltung Bosniens und der Herzegowina, Rußland bekam Batum und England als Trinkgeld die Insel Cypern. Der kranke Mann war wieder einmal geschröpft worden.

Dank erntete Bismarck trotz alledem nicht. So geht's ja dem Vermittler oft genug. Rußland namentlich war arg verschnupft. Sein Kanz-

ler Gortschakoff erklärte, der Berliner Frieden sei der dunkelste Punkt in seiner Laufbahn; das Drei=Kaiser=Bündnis wurde für aufgehoben erklärt; die Stimmung in Rußland wurde eine deutsch=feindliche, also eine französisch=freundliche. Bismarck mußte deshalb sorgfältig Fühlung mit Österreich behalten. Sein Besuch in Wien im September 1879 sollte diesem Zweck dienen. Dort hatte man das Jahr 1866 vergessen und jubelte dem Kanzler zu. Der Zweibund wurde fertig. Nun lenkte man doch in Rußland ein, zumal sich in Rußland ein verderbendrohender Anarchismus zeigte und die Regierung eine schwere Sorge auflegte. Im März 1881 fiel der Zar Alexander II., nachdem bereits fünf Anschläge auf sein Leben



Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich.

erfolglos gewesen waren, unter den Dynamitbomben nihilistischer Mörder. Sein Sohn Alexander III. galt für einen Franzosenfreund, traf aber doch im September 1881 mit Kaiser Wilhelm und Bismarck in Danzig zusammen.

Es war ein erhebender Moment, als der schwergeprüfte Zar in die Arme seines Groß=Oheims eilte, den er auf beide Wangen und die Stirn küßte, worauf Kaiser Wilhelm tiefbewegt ihn mehrere Male in seine Arme schloß.

Diente nun auch diese Zusammenkunft dazu, die Freundschaft zwischen den beiden Herrschern aller Welt vor die Augen zu stellen und alle Gerüchte

von einer feindlichen Stimmung zwischen dem russischen und deutschen Volke zu zerstreuen, so rief doch das Treiben der Panslavisten, d. h. der vom Größenwahne ergriffenen altrussischen Partei, bald wieder die alte Verstimmung wach. Unter den Panslavisten nahm niemand den Mund so voll wie der General Skobeleff, der in seinem Deutschenhaß gar kein Maß kannte. Der Name dieses Generals hatte bisher einen guten Klang; er hatte sich im russisch-türkischen Kriege mit großer Bravour geschlagen. Leider hatte er sich aber verleiten lassen, auch noch auf einem anderen Gebiete als dem militärischen Lorbeeren pflücken zu wollen. Bei einem Festmahl, das am Jahrestage der Erstürmung von Göktepe gehalten wurde, betrat der General den schlüpfrigen Boden der hohen Politik. Er redete und machte in nicht



Humbert, König von Italien.

mißverständlichen Worten den Deutschen eine Kriegserklärung, die er auch später in Paris serbischen Studenten gegenüber wiederholte. In Deutschland nahm man die Sache sehr ernst, da der Zar geraume Zeit zögerte, ehe er dem redelustigen General das Handwerk legte. — Nicht lange darnach, am 7. Juli, hat übrigens Gott den General plötzlich während eines Saufgelages abberufen von seiner irdischen Laufbahn.

Jedenfalls war es erfreulich, daß Gortschakoff im Jahre 1882 abtreten und dem Herrn Giers als Reichskanzler weichen mußte. Damit zeigte der Zar, daß er den ernsten Willen hatte, der deutsch-feindlichen Kriegspartei nicht ihren Willen zu lassen.

Mit Italien wurde das Verhältnis ein immer freundschaftlicheres. Der junge König Humbert schloß sich im Jahre 1882 dem deutsch-österreichischen Bunde an und so gab es wieder einen Dreibund. Nun lenkte auch Rußland ein: im Herbst 1884 begaben sich Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Joseph nach der kleinen polnischen Stadt Skierniewiece, wo der Kaiser von Rußland ihrer wartete. Die drei Kaiser wurden von ihren ersten Ministern begleitet: Bismarck, Kalnocky und Giers. Die Verhandlungen drehten sich um den äußeren Frieden und um die Maßregeln gegen die anarchistischen und socialistischen Bestrebungen, welche den inneren Frieden aller Staaten mehr oder weniger bedrohten. Bald darauf stattete auch der österreichische Kanzler Kalnocky dem Fürsten Bismarck in Varzin einen



Kalnockys Besuch beim Fürsten Bismarck in Varzin am 15. August 1884.

Besuch ab, der zu nur noch festerem Anschluß an Österreich führte; denn das Verhältnis zu Rußland wollte doch kein inniges werden. Im Gegenteil: die russische Presse nahm zuweilen einen solchen drohenden Ton an, daß Bismarck den politischen Himmel, der grau in grau erschien, einmal wieder klären mußte. Er that das in einer Meisterrede, welche in der ganzen Welt gehört wurde. Es ist das seine Rede vom 6. Februar 1888, in der er den Reichstag um Bewilligung der Kosten für eine Landwehr zweiten Aufgebotes anging. Man kann wohl sagen, daß ganz Europa an den Lippen des Kanzlers hing, als er diese gewaltige Rede hielt, in welcher er die Weltlage in großen Zügen zeichnete und dem Kraftbewußtsein des deutschen Volkes mit gerechtem Stolz einen packenden Ausdruck gab. Er

drückte zunächst seine Überzeugung aus, daß im Gegensatz zur Presse — „Druckerschwärze auf Papier, gegen die wir keinen Krieg führen" — der russische Kaiser keine Absicht habe, anzugreifen. Auch sei der andere Nachbar, Frankreich, nicht fertig zum Dreinschlagen. Dennoch müssen wir, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition! — mit dem Selbstvertrauen und mit dem Gottvertrauen, welches die eigene Macht verleiht und die Gerechtigkeit der Sache, die immer auf deutscher Seite bleiben wird nach der Sorge der Regierung, daß wir damit jeder Eventualität entgegensehen können. Wir müssen, kurz und gut, in diesen Zeiten so stark sein, wie wir irgend können, und wir haben die Möglichkeit, stärker zu sein als irgend eine Nation von gleicher Kopfstärke in der Welt; es wäre ein Vergehen, wenn wir sie nicht benutzten. . . . Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwickelung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht minderen Zusammenhang, den die deutsche Nation bisher in sich gehabt hat im Vergleich mit anderen, mehr ausgesetzt als irgend ein anderes Volk. Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit und Versumpfung zu geraten. Er hat uns die kriegerischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt, und er hat in Rußland kriegerische Neigungen groß werden lassen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren. So bekommen wir gewissermaßen von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden. Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden, indem sie uns ihre Stacheln in unseren beiden Flanken fühlen lassen; sie zwingen uns zu einer Anstrengung, die wir freiwillig vielleicht nicht leisten würden, sie zwingen uns auch zu einem Zusammenhalten unter uns Deutschen, das unserer innersten Natur widerstrebt; sonst streben wir lieber auseinander."

Am Schluß seiner zweistündigen Rede schilderte Bismarck die deutsche Volkskraft in wahrhaft klassischen Worten. „Um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich, noch in Rußland. Die russische Presse, die russische öffentliche Meinung hat einem alten mächtigen und zuverlässigen Freunde, der wir waren, die Thür gewiesen, wir drängen uns nicht auf. Wir haben versucht, das alte vertraute Verhältnis wieder zu gewinnen, aber wir laufen niemand nach. Das hält uns aber

nicht ab — im Gegenteil, es ist uns ein Sporn mehr, die Vertragsrechte, die Rußland uns gegenüber hat, mit doppelter Genauigkeit zu beobachten. . . . . Ich glaube nicht an eine unmittelbar bevorstehende Friedensstörung — wenn ich mich resümieren soll — und bitte, daß Sie das vorliegende Gesetz unabhängig von diesem Gedanken und dieser Befürchtung behandeln, lediglich als eine volle Herstellung der Verwendbarkeit der gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat für den Fall, daß wir sie brauchen; brauchen wir sie nicht, dann werden wir sie nicht rufen; wir suchen den Fall zu vermeiden, daß wir sie brauchen. Dies Bestreben wird uns noch immer einigermaßen erschwert durch drohende Zeitungsartikel vom Auslande, und ich möchte die Mahnung hauptsächlich an das Ausland richten, doch diese Drohungen zu lassen. Sie führen zu nichts. Die Drohung, die wir — nicht von der Regierung — aber in der Presse erfahren, ist eigentlich eine unglaubliche Dummheit, wenn man bedenkt, daß man eine große und stolze Macht, wie das Deutsche Reich ist, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusammenstellung von Worten glaubt einschüchtern zu können. Man sollte das unterlassen, dann würde man es uns leichter machen, unsern beiden Nachbarn auch gefälliger entgegenzukommen. Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgend einem Tage präsentiert in der Verstimmung des anderen Landes. Wir können durch Liebe leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht — aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! **Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt**; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausge-



„Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!“

sogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird, und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!" —



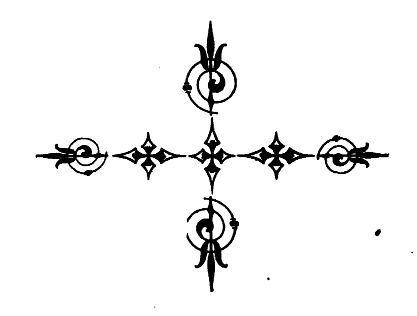
Fürst Bismarck auf dem Heimwege nach seiner großen Rede in der Reichstagssitzung vom 6. Februar.

Am 17. Mai 1847 war es, da hielt der Junker Bismarck seine erste Rede vor dem Landtage. Ein Abgeordneter hatte behauptet, daß nur der Wunsch nach freier Verfassung das Volk zu den Waffen treibe. Da meldete sich Bismarck zum Wort. Stockend und befangen redete er. „Ich fühle

mich gedrungen, dem zu widersprechen . . . . ." Ein Sturm des Mißfallens, Murren, Rufen! Bismarck muß aufhören; er bleibt aber auf der Rednerbühne, zieht eine Zeitung aus der Tasche und liest, bis die Ruhe wieder hergestellt ist. Dann spricht er noch einmal seine Meinung aus und verläßt unter großem Lärmen die Tribüne.

Welche Wandlung für Bismarck wie für das deutsche Volk von jener ersten Rede bis zu der vom 6. Februar! Damals der unbeachtete, verspottete Junker, den man nicht hören will und den man von der Rednerbühne herunterschreit — jetzt der gewaltige Kanzler, von dem schon viele Tage vorher das Kabel es in alle Welt meldet, daß er reden wird, und dessen Worten nicht bloß Deutschland, sondern die ganze Erde lauscht.

Wenn Bismarck nach Schluß der Sitzung vom 6. Februar auf seinem Heimwege von einer unzählbaren, ihm zujauchzenden Volksmenge begleitet wurde, so war diese Begeisterung nur der Ausdruck des gesamten deutschen Volkes.





Extrablatt mit der Nachricht von Kaiser Wilhelms Tod.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Kaiser Wilhelm I. ist tot — Es lebe Kaiser Friedrich III.!

(1888.)

„Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein.“

Wilhelm I., der Kaiser von Deutschland und König von Preußen, ist tot — so lautete die Kunde, die der eilende elektrische Bote am Freitag, den 9. März 1888, in alle Welt trug. Ja, der Neunzigjährige hatte seine müden Augen für immer geschlos-

sen, dieselben Augen, aus denen so manche Thräne bittersten Schmerzes in den vorhergehenden letzten Wochen über das gefurchte Greisenantlitz geflossen war. Weilte doch sein Sohn im fernen Remo in Italien, an einem unheilbaren Krebsleiden dahinsiechend. Wiederholt, wenn die Sorge ihm das Herz zuzuschnüren drohte, hatte der arme Greis sich weinend in seinem Bette emporgerichtet, während sein alter treuer Leibarzt sich mühte, den Kaiser über das harte Los seines in der Fremde dem Tode entgegenwankenden Sohnes und über den jähen Tod seines Lieblingsenkels, des Prinzen Ludwig von Baden, zu trösten. Fürwahr: waren die Tage der Feier des neunzigsten Geburtstages von eitel Sonnenschein umflossen — so hatte sich die niedereilende Sonne in der letzten Zeit mit finsterem Gewölk bezogen. Wer hätte es nicht dem alten Kaiser gewünscht, daß er mit aller Welt im Frieden und im Kreise seiner Familie, an der er mit so viel Liebe hing, hätte heimgehen können. Aber es haben nicht nur schwere Sorgen um seinen Sohn, sondern auch beständig aufsteigende Sturmwolken, deren Wetterleuchten einen furchtbaren Krieg drohte, seine letzten Tage zu recht kummervollen gemacht. Nun, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen — und wir an unserem Teile zweifeln nicht daran, daß der Kaiser zu Gottes Kindern gezählt wurde. Wir meinen es auch einigermaßen zu fassen, warum gerade ein Mann, dem alle nur erdenkliche irdische Ehre wurde, noch einmal durch die Kreuzesschule hindurch mußte.

Was der Kaiser in seinem langen Leben für sein Volk gethan, das haben die vorhergehenden Blätter in der Kürze geschildert. Sein Leben war eine Kette wundersamen göttlichen Waltens, und sein Bild, wie es in jedem Palast, ja, in jeder Hütte im weiten Deutschen Reich zu finden ist, hat sich auch in die Herzen seines Volkes mit unauslöschlichen Zügen eingegraben.

Was ist es denn, das alle deutschen Herzen, auch derer, die fern von der Heimat weilen, bei dem Gedanken an ihren Kaiser freudig wallen läßt? Ist's etwa nur sein hohes Alter, das ihn uns ehrwürdig macht? Ist's der Erfolg, den Gott auf seine Arbeit gelegt hat? Ist's allein der Umstand, daß Gott ihn zu seinem Werkzeuge gebrauchte, die deutschen Stämme zu einigen und den deutschen Namen wieder geachtet oder doch wenigstens gefürchtet zu machen in aller Welt? — Nein, so sehr dies alles auch zu schätzen ist — das ist's nicht allein und auch nicht vornehmlich, was die deutschen Herzen ihrem Kaiser zuwendet. Standen nicht alltäglich Hunderte, ja, Tausende von Menschen in Sonnenschein und Regen vor des Kaisers Palast, um nur einmal in sein Angesicht zu blicken? Harrten nicht Tausende stundenlang vor dem Palast aus, wenn sie wußten, daß den Kaiser irgend eine Sorge drückte? Schwoll nicht die Menge ins Unübersehbare an, als man wußte, daß der Kaiser mit dem letzten Feinde, dem Tode, rang, der endlich

sein Meister wurde? Liefen nicht den Männern die Thränen in den Bart, als sie endlich hören mußten: Der Kaiser ist tot! — Meinst du, Leser, daß ein ganzes, großes Volk, das so von Herzensgrund sein Mitempfinden bekundet, dies nur that, weil es ein Mächtiger war, der nun auf der Bahre lag? Nein, Leser, das alles waren unverkennbare Zeichen einer in der ganzen Geschichte beispiellosen Liebe eines ganzen Volkes zu seinem Beherrscher. Und Kaiser Wilhelm hatte diese Liebe verdient!

Das Volk wußte es, daß sein Kaiser rastlos und pflichttreu gearbeitet, daß er ein ehrlicher, biederer Monarch war, allen diplomatischen Kniffen abhold, daß er seinem Lande den Frieden wahrte, so lange er nur konnte; das Volk wußte auch, daß dem Kaiser nichts mehr als das Wohl seiner Unterthanen am Herzen lag. Nicht hat er in eigensinniger Selbstüberhebung das Staatsschiff allein zu lenken versucht; er besaß nicht das Genie eines der Herrscher, welche die Geschichte die Großen nennt, er war kein Alexander, kein Cäsar, kein Napoleon, kein Friedrich — aber er wußte dies auch und umgab sich in weiser Zurückhaltung mit einer ganzen Zahl von Männern, die das in sie gesetzte Vertrauen vollkommen rechtfertigten. Wer kennt sie nicht, die treuen Räte des Kaisers: Bismarck, Moltke, Roon! Und wie sehr wußte er ihre Dienste zu schätzen! Schrieb er nicht, als ihm Bismarck, des langen Haderns mit widerstrebenden Elementen müde, dringlichst um seinen Abschied bat, mit gewaltigem Zuge ein Niemals! auf den Rand des Entlassungsgesuchs? Nahm er nicht, als Roon, der fromme Kriegsmann, auf dem Sterbebette lag, mit thränendem Auge Abschied von seinem getreuen Freunde? Stand er nicht mit Moltke in beständigem persönlichen Verkehr? — Daneben ist auch sein Familienleben und seine einfache Lebensweise ein Vorbild für seine Unterthanen gewesen.

Und nun wollen wir mit einigen Kürzungen dem Bericht eines dazu Berufenen, des Hofpredigers Bernhard Rogge, folgen, der die letzten Stunden des Kaisers und seine Bestattung geschildert hat.

Es war am 4. März, daß der Kaiser nicht wie üblich beim Aufzug der Parade zur Mittagszeit am Eckfenster seines Palastes erschien, und als sich das auch am folgenden und nächstfolgenden Tage wiederholte, verbreitete sich mit Windeseile die Kunde von einer diesmal ernstlicheren Erkrankung in der Hauptstadt und von da aus im ganzen Lande. Die Besorgnis steigerte sich, als am Abend des 7. März zum erstenmal eine amtliche Kundgebung über das Befinden des Kaisers veröffentlicht wurde, in welcher es hieß, daß sich zu den seit Sonnabend dem 3. März vorhandenen allgemeinen Erkältungserscheinungen öfters eintretende Unterleibsbeschwerden gesellt hätten, daß sich auch der Appetit wesentlich vermindert und infolgedessen eine allgemeine Abnahme der Kräfte stattgefunden habe. Niemand konnte sich seitdem über die unmittelbar vorhandene Gefahr täuschen. Als dann

am Donnerstag, den 8. März, morgens, der Reichs- und Staatsanzeiger die Kunde brachte: „Se. Majestät der Kaiser und König haben eine sehr unruhige Nacht gehabt, die Kräfte haben noch mehr abgenommen,“ da mußte sich jedermann auf das äußerste gefaßt machen. Der Platz vor dem kaiserlichen Palais unter den Linden bot den ganzen Tag über ein Bild tiefen Wehes und qualvoller Trauer, und die beunruhigendsten Gerüchte durchschwirrten die Luft. „Lebt der Kaiser noch? Ist das Gefürchtete eingetroffen?“ so ging es durch die Reihen der trotz des strömenden Regens lawinenartig anwachsenden Menge, die unter den Linden hin und her wogte.

Die Stimmung der Menge wurde immer schwerer, immer düsterer, und als um halb sechs Uhr plötzlich die Glocken des Domes und anderer Kirchen zu läuten anfingen, da machten diese sonst so friedlich und stimmungsvoll wirkenden Töne einen geradezu erschütternden Eindruck. Die wenigsten wußten ja, daß die ehernen Zungen ertönten, um zu einem Gottesdienst zu rufen, in welchem für den schwer erkrankten Kaiser gebetet werden sollte. Man hielt die Glockenzeichen für die Verkündiger des eingetretenen gefürchteten Ereignisses, und tiefe Trauer senkte sich auf die nach Zehntausenden zählende Menge. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich durch die ganze Stadt die Kunde, daß der Kaiser bereits verschieden sei, und bald nachher wurde dieselbe auch in Wien und Paris und in anderen Orten von Mund zu Mund getragen. Dennoch war auch diesmal wie so oft das Gerücht der schmerzlichen Wirklichkeit vorangeeilt. Der um 7 Uhr ausgegebene Krankheitsbericht schien im Gegenteil wieder einer leisen Hoffnung Raum zu geben. Der Zustand wurde in demselben als ein im ganzen besserer bezeichnet. Inzwischen war die kaiserliche Familie schon seit dem Morgen um das Sterbelager des teuren Familienoberhauptes oder doch in der Nähe desselben vereinigt gewesen. Sowohl mit dem Prinzen Wilhelm als mit dem Fürsten Bismarck hatte der Kaiser ernste Unterredungen. Mit klarer Stimme sprach er mit dem ersteren eingehend über die politische Lage und die Heereseinrichtungen Deutschlands; er erwähnte, daß man das, was er für das Heer geschaffen hätte, in Frankreich nachgeahmt habe; dann verbreitete er sich über Rußland, betonte, wie er davon überzeugt sei, daß es zu einem Kriege mit Rußland nicht kommen würde, und äußerte sich in freundlichster Weise über den russischen Herrscher. Die Aufrechterhaltung der mit Österreich und Italien abgeschlossenen Bündnisse soll er noch in seinen letzten Unterredungen als seinen besonderen Wunsch bezeichnet haben. „Den Kaiser von Rußland mußt Du nur recht rücksichtsvoll behandeln, das wird nur gut für uns sein,“ so äußerte er unter anderem, wohl in der Meinung, daß Prinz Wilhelm bei ihm weile, zum Fürsten Bismarck. Später sagte er, indem er dem Fürsten Bismarck die Hand auf die Schulter legte: „Das hast Du gut gemacht.“

Schon im Laufe des Nachmittags war auf Veranlassung des Prinzen Wilhelm der Kaiser in schonender Weise gefragt worden, ob nicht der Oberhofprediger Kögel gerufen werden sollte. Er erklärte sich hiermit einverstanden mit den Worten: „Ach ja, es ist ja die Zeit der nachmittäglichen Gottesdienste.“ Gegen 5 Uhr trat Dr. Kögel an das Krankenbett des Kaisers, um welches mit der Kaiserin der Großherzog und die Großherzogin von Baden, die am Morgen aus Karlsruhe herbeigeeilt waren, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Schweden, der Prinz und die Prinzessin Wilhelm, Prinz Friedrich Leopold, der Reichskanzler Fürst Bismarck, der Generalfeldmarschall Graf Moltke, der Oberstkämmerer Graf von Stolberg-Wernigerode, der Oberhof- und Hausmarschall Graf Perponcher, die Generäle und Flügeladjutanten und die Damen der Kaiserin versammelt waren. Nach einem kurzen Worte der Begrüßung, in welcher der Oberhofprediger der betenden Teilnahme des ganzen Volkes gedachte, sagte er dem hohen Kranken das Psalmenwort 23, 4. vor: „Ob ich schon wanderte im finsteren Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich.“ Dann Jesaias 54, 10.: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der HErr, dein Erbarmer,“ und Jesaia 43, 1.: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“ Beide Male antwortete der Kaiser mit der Zustimmung: „Das ist schön.“ Als der Geistliche fortfuhr: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Christus ist die Auferstehung und das Leben“ — da lautete die Bestätigung: „Das ist richtig.“

Sprüche, die im Laufe der Abendstunden dem Kranken zugerufen wurden, waren Jesaia 14, 27.: „Der HErr Zebaoth hat es beschlossen, wer will es wehren? Und seine Hand ist ausgereckt, wer will sie wenden?“ Römer 5, 1.: „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern HErrn JEsum Christum.“ Matht. 28, 20.: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ 1 Joh. 1, 7.: „Das Blut Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“ Ev. Joh. 1, 29.: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt,“ danach Römer 14, 7—9.: „Unser keiner lebt ihm selber und keiner stirbt ihm selber; leben wir, so leben wir dem HErrn; sterben wir, so sterben wir dem HErrn; darum, wir leben oder sterben, so sind wir des HErrn. Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden, daß er über Tote und Lebendige HErr sei.“ Zwischen den einzelnen Sprüchen lagen längere Pausen. Aus den Liedern der Kirche wurde dem Kranken sein Lieblingsvers vorgesprochen: „Wenn ich einmal soll scheiden ꝛc.“ Und: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid ꝛc.“ Aus dem Lied: „Befiehl du deine Wege“

der Schlußvers: „Mach End', o HErr, mach Ende ꝛc.“ Bei dem Spruch: „HErr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen —“ fragte die Großherzogin von Baden ihren Vater, ob er es verstanden habe. Er bejahte es, indem er die Worte vernehmlich wiederholte: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ In einer der Pausen sagte der Kaiser unveranlaßt von sich aus: „Er hat mir mit seinem Namen geholfen.“ Ein anderes Mal sprach er wie ein Träumender vor sich hin: „Wir wollen eine Erbauungsstunde einrichten.“ Nach einem Zwischenraum erwachend, er-

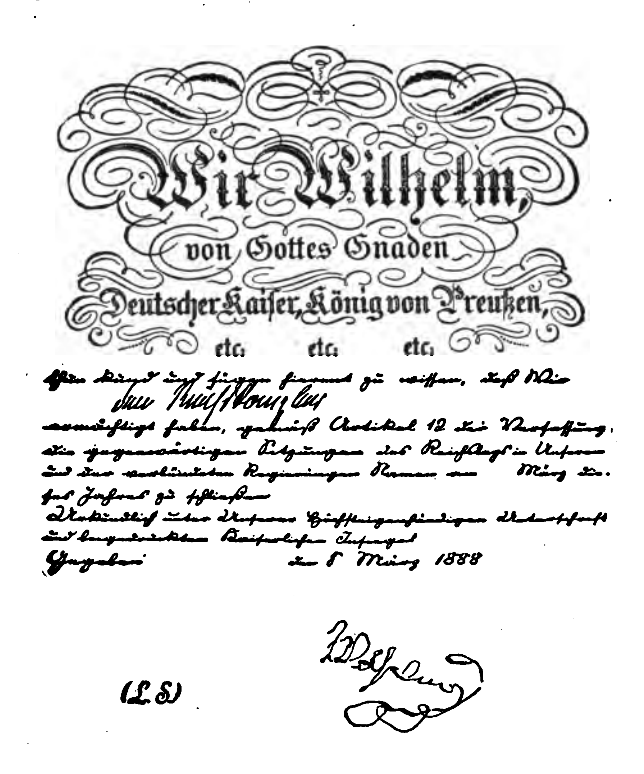


Kaiser Wilhelm unterzeichnet am 8. März die Urkunde zum Schluß des Reichstags.

klärte er: „Ich habe einen Traum gehabt. Es war die letzte Feier im Dom.“ Vielleicht stand ihm seine eigene Leichenfeier vor Augen.

Der Kaiser, dessen Kräfte sich inzwischen wieder etwas gehoben hatten, fragte dann, noch immer mit Regierungssorgen beschäftigt, nach dem General-Feldmarschall Grafen Moltke und rief den Prinzen Wilhelm abermals in seine unmittelbare Nähe. Mit meist deutlich vernehmbarer Stimme sprach er eingehend mit demselben; erst nachdem er längere Zeit geredet, mischten sich Fieberphantasien in seine Worte. Der Kaiser begann damit, zu dem Prinzen Wilhelm von seiner Armee und Preußens gesamtem Volke zu sprechen. Er berührte im Verfolg seiner Worte die Allianzen, dann

mögliche Kriege der Nachbarvölker und einzelne militärische Einrichtungen derselben, welche ihn in der letzten Zeit beschäftigt hatten. Die Großherzogin von Baden glaubte den Vater bitten zu müssen, sich nicht zu sehr anzustrengen, da das andauernde laute Sprechen ihn müde machen müsse.



Wir Wilhelm,
von Gottes Gnaden
Deutscher Kaiser, König von Preußen,
etc. etc. etc.

8 März 1888

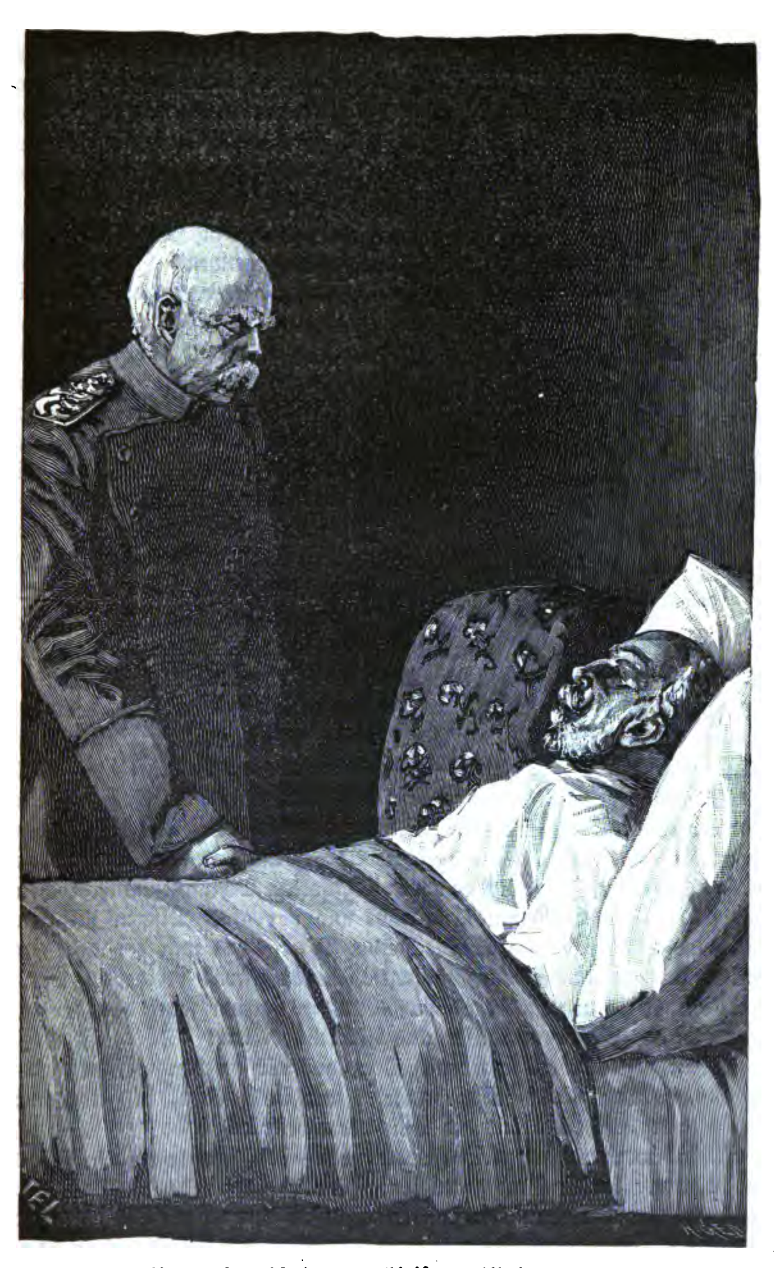
(L. S.)

Die Urkunde zum Schluß des Reichstages mit Kaiser Wilhelms letzter Unterschrift.

Der Kaiser erwiderte hierauf: „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein.“ Es waren dies die letzten zusammenhängenden Worte, die von ihm zu vernehmen waren. Im Verlauf des Abends vermochten die Kräfte sich nicht zu heben; in abgebrochenen Worten sprach der Kaiser vielfach von den

Truppen und von Erinnerungen der Feldzüge; er nannte einzelne ihm bekannte Namen. Gegen 4 Uhr morgens wurde der Puls immer schwächer, das Atmen schwerer, das Bewußtsein schwand. Auf Veranlassung der Ärzte wurden die Mitglieder der kaiserlichen Familie zusammenberufen, außerdem alle diejenigen Persönlichkeiten, welche am Abend vorher um das Krankenbett versammelt waren. Ab und zu schienen von den Lippen des Kaisers unbestimmte Laute zu kommen. Die Großherzogin richtete noch kurze Fragen an den Kaiser. So fragte sie: „Weißt Du, daß Mama an deinem Bette sitzt und Dir die Hand hält?" Da schlug er das Auge auf und sah die Kaiserin lange klar an. Dann schloß er es, um es nicht wieder zu öffnen. Der letzte Blick galt der Kaiserin. Als sich die Zeichen des Todes deutlich ankündigten, segnete der Geistliche den Sterbenden ein mit den Worten: „Der HErr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Ziehe hin in Frieden! Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Vater, in deine Hände befehlen wir seinen Geist, du hast ihn erlöst, du treuer Gott." — Da, um 8 Uhr 29 Minuten morgens noch ein tiefes Aufseufzen — der Kaiser hatte geendet. Hand in Hand blieb die Kaiserin mit dem Gemahl vereint, bis über den letzten Atemzug hinaus. Prinz Wilhelm stand am Fußende des Bettes, angesichts des dahingeschiedenen Großvaters; dann näherten sich alle Familienmitglieder, um von dem geliebten Oberhaupte den letzten Abschied zu nehmen und ihm nochmals die Hand zu küssen. Alle knieten vor dem Sterbebette nieder.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich in der Hauptstadt die Kunde von dem Tode des Kaisers, während gleichzeitig der Telegraph sie in alle Lande hinaustrug. Nachdem die kaiserliche Purpurstandarte auf dem Sterbehause halbmast gezogen war, geschah das Gleiche auf allen in der Nähe des Palais gelegenen öffentlichen Gebäuden und auf vielen Privathäusern. Durch die nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge, die schon vom frühen Morgen an in der Nähe des Palais und unter den Linden sich angesammelt hatte, ging ein allgemeines Schluchzen; in den Schulen wurde nach kurzen Ansprachen der Unterricht ausgesetzt, und die Kinder eilten nach Hause, um weinend den Ihrigen die Trauerkunde zu überbringen. Mancher Vater, manche Mutter hoben ihr Jüngstes empor und wiesen es auf das freundliche Antlitz des Kaisers hin, dessen Bild fast in keinem deutschen Hause fehlt, und das nun in aller Eile mit einem Trauerflor geschmückt ward. Die Straßen füllten sich mit einer von Stunde zu Stunde wachsenden Menge, welche schmerzerfüllt an den Anschlagsäulen die Todesnachricht las und dann nach den Linden drängte. Die Schaufenster wurden schwarz verhängt, selbst ganze Häuser mit schwarzem Tuch und Flor bekleidet. Auf den Straßen aber sah man überall nur trübe Mienen und hörte man nur ernste Fragen und leises Gemurmel. Trotz des strömenden Regens, der an diesem



Fürst Bismarcks Abschied von Kaiser Wilhelm am 8. März.

Tage herniederfloß, hielten die Menschen stundenlang vor dem Palais unter den Linden aus, aller Augen nach dem Eckfenster gerichtet, an dem der geliebte Kaiser sich so oft gezeigt hatte.



Fürst Bismarck verkündigt im Reichstag den Tod Kaiser Wilhelms.

Um 12 Uhr mittags versammelte sich der Reichstag, welchem der Reichskanzler Fürst Bismarck in tiefergreifenden, herzbewegenden Worten die Kunde von dem Heimgang seines kaiserlichen Herrn überbrachte. Er legte demselben die letzte Unterschrift vor, welche der Kaiser noch auf seinem Sterbelager in Bethätigung der Arbeitskraft, die ihm nur mit dem Tode verlassen hat, geleistet, und durch welche der Reichskanzler ermächtigt wurde, den Reichstag nach Erledigung seiner Geschäfte zu schließen. Der treue Diener konnte dem Reichstage mitteilen, daß es dem Kaiser noch in seinen letzten Stunden zum Trost und zur Befriedigung gereicht habe, die durch ihn wieder hergestellte Einheit der deutschen Nation durch die Beschlüsse gestärkt und befestigt zu sehen, welche der Reichstag erst in jüngster Zeit gefaßt hatte, um die Zukunft des Deutschen Reiches gegen jede Gefahr von außen sicher zu stellen. Er schloß seine Rede mit Worten, die für alle Zeit mit unauslöschlicher Schrift in dem Herzen des deutschen Volkes eingeschrieben bleiben werden. „Die heldenmütige Tapferkeit," so sprach er von wiederholtem Schluchzen unterbrochen, „das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren — mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, das der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von uns allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue bewahrt bleibe!"

Tief bewegt trat der greise Feldmarschall Graf Moltke an den Reichskanzler heran, ihm die Hand zu reichen. Die Thränen in den Augen standen die beiden einander gegenüber, während Fürst Bismarck der Pflichttreue im Dienste des Vaterlandes, die auch nach dem Hingang des Herrschers, dem

sie beide gedient und dessen größte Mitarbeiter an dem von ihm vollbrachten Werke sie beide gewesen waren, in den Worten den Dichters Ausdruck gab: „Des Dienstes immer gleich gestellte Uhr hält uns im Geleise.“

Doch kehren wir noch einmal in das Sterbezimmer des Kaisers zurück, das in seiner schlichten Einfachheit einen geradezu rührenden Eindruck macht. Im Erdgeschoß des kaiserlichen Palais nach dem Hofe der königlichen Bibliothek zu gelegen, grenzt dasselbe an die neben dem Arbeitszimmer mit seinem geschichtlichen Eckfenster befindliche Bibliothek. Im Hintergrunde steht in einem tiefen Alkoven, der mit grünem, schon stark verschosse-



Moltkes Abschied von seinem toten Kaiser.

nem Tuche ausgeschlagen ist, das eiserne Feldbett, auf welchem der Kaiser das Haupt zum letzten Schlummer geneigt hat. Zwei Nachttischchen von einfachster Form, ein niedriger, ganz schlichter, zum Aufklappen eingerichteter Waschtisch, eine kleine Etagère, auf der die Kämme und Bürsten des Kaisers sich befinden, zwei einfache Polstersessel, aus einer Zeit stammend, die den allergeringsten Anspruch an Schönheit und Bequemlichkeit erhob, bilden die gesamte Ausstattung, die von der Bedürfnislosigkeit und Einfachheit des Heimgegangenen in ergreifender Weise Zeugnis giebt. In einer Ecke befinden sich einige Mützen und Degen zum täglichen Gebrauch. Auch einzelne Pracht- und Ehrendegen, Geschenke befreundeter Herrscher, hat der

Entschlafene hier aufbewahrt. Den einzigen Schmuck bildet ein altes, vorzüglich geschnitztes Kruzifix, das zu Häupten des Feldbettes aufgehängt war. Hier verblieb die Leiche des Kaisers bis zu ihrer Überführung nach dem Dom. Das blasse Haupt war auf die Brust gesunken, die linke Hand hielt ein von einem Lorbeerkranz umwundenes Elfenbeinkreuz, das ihm die Tochter in die Hand gedrückt hatte. Einer Anzahl bevorzugter Personen war es vergönnt, das Sterbezimmer zu betreten und hier noch einmal in das Antlitz des teuren Toten zu blicken. Unser Bild zeigt den Feldmarschall Graf Moltke, wie er in schmerzlichster Bewegung von der Leiche seines kaiserlichen Herrn Abschied nimmt.

Nachdem am Sonnabend-Nachmittage die Einbalsamierung der Leiche erfolgt war, wurde dieselbe in die Uniform des ersten Garderegiments gekleidet und in halbsitzender Stellung auf eine Erhöhung gelegt.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag verließ der verstorbene Kaiser sein Haus, das so viele Jahrzehnte hindurch die Stätte eines reich gesegneten Wirkens gewesen war. In der Halle des Palais erwarteten die Leiche die zur Begleitung derselben nach dem Dome befohlenen Personen. Auch die gesamte Hofdienerschaft war hier noch einmal zum letzten Abschied versammelt. Vor der Rampe des Palais war die Leibkompanie des ersten Garderegiments zu Fuß mit Fahnen und Musik aufgestellt. Kein Laut, nur ein stummes Senken der Fahnen, als der Sarg aus der lichterfüllten Halle in das Dunkel der Nacht hinausgetragen, auf eine schwarze Bahre gestellt und diese von sechzehn Unteroffizieren der Berliner Garde-Infanterie auf die Schulter gehoben wurde. Wie ein riesiger Trauerflor umwallten dunkle Volksmassen Straßen und Plätze bis zum Dome.

Dumpf tönten die Glocken vom Dome her durch den Schneesturm, der die Wege verwehte, auf denen rechts und links Mannschaften aller in Berlin stehenden Regimenter Spalier bildeten. Aus dem düsterroten Schein der Fackeln, die den Weg beleuchteten, hob sich der mit schwarzem Tuch bedeckte Sarg. Da trugen sie ihren Kaiser hin.

Vor dem Portale des Domes erwartete den Sarg die Domgeistlichkeit mit Oberhofprediger Dr. Kögel an der Spitze. Derselbe hielt, nachdem der Sarg auf dem Katafalk niedergesetzt war, eine kurze inbrünstige Ansprache. Dann traten die Totenwachen an, bei welchen abwechselnd die Kommandeure sämtlicher Garde- und Leibregimenter beteiligt waren.

In den nächstfolgenden Tagen, in denen vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Pforten des Domes geöffnet blieben, war der Zudrang zu dem Gotteshause ein geradezu beispielloser. Eine ungeheure Volksmenge füllte die Straßen, von denen aus der Zugang zum Lustgarten erfolgte. Jeder drängte heran, um noch einmal das Antlitz des geliebten Kaisers zu sehen.

So war der für das feierliche Leichenbegängnis bestimmte Tag, der 16. März, herangekommen, an welchem sich der glänzendste Leichenzug, den die Welt jemals gesehen haben mag, zu der letzten Ruhestätte Kaiser Wilhelms bewegen sollte. Tausende von Händen waren in den vorangangenen Tagen beschäftigt gewesen, den Weg, den der Zug zu nehmen hatte, zu einer Trauerstraße auszuschmücken. Namentlich war die Straße Unter den Linden, die dem siegreich heimkehrenden Kaiser wiederholt im Schmuck des



Die Aufbahrung der Leiche Kaiser Wilhelms im Dom.

reichsten Festgewandes sich gezeigt hatte, in eine Via triumphalis des Todes verwandelt worden.

Punkt 12 Uhr verkündeten die Glocken von allen Türmen der Stadt den Beginn der Trauerfeier im Dome, nachdem sich schon von 11 Uhr an das Gotteshaus unter den gedämpften Klängen der sanft gespielten Orgel gefüllt hatte. Die gottesdienstliche Feier vollzog sich genau in der Ordnung, welche Kaiser Wilhelm selbst in letztwilliger schriftlicher Aufzeichnung für dieselbe festgesetzt hatte. Dieselbe wurde mit einer kurzen Liturgie eröffnet, in welcher die Hof- und Domprediger der Reihe nach von Kaiser Wilhelm

selbst ausgewählte Schriftstellen verlasen, in der Weise, daß immer ein Wort des Alten Testamentes mit einem des Neuen abwechselte. Auf ein Eingangsgebet und auf den Gesang: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" folgte dann die Gedächtnisrede des Oberhofpredigers Dr. Kögel, die im Anschluß an das Simeonswort: „HErr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren", in ergreifenden Worten dem, was alle Herzen bewegte, einen treffenden Ausdruck gab. In dem Augenblicke, als der Segen über den Sarg gesprochen wurde, mischte sich der Donner der im Lustgarten aufgestellten Geschütze mit den knatternden Salven der Infanterie, der letzte Gruß der Armee über dem Grabe ihres Kaisers, der zu ihren Siegen so oft hatte Viktoria schießen lassen.

Von zwölf Obersten wurde der Sarg aufgehoben und auf den mit acht Rappen bespannten Leichenwagen getragen, und nun setzte sich unter dem Geläute der Glocken von allen Kirchen der Stadt der Trauerzug in Bewegung, vielleicht das großartigste Ehrengeleite, mit dem jemals ein Fürst dieser Erde zu Grabe getragen worden ist.

Als erster unter den fürstlichen Leidtragenden, welche zu Fuß dem Kaiser Wilhelm die letzte Ehre erweisen, schreitet ganz allein Kronprinz Wilhelm einher, den gezogenen Degen in der Rechten erhoben. Auf seinem Antlitz prägt sich ein tiefer, gewaltsam zurückgedrängter Schmerz aus. Drei Könige folgten dem Sohne Kaiser Friedrichs: die Könige von Sachsen und Belgien, die altbewährten Freunde Kaiser Wilhelms, und der König von Rumänien, der Fürst aus dem Hohenzollerngeschlechte. Den drei Königen folgte in der Marineuniform Prinz Heinrich, ihm zur Seite Prinz Albrecht, Prinzregent von Braunschweig, sowie die Thronfolger der fünf europäischen Reiche, Österreich, Rußland, Italien, England und Schweden. In langer Reihe schlossen sich ihnen die anderen hohen Fürstlichkeiten an, sowie die diplomatischen Vertreter aller europäischen und der hervorragendsten außereuropäischen Staaten, die in ihren schillernden und blendenden Uniformen und Trachten ein buntfarbiges Bild zeigten.

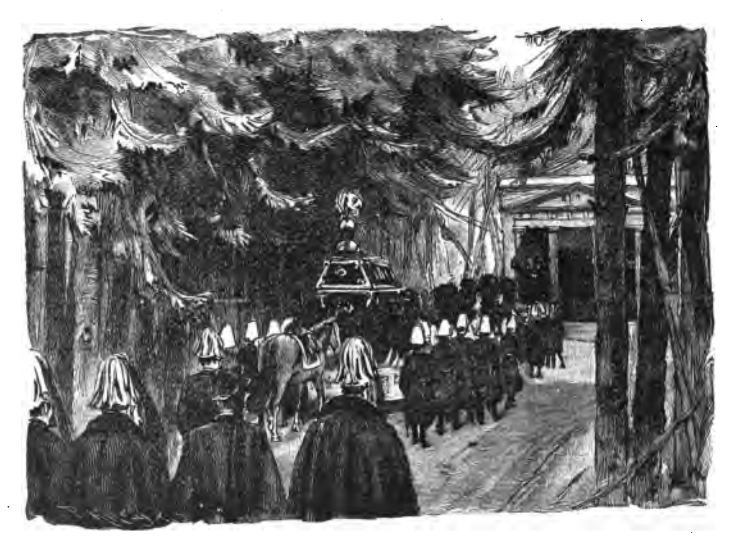
Die Trauerstraße, durch die der unabsehbare Zug sich bewegte, war zu beiden Seiten von vielen Tausenden von trauernden Menschen besetzt. Jedes Fenster der langen Häuserreihe war dicht mit Zuschauern in Trauerkleidung besetzt, die mit ehrfurchtsvollem Schweigen dem Kaiser, der für immer sein Berlin verläßt, einen letzten Gruß zuwinkten.

Endlich näherte sich der Zug der letzten Ruhestätte des heimgegangenen Kaisers.

An einem Fenster des Schlosses zu Charlottenburg stand K a i s e r F r i e d r i c h und sah in Schmerz versunken den Trauerzug vorüberziehen und in die düstere Tannenallee einbiegen, welche durch den Schloßpark nach

dem Mausoleum führt. Welche Gedanken werden in diesem Augenblick durch die Seele des schwergeprüften Herrschers gezogen sein!

Oberhofprediger Dr. Kögel nnd die Charlottenburger Geistlichkeit erwarteten den kaiserlichen Leichenzug. Als derselbe die Schloßterrasse vor dem Mausoleum erreichte, in welchem kurz vorher die Kaiserin Viktoria mit ihren Töchtern, die Kronprinzessin und die Großherzogin von Baden, die Prinzessin Friedrich Karl und die Kronprinzessin von Schweden erschienen waren, hoben Unteroffiziere den Sarg von dem Leichenwagen und trugen ihn in die Halle des Mausoleums, wo er auf einer Estrade in der Mitte derselben niedergesetzt wurde. Mit dem Sarge des Kaisers begab sich auch



Der Sarg im Park zu Charlottenburg auf dem Wege nach dem Mausoleum.

das fürstliche Leichengefolge in das Mausoleum, wo Oberhofprediger Dr. Kögel u. a. noch folgende Worte sprach: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben. — Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib. — Dich, den Gebieter über Leben und Tod, rufen wir an in dieser wehmutvollen Stunde, wo unser im Namen JEsu entschlafener Kaiser und König für immer zu seinen Eltern kommt nach allen Mühen und Arbeiten seines Lebens, nach all den Segens-

aussaaten seiner Hände, nach all den reichen Erfahrungen deiner Barmherzigkeit.

„Neben dem König, dessen Zeit in Unruhe, dessen Hoffnung in Gott war, neben der Königin mit dem ergebungsvollen Sinn, ‚wie der HErr es gewollt, also ist es geschehen,‘ soll nun der Sohn ruhen, umgeben von den Gebeten und Thränen seines Hauses, hergebettet unter dem Dank und der Liebe seines Volkes. Wie er gehofft auf dich und den einigen Mittler Himmels und der Erden, JEsum Christum, so laß dein Licht ihm leuchten jetzt und immerdar!

„Der HErr segne dich und behüte dich, der HErr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig, der HErr erhebe sein Angesicht auf dich, auf die Kaiserin-Witwe, auf den Kaiser unseren Herrn, die Kaiserin



Kaiser Wilhelms Sarg im Mausoleum zu Charlottenburg.

seine Gemahlin, auf alle Glieder des königlichen Hauses und gebe dir und unserem Volk seinen Frieden! Amen.“

Dann donnerte die vor dem Mausoleum aufgestellte Leichenparade des ersten Garderegiments eine dreifache Salve über die Gruft, die fürstlichen Leidtragenden verrichteten ein stilles Gebet am Sarge, und die Pforten des Mausoleums schlossen sich zwischen ihnen und der Ruhestätte des ersten deutschen Hohenzollernkaisers, die geweiht ist für alle Zeiten.

* * *

Der Kaiser ist tot! — Es lebe der Kaiser, der Kaiser Friedrich III.!

„Fritz! lieber Fritz! — Komm', laß Dich umarmen!“ so hatte der sterbende Kaiser, als er schon im Halbschlummer lag, sehnsüchtig ausgerufen. Aber sein lieber Fritz, sein armer Fritz konnte nicht an das Sterbebett seines Vaters eilen. Er war ja selber schwer krank im fernen St. Remo, und nur

die zwingendste Not, der Tod des Kaisers, hat ihn veranlassen können, in seines Reiches Hauptstadt, nach Berlin zurückzukehren. Da ist er nun im Schlosse zu Charlottenburg, elend und siech, nicht fähig, noch einmal auf das kalte Antlitz seines Vaters zu blicken, nur fähig, dem Leichenzug vom Fenster aus nachzublicken und bittere Thränen zu weinen. Armer Fritz!

Wie war's doch am 3. Juli 1866, am Tage von Königgrätz? Mittag war vorüber — mit den Preußen stand's schlecht. Wo bleibt doch nur der Kronprinz mit seinen Truppen? Will er den Tag verloren gehen lassen und mit ihm Schlesien, die schönste Perle seiner zukünftigen Krone und vielleicht mehr noch? Nein — das will er nicht — da ist er! Da ist er — und die stolze österreichische Armee ist vernichtet. Das war wohl Fritzens schönster Tag. Glücklicher Fritz! — — —

Ja, lieber Leser, auch auf dem Leben eines Königssohnes liegt nicht lauter Sonnenschein, sondern auch Sturm und Regenwetter fährt darüber hin. Das sollst du gleich jetzt erfahren.

Wir haben des Kaisers Friedrich Lebenslauf auf vorhergehenden Blättern geschildert, sind ihm auch auf die blutigen Felder in Böhmen und Frankreich gefolgt.

Wir glauben nicht, daß das Kriegsleben dem Kronprinzen je sonderlich behagt hat. Er war ein Mann des Friedens. Was die Potsdamer, unter denen er zu wohnen pflegte, von ihm erzählen, zeigt ihn uns als einen Mann, der an seinen Kindern die herzlichste Freude hatte. Kommt da einst ein Mann zu ihm, der für ein Kinderasyl Beiträge sammelt. Der Kronprinz hockt auf der Erde und spielt mit seinen Kindern „Hund". Er läßt sich nicht stören, sondern sagt lachend zu dem Kollektor: „Ja, sehen Sie doch meine Kinder — er hat deren sieben: 3 Knaben, 4 Mädchen —, die wollen alle essen, da habe ich nichts übrig." Natürlich griff er doch tief in die Tasche. — Einer der kleinen Prinzen wollte sich nicht waschen lassen. Da wurde sofort dem Posten vor dem Palast der Befehl gegeben, vor dem Kleinen kein Honneur zu machen. Das Prinzlein beschwert sich, der Papa aber sagt: „Vor einem ungewaschenen Prinzen macht ein preußischer Soldat kein Honneur." — Seine Jungens schickte er aufs Gymnasium, und da mußten sie zwischen den andern Schülern sitzen und schwitzen. — Auf seinem Gute Bornstadt mischte er sich gern und in liebenswürdigster Weise unter seine Leute, verkehrte mit den Kindern und bereitete ihnen gern eine Freude. Häufig lud er die ganze Kinderwelt von Bornstadt zu sich. Da wurde in riesigen Kannen Kaffee verteilt und Kuchenberge zu wahrhaft schwindelnder Höhe aufgebaut. Wie eine deutsche Hausfrau, mit geröteten Wangen, eilte die Kronprinzessin, unterstützt von ihren Töchtern, zwischen den Tischen auf und ab und sorgte für ihre kleinen Gäste.

Der Kronprinz war ein vortrefflicher Schwimmer. Er war ein regel-



 Viktoria, deutsche Kaiserin.



Friedrich III., deutscher Kaiser.

mäßiger Besucher der öffentlichen Schwimmanstalt. Auch hier trieb er sein lustiges Spiel mit den Jungens. Die stellten sich, wenn er ankam, in ihren Badehosen in vorschriftsmäßiger Haltung auf und machten ihm ein Honneur. Lachend dankte der Kronprinz. Ein Schwimmmeister mußte einen großen Balken ins Wasser werfen. In der Mitte desselben saß der Kronprinz, links und rechts von ihm eine Schar lachender und jauchzender Knaben, die der Kronprinz durch Drehen des Balkens abzuwerfen suchte. — Mit Rekruten, die nicht gern ins Wasser wollten, trieb er häufig seinen Spaß — er hat aber auch wiederholt Leute, die am Ertrinken waren, mutig aufs Trockene gebracht.

Zu dem „alten Scheffler", dem Schulmeister von Bornstadt, stand er im besten Verhältnis. Häufig kam er in dessen Schule, erfreute ihn gern durch ein Geschenk, ja, vertrat ihn, als dieser seiner schwerkranken Mutter wegen verreisen mußte.

Aber es war nicht Gottes Wille, daß dem Kronprinzen die Tage so dahinfließen sollten. Seit dem Anfang des Jahres 1887 hörte man von einer schweren, hartnäckigen, allem Anschein nach unheilbaren Krankheit des Kronprinzen.

Schon in den ersten Wochen dieses Jahres hatte sich bei ihm eine Heiserkeit eingestellt, die den üblichen Mitteln nicht weichen wollte. Der herbeigerufene Professor Gerhardt entdeckte eine dem linken Stimmbande aufsitzende Geschwulst, die er durch energische Ätzungen zerstören wollte. Dieses gelang nicht. Die Wucherungen nahmen zu, statt ab. Das schien verdächtig. Man holte auch den Professor Bergmann herbei, und dieser erklärte die Geschwulst für bösartig, d. h. für krebsiger Natur. Man müsse, meinte er, den Kehlkopf von vorn spalten und müsse alle erkrankten Teile gründlich herausnehmen. Der Kehlkopf würde dann wieder zuheilen, die Stimme würde leidlich klangvoll und kräftig bleiben, die Heilung vielleicht eine vollständige werden. Jedenfalls sei dadurch das Leben des Kranken auf längere Zeit hinaus gesichert.

So meinte Bergmann. Und sein Wort hätte wohl mehr Zutrauen verdient, als es fand.

Doch der von der englischen Kronprinzessin herbeigerufene Londoner Arzt Mackenzie war anderer Meinung. Man könne, behauptete er, die Geschwulst vom Munde aus beseitigen; denn die Geschwulst sei nicht krebsartig. —

Nun, irren ist menschlich — und im Fall des Kaisers hat Mackenzie sich geirrt.

Es brach leider, schon während der Kronprinz noch lebte, ein wüster Zeitungsstreit los, weil namentlich englische Zeitungen und die ihnen nach-

schmierenden englisch-amerikanischen Blätter dem Mackenzie alles Lob, den deutschen Professoren allen Tadel, ja, allen Schimpf anthaten. Später freilich schwiegen entweder diese Zeitungen, oder sie behaupteten, Mackenzie hätte auch die krebsartige Natur des Leidens erkannt, seine Beobachtungen aber verschwiegen.

In diesem Falle — und der ist weitaus der wahrscheinlichere — hätte Mackenzie, und zwar jedenfalls unter dem Einflusse der englischen Kronprinzessin, die politische Rolle eines „Kaisermachers" gespielt. Denn der Kronprinz hatte die Erklärung abgegeben, daß er auf den Thron verzichten würde, wenn es unbedingt feststände, daß er an einem unheilbaren Krebs leide. Doch der ehrgeizigen Viktoria lag alles daran, deutsche Kaiserin zu werden!





Prof. Bergmann.



Dr. Mackenzie.

Am 9. Februar 1888 mußte an dem Kronprinzen, den eine Erstickungsgefahr bedrohte, der Luftröhrenschnitt vorgenommen und eine Röhre eingeschoben werden. Aber das war selbstverständlich nur eine Fristung, nicht eine Rettung.

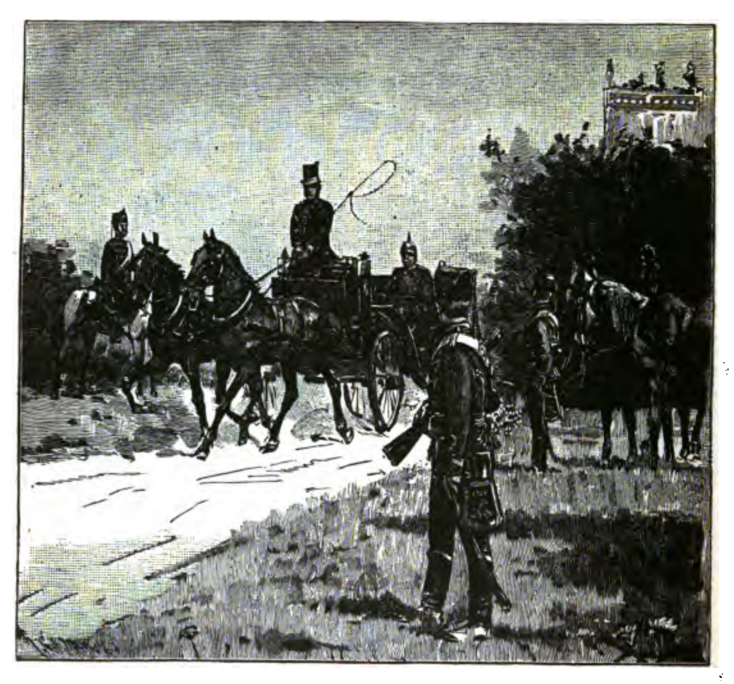
Immer noch behauptete Mackenzie, die Wucherungen seien im Abnehmen, und so ging es fort bis zum Tode des Dulders.

Gleich nach der Nachricht vom Tode seines Vaters eilte nun Kaiser Friedrich III. herbei und nahm im Schloß zu Charlottenburg seine Wohnung.

Die Hoffnung derjenigen, die da meinten, der Kaiser werde ein neues Regierungssystem nach den Ideen seiner Gemahlin einführen und dem bewährten Kanzler den Laufpaß geben, sollten sich nicht erfüllen. Denn die

allererste Regierungshandlung des Kaisers vom 9. März 1888 war ein Danktelegramm an Bismarck und das Ministerium „für die Hingebung und Treue, mit welcher Sie alle meinem geliebten Herrn Vater dienten. Ich rechne auf Ihrer aller Beistand bei der schweren Aufgabe, die mir wird."

Auch gingen alle Hoffnungen der liberalen Parteien, der neue Kaiser sei ein Bürgerkaiser, der eine freie Verfassung, wie etwa die Englands, dem Lande geben würde, in eitel Dunst auf. Ja, als die Kaiserin Viktoria



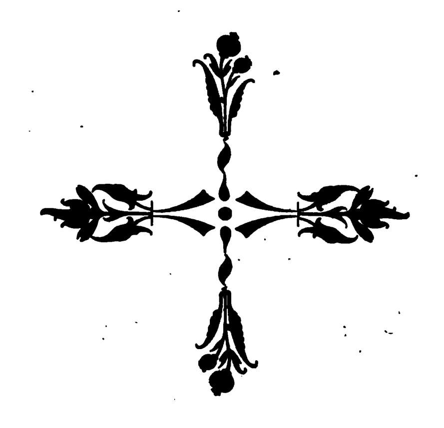
Fürst Bismarck kehrt nach Kaiser Friedrichs Tode aus Schloß Friedrichskron zurück.

ihre Tochter Viktoria dem Prinzen Alexander von Battenberg, dem vom Zaren verjagten Bulgarenfürsten, verheiraten wollte, und dem todkranken Kaiser in diesem Sinne zusetzte, erklärte Bismarck, das würde den Frieden mit Rußland gefährden und müsse darum unterbleiben. Und es unterblieb auch.

Es gelang nichts weiter, als dem Kaiser die Entlassung des von Bismarck hochgeschätzten Ministers von Puttkamer abzuquälen. Es ist dies die einzige Regierungshandlung des armen Kaisers.

Freilich bestand zwischen ihm (oder ihr) und Bismarck mancher Gegensatz. Und kein Mensch vermag zu sagen, wohin Deutschland geraten wäre, wenn nicht der Kaiser, trotz aller Gegenerklärungen Mackenzies, mit raschen Schritten dem Ende seines qualvollen Daseins entgegengegangen wäre.

Am 1. Juni war der Kaiser von Charlottenburg nach Schloß Friedrichskron bei Potsdam übergesiedelt. Und am 15. Juni vormittags 11 Uhr starb dort der königliche Dulder, der seine Leiden mit seltener Standhaftigkeit und ohne Murren getragen hatte. —





Fürst Bismarck.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der neue Kurs.

(1888—1890.)



„Auf dem Thron meiner Väter habe ich, den Blick zum König aller Könige erhoben, die Regierung angetreten und zu Gott gelobt, daß ich nach dem Beispiele meiner Väter meinem Volke ein gerechter und milder Herrscher sein, daß ich Frömmigkeit und Gottesfurcht pflegen, daß ich den Frieden schützen und die Wohlfahrt des Landes fördern, daß ich den Armen und Bedürftigen ein Helfer und ein getreuer Hüter des Rechts sein werde."
(Wilhelm II. an sein Volk.)

Es war am 27. Januar 1859, als 101 Kanonenschüsse den Berlinern verkündeten, daß dem Prinzen Friedrich ein Sohn geboren war. Der Großvater, Kaiser Wilhelm, damals noch Prinzregent, von dem Ereignis benachrichtigt, war eilends in einer

gewöhnlichen Droschke nach dem Palais gefahren, um seinen ersten Enkelsohn persönlich in Augenschein zu nehmen. Einige Zeit nachher erschien der alte Wrangel vor dem Palast und sagte zu der harrenden Menge: „Kinder, es geht alles gut, es ist ein tüchtiger, derber Rekrut!"

Ja, ein Rekrut war er, wie jeder preußische Prinz. Zwar wurde er zuerst von Gouvernanten aufgezogen und leider, dem Geschmack seiner Mutter folgend, rationalistischen Erziehern übergeben. Aber mit seinem 10. Jahre wurde er, altem Brauche gemäß, von seinem Großvater, dem König Wilhelm, dem 1. Garderegiment als Offizier zugewiesen. Freilich nicht zum Dienst. Denn der Junge mußte erst kräftiger werden und etwas lernen.

Prinz Wilhelm hat einen Fehler an seinem linken Arm, durch welchen derselbe etwas schwächer geblieben ist, als der rechte. Seit der frühesten Kindheit versuchte man nun durch eine geregelte, unablässig betriebene Gymnastik diesen Arm zu stärken und erreichte, wenn auch nicht den gewünschten Erfolg, so doch wenigstens den, daß der Prinz sich körperlich zu einem Mann von ganz besonderer Kraft und hervorragender Muskulatur entwickelte. Der Prinz war bereits in früher Jugend einer der gewandtesten Turner und Voltigeure, und man muß ihn ein einziges Mal gesehen haben, wie er ohne Anwendung des linken Armes zu Pferde steigt, um über diese Gewandtheit und Geschicklichkeit zu erstaunen. Der Prinz mußte in seinen Mußestunden rudern, fechten, turnen, und für das Spiel blieb wenig freie Zeit.

Des Vaters Wunsch war — und das war vernünftig — daß Wilhelm wie andere Bürgerssöhne ein Gymnasium besuchen solle. Die Eltern entschlossen sich für das Gymnasium in Kassel und brachten ihren Sohn im September 1874 selbst dahin. Dem Lehrer der Sekunda, in die der junge Mensch trat, wurde bedeutet, daß dieser durchaus keine bevorzugte Stellung einnehmen solle; er solle wie alle übrigen mit „Sie" angeredet und mit dem Namen „Prinz Wilhelm" aufgerufen werden.

Am 24. Januar 1877 bestand der Prinz sein Abgangsexamen wie andere Schüler auch, und am 9. Februar trat er in die Armee ein. Daneben durfte aber auch seine wissenschaftliche Ausbildung nicht vernachlässigt werden, und er besuchte deshalb zwei Jahre lang die Universität Bonn.

Am 2. Juni 1880 verlobte sich der Prinz Wilhelm mit der Prinzessin Augusta Viktoria von Schleswig-Holstein, und am 27. Februar 1881 fand die Trauung des jungen Paares statt. Die Prinzessin war zwar nicht gerade eine Schönheit; allgemein aber rühmt man ihre Anmut, ihren häuslichen Sinn, ihre Mildthätigkeit und ihre Frömmigkeit. Und das ist denn doch mehr wert als die schönste Larve.

Die Ehe des Prinzen Wilhelm ist bislang mit sieben Kindern, sechs Knaben und einem Mädchen gesegnet worden.

Als dem Prinzenpaar am 6. Mai 1883 zu Potsdam das erste Söhnlein geboren wurde, da hieß es: „Hurra! Vier Kaiser!"



Wilhelm II., deutscher Kaiser.

Damals lebte ja der greise Kaiser Wilhelm noch, sein Sohn Fritz stand in voller Manneskraft, Prinz Wilhelm, der Enkel und Liebling des Kaisers, erwies sich als ein strammer Soldat, und nun hatte der alte Hohenzollernstamm einen neuen kräftigen Zweig getrieben: ein Urenkel, Frie-

drich Wilhelm, hatte sich eingestellt. „Hurra! Vier Kaiser!" — Der Jubel schien berechtigt. Schloß sich hier nicht an eine ruhmvolle Vergangenheit eine hoffnungsreiche Zukunft? War nicht, wenn nach Gottes Willen auch der älteste Stamm fallen sollte, ein anderer kräftiger Mannesstamm da?

Ja, der Jubel schien berechtigt — aber er mußte doch gar bald verstummen. Nicht nur der alte, auch der jüngere Stamm wurde gefällt: Kaiser Wilhelm sank alt und müde ins Grab, und nach nur 99tägiger Regierung folgte sein Fritz, und auf den Schultern eines noch nicht Dreißigjährigen ruhte die hohe Würde, aber auch die schwere Bürde eines deutschen Kaisers. —

Wilhelm II. hatte von Anfang an einen schweren Stand. Sein Großvater, der greise Kaiser Wilhelm I. genoß die, man kann wohl sagen, beispiellose Liebe eines ganzen Volkes; sein Vater, der Kaiser Friedrich III., war wenigstens einem Teile seines Volkes das Ideal eines deutschen Herrschers und allen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit halber ans Herz gewachsen — nun kam Wilhelm II., ein junger, unbekannter Mann an die Regierung.

Gleich von vornherein, ja, schon vor seiner Thronbesteigung, hatte er durch sein männliches Eintreten für die deutschen Ärzte sich die Mißgunst aller unter dem Schürzenregiment seiner englischen Mutter Viktoria Stehenden zugezogen. Man warf ihm gleich damals Mangel an Liebe und Ehrerbietung gegen seine Mutter vor; englische Zeitungen schlugen damals gewaltig Lärm über ihn — und von England kamen lange Zeit alle die schweren persönlichen Beschuldigungen gegen den jungen Monarchen, namentlich die immer wieder erhobene Anklage, daß der Kaiser bei Gastmählern sich berausche, in seinem Rausche die Reden halte, die in der ganzen Welt solchen Anstoß erregen, und seine Frau und Kinder mißhandle. Von Personen, die mit dem Kaiser persönlich verkehren, werden diese Beschuldigungen als Lügen bezeichnet. Der Amerikaner Bigelow, der mit dem Kaiser auf dem vertrautesten Fuße steht, erklärt mit allem Nachdruck, daß der junge Mann nie über das Maß trinke, und des Kaisers Familienleben wird von vielen zuverlässigen Augenzeugen als ein durchaus christliches geschildert. Fordert's nicht die Billigkeit, daß man denen glaubt, die das Gute berichten?

Viele rührende Züge sind ja auch über das Familienleben des Kaisers bekannt geworden, wie er in vollstem Einklang mit der Kaiserin die Kinder zum Gebet anhält, sie auch sonst in christliche Zucht nimmt, von ihnen zwar strengsten Gehorsam fordert, aber doch zärtlich mit ihnen verkehrt und gerade unter ihnen seine beste Erholung findet. So gedachte er seiner Gemahlin in einer "after-dinner-speech". Die Provinz Schleswig, aus der die Kaiserin stammt, gab dem Kaiser bei Gelegenheit der Flottenmanöver, bei

dem auch die Vereinigten Staaten durch Kommandeur Ward vertreten waren, ein Fest, bei dem auf die anwesende Kaiserin ein Toast ausgebracht wurde. Der Kaiser erwiderte hierauf unter anderem: „Das Band, das mich mit dieser Provinz verknüpft und mich in ganz besonderer Weise an dieselbe kettet, ist das Juwel, das hier an meiner Seite glänzt, die Kaiserin. Sie entstammt diesem Boden, sie vereinigt in sich alle die Tugenden einer deutschen Fürstentochter, und sie ist es, der ich es verdanke, daß ich die mit meinem Amte verknüpften schweren Arbeiten gerne und freudig und ohne Zagen verrichte.“ Wenn man doch sonst alle Reden des Kaisers mit aller Strenge auslegt, so ist's eine Forderung der Billigkeit, daß man auch hier seinen Worten traut und die gegen den Kaiser als Ehemann erhobenen schweren Anklagen als Verleumdungen von sich weist. —

Kaiser Wilhelm II. spricht gut, weiß namentlich geschickt sogenannte Gelegenheitsreden zu halten. Kaiser Wilhelm II. spricht auch gern, und spricht sehr viel, zu viel. Es hat schon mancher gewöhnlicher Sterblicher die Erfahrung gemacht, daß man sich bei solchen Gelegenheitsreden den Mund verbrennen kann, wie man zu sagen pflegt. Ein Kaiser sollte sich aber allemal erst reiflich überlegen, was er sagen will — und dann lieber schweigen. Die Kunst des Schweigens versteht aber der deutsche Kaiser ganz und gar nicht. Was er, der junge, feurige, strebsame, aber doch immerhin unerfahrene Mann denkt, wünscht, hofft, das giebt er bei der nächsten unpassenden Gelegenheit zum besten. Das ist ein Übel. Denn der Kaiser ist doch auch ein Mensch, ein junger Mensch, er irrt also, und muß es erleben, daß seine schönen Ideale einfach nicht zu verwirklichen sind. Das hat ihm denn den Vorwurf eines hochmütigen Menschen, der niemand um Rat frägt, sondern alles selber besser weiß, eingetragen. Es mag ja so sein, daß er eine gute Portion Selbstbewußtsein mit sich herumträgt. Aber anzuerkennen bleibt's, daß er immer ehrlich herauskam mit dem, was er wollte, und daß er nichts anderes als das Wohl seines Volkes wollte. Denn er nimmt die Aufgabe, die ihm Gott gestellt hat, mit gewissenhaftem Ernst. Will man es ihm verargen, daß er die Stärkung und Mehrung des Heeres anstrebt, die zur Erhaltung des Reichs doch einmal nötig ist, zumal man doch weiß, daß er alles thut, um den Frieden zu erhalten? Oder will man es ihm gar verargen, daß er sich der Arbeiterfrage angenommen? Daß er das Arbeiterelend nicht mit einem Schlage aus der Welt brachte, hat manche enttäuscht; aber wer durfte so etwas erwarten? Will man sich nicht darüber freuen, daß er den Soldatenschindereien gegenüber erklärt hat, daß es sein fester Wille sei, daß jeder Soldat seiner Armee gerecht und menschlich behandelt werden soll?

Der Erfolg der Bestrebungen des Kaisers ist freilich mitunter ausgeblieben oder doch nicht augenscheinlich genug zu Tage getreten. Da ist man

denn flugs über ihn hergefallen, über den unsinnigen Schwärmer mit den unfruchtbaren Ideen, über den Allesbesserwissenden.

Auch daß er reist und zwar viel reist, gefällt den Leuten nicht. Warum in aller Welt soll denn ein Kaiser nicht reisen? Bedarf er nicht auch der Erholung und der Belehrung wie andere Menschen? Man weiß ja, daß er dabei nichts versäumt, auch in dem Eisenbahnwagen wie in dem Dampfschiff sitzt er beim Lampenschein bis tief in die Nacht hinein bei der Arbeit.

Ein deutscher Mann ist der junge Kaiser jedenfalls. „Meine Herren," so erklärte er am 16. August 1888 in Frankfurt an der Oder, „es giebt Leute, die so schwach sind zu glauben, mein Vater habe daran gedacht, zurückzugeben, was wir mit dem Schwerte eroberten. Ich kannte ihn zu wohl, als daß ich mit Ruhe solch eine Entehrung seines Gedächtnisses anhören könnte. ... Wir wollen lieber unsere 18 Armeecorps und 42 Millionen Einwohner auf dem Schlachtfeld verlieren, als auch nur einen einzigen Stein hergeben, den mein Vater und der Prinz Friedrich Karl erstritten haben." Das ist recht und deutsch geredet; allen Franzmännern zum Trotz zwar, allen deutschen Männern zur Genugthuung. „Man las das in Paris nicht gern," schreibt der Amerikaner Bigelow, „aber es ist dies gerade die Sprache, die ich in New York zu hören erwarte, wenn etwa irgend ein Philanthrop davon reden wollte, Texas oder Arizona an Mexiko zurückzugeben."

Wenn man sich auch, als der neunundzwanzigjährige Mann das Ruder des Schiffes Deutschland ergriff, fragte: Wird er's an Untiefen und Klippen glücklich vorbeirudern? so tröstete man sich doch im Hinblick auf den altbewährten Piloten, den greisen Kanzler. Schon als Kronprinz, am 1. April 1888, dem Geburtstage Bismarcks, nahm Wilhelm Gelegenheit, dem Fürsten seinen Dank und seine Anhänglichkeit auszudrücken, indem er bei der Festtafel den folgenden Trinkspruch auf den Kanzler ausbrachte: „Eure Durchlaucht! Unter den 40 Jahren, welche Sie soeben erwähnten, ist wohl keines so ernst und schwerwiegend gewesen, als das jetzige: der Kaiser Wilhelm ist heimgegangen, dem Sie 27 Jahre lang treu gedient! Mit Begeisterung jubelt das Volk unserm jetzigen hohen Herrn zu, der Mitbegründer der Größe unseres Vaterlandes ist. Eure Durchlaucht werden ihm wie wir alle mit derselben altdeutschen Mannestreue dienen, wie dem Dahingeschiedenen. Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando reitet, obwohl schwer getroffen, noch kühn voran. Da richten sich die Blicke auf die Fahne, die der Träger hoch emporschwenkt. So halten Eure Durchlaucht das Reichspanier empor. Möge es, das ist unser innigster Herzenswunsch, Ihnen noch lange vergönnt sein, in Gemeinschaft mit unserm ge-

Hast und seinen übermäßigen Eifer, dieselbe seinem Hause zu sichern.

So heißt es unterm 16. November (1870): „Gespräch mit Bismarck über die deutsche Frage, er will zum Abschluß kommen, entwickelt aber achselzuckend die Schwierigkeiten; was man denn gegen die Süddeutschen thun solle? Ob ich wünsche, daß man ihnen drohe? Ich erwiderte: ‚Jawohl, es ist gar keine Gefahr, treten wir fest und gebietend auf, so werden Sie sehen, daß ich recht hatte zu behaupten, Sie seien sich Ihrer Macht noch gar nicht genügend bewußt.‘ Bismarck wies die Drohung weit ab und sagte, bei eventuellen äußersten Maßregeln dürfe man am wenigsten damit drohen, weil das jene Staaten in Österreichs Arme treibe. So hatte er bei Übernahme seines Amtes den festen Vorsatz gehabt, Preußen zum Krieg mit Österreich zu bringen, aber sich wohl gehütet, damals oder überhaupt zu früh mit Sr. Majestät davon zu sprechen, bis er den Zeitpunkt für geeignet angesehen. So müsse man auch gegenwärtig der Zeit anheimstellen, die deutsche Frage sich entwickeln zu sehen. Ich erwiderte, solches Zaudern könne ich, der ich die Zukunft repräsentiere, nicht gleichgültig ansehen; es sei nicht nötig, Gewalt zu brauchen, man könne es ruhig darauf ankommen lassen, ob Bayern und Württemberg wagen würden, sich Österreich anzuschließen. Es sei nichts leichter, als von der hier versammelten Mehrzahl der deutschen Fürsten nicht bloß den Kaiser proklamieren, sondern auch eine den berechtigten Forderungen des deutschen Volkes entsprechende Verfassung mit Oberhaupt genehmigen zu lassen, das würde eine Pression sein, der die Könige nicht widerstehen könnten. Bismarck bemerkte, mit dieser Anschauung stehe ich ganz allein; um das gewollte Ziel zu erreichen, wäre es richtiger, die Anregung aus dem Schoße des Reichstages kommen zu lassen."

Ferner heißt es unterm 9. Dezember: „Ich erfahre Delbrücks Vorbringung der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken; es war kläglich, als ob er die Kaiserkrone, in altes Zeitungspapier gewickelt, aus der Hosentasche gezogen, es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen. Man fragt, ob dieser Bund das Resultat aller Opfer sein solle, ein Werk, das nur den Männern passe, für welche und von denen es gemacht. Ich bin mir wohl bewußt, welche unendliche Mühen und Beschwerden mir dereinst die heutigen Unterlassungssünden bringen werden."

Der junge Kaiser war über die Veröffentlichung des Tagebuches ebenso empört wie der Kanzler. Mit Genehmigung des Kaisers schrieb Bismarck: „Der damalige Kronprinz stand 1870 außerhalb der politischen Verhandlungen und konnte deshalb über manche Vorgänge unvollständig oder unrichtig berichtet sein. Ich besaß nicht die Erlaubnis des Königs, über in-

timere Fragen unserer Politik mit Sr. königlichen Hoheit zu sprechen, weil Se. Majestät einerseits Indiskretionen an den von französischen Sympathien erfüllten englischen Hof fürchtete, andererseits Schädigungen unserer Beziehungen zu den deutschen Bundesgenossen, wegen der zu weit gesteckten Ziele und der Gewaltsamkeit der Mittel, die seiner Königlichen Hoheit von politischen Ratgebern zweifelhafter Befähigung empfohlen wurden."

Der Kaiser schritt auch zur gerichtlichen Klage gegen Dr. Geffcken. Das Reichsgericht ließ jedoch den Angeklagten straffrei, indem es entschied, daß die Veröffentlichungen allerdings Sachen beträfen, deren Geheimhaltung anderen Regierungen gegenüber für das Wohl des Deutschen Reiches wohl erforderlich sei, daß aber Geffcken sich der Straffälligkeit seiner Handlung nicht bewußt gewesen sei. —

In dieser ersten Regierungszeit Kaiser Wilhelms kamen auch Bismarcks viel bespöttelte Kolonialbestrebungen in Fluß. Wohl hauptsächlich um der jungen deutschen Flotte Gelegenheit zur Übung zu geben und auch um den deutschen Namen im Auslande bekannt und anerkannt zu machen, ging Bismarck an den Erwerb außerdeutschen Besitzes.

Seit der Neugründung des Deutschen Reiches haben sich denn auch, gestützt durch eine sich stetig mehrende Flotte, die überseeischen Beziehungen Deutschlands wesentlich gehoben. Die schwarz-weiß-rote Trikolore weht seit jenen Tagen in vielen ausländischen Häfen vom Mast manch eines stolzen Kriegsschiffes, und es ist in überraschend kurzer Zeit ein deutsches Kolonialreich entstanden, in welchem die Sonne schon heute niemals untergeht.

Im Reichstag gab es allerdings wieder die übliche Kampfdebatte; doch gelang es dem Kanzler, in Afrika und Australien Kolonialbesitz zu erwerben und zu behaupten.

Schon im Jahre 1884 war Deutschland in die Reihe der Kolonialstaaten getreten. Zunächst wurde die von einem Bremer Kaufherrn angekaufte Besitzung Angra Pequenna unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Nach Westafrika wurde Dr. Nachtigall als Generalkonsul entsandt. England sah gleich mit scheelem Auge auf die deutsche Besitzergreifung, die sich alsbald nach Nord und Süd ausdehnte. Es folgten Erwerbungen in Polynesien, Australien und auch Westafrika. Von Westafrika trat Deutschland einen großen Teil an England ab und tauschte dafür die vor der Elbmündung liegende Insel Helgoland ein, eine natürliche Felsenfestung, die, nunmehr stark bewehrt, die Elbmündung und den Nordostseekanal schützt und deren Erwerbung also von ganz besonderem strategischem Werte ist.

Für die Kolonialpolitik war der für Ostafrika bestellte Reichskommissär Major von Wißmann von besonderer Bedeutung. Er verstand zu verwalten und wußte auch das Schwert zu führen.

Auch Dr. Karl Peters nahm an den deutschen Kolonialbestrebun-



Ansiedlung Kilwa in Deutsch-Ostafrika.

gen hervorragenden Anteil. Er ist der Gründer der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Seiner Energie und Umsicht ist es vornehmlich zu danken, daß deutsche Handelsinteressen an der Ostküste des dunklen Erdteils eine Stätte gefunden haben. Er wurde vom deutschen Kaiser gleichfalls zum Reichskommissär ernannt. Dr. Peters hat im Weltausstellungsjahre Amerika einen Besuch abgestattet, und man ist ihm hier, wo man kühnen Unternehmungsgeist wohl zu schätzen weiß, mit aller Anerkennung entgegengekommen.

Die deutsche Kolonialpolitik ist noch in ihren Anfängen, aber das schwerste, der Widerstand der fremden Kolonialmächte, die in Deutschland einen Rivalen sahen, ist von Bismarck meisterhaft überwunden worden.

Kriegswetter drohten auch in dieser Zeit wiederholt. Sonderbare Blasen trieb der Haß gegen Deutschland bei den Franzosen. Er äußerte sich nämlich in einer unbändigen Liebe gegen Rußland. Die freie Republik liebäugelte mit der despotischen Monarchie — eine Neigung zwischen einem so grundverschiedenen Paar, daß man unwillkürlich nach einem Grunde für dieselbe sich umsieht. Dieser Grund ist ja auch bald gefunden, die Freundschaft ist eine Herodes-Pilatus-Freundschaft, die in dem gemeinschaftlichen Haß gegen Deutschland wurzelt. So oft sich russische Kriegsschiffe in Frankreich zeigten, wurden sie von den Franzosen so demonstrativ empfangen, daß der „Dreibund" sofort merkte, wem diese Demonstration eigentlich galt. In Paris, dem „Centrum des Weltalls", steigerte sich der Enthusiasmus für die Russen wiederholt zu einem wahnsinnigen Taumel. Der Durchschnittsfranzose ist eben, auch wenn er nüchtern ist, berauscht, berauscht von seinem Ruhm, seiner „gloire". Und ein berauschter Mensch

ist auch ein Raufbold. Nun ist dieser französische Raufbold Deutschlands Nachbar und hat den deutschen Michel seit den ältesten Zeiten angerempelt und dem früher schlafmützigen Burschen ein Stück nach dem andern wegstibitzt. Daß aber der Deutsche endlich einmal sich aufraffte und das gestohlene Gut wiederholte — das ist's, was die Franzosen ihm nicht vergeben und auch nicht vergessen können, und darum auch die „Umärmelung" der Russen, die ihnen, so hoffen sie, einmal bei ihrem Rachezug hilfreiche Hand bieten werden. Und es wird ja auch wohl nicht eher Ruhe geben, als bis der Franzmann wieder einen „Spaziergang" nach Berlin — probiert hat.



Major von Wißmann,
deutscher Reichskommissär für Ostafrika.

Bei allen diesen drohenden Kriegswettern wußte Bismarck zu rechter Zeit einzugreifen und den Losbruch zu verhindern. Zum Glück für Deutschland nahm auch der Maulheld Boulanger ein sehr ruhmloses Ende: er erschoß sich auf dem Grabe seiner Zuhälterin!

Auch die Vereinigten Staaten haben einige kleine Differenzen mit dem Kanzler gehabt, die aber alle, wenn sie auch unter unseren kriegslüsternen „Jingos" viel Staub aufwirbelten, doch ausgeglichen wurden.



Dr. Karl Peters.
der Gründer der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

Die eine Differenz betraf unser Schwein, das viel Stoff zum Reden und Schreiben, zu guten und schlechten Witzen geboten hat. Bismarck wollte das amerikanische Schwein nicht unverzollt nach Deutschland lassen, ja, verbot die Einfuhr, weil unser Borstentier trichinös sei. Selbst im Kongresse kam diese Angelegenheit schon im Jahre 1884 zur Sprache; Herr Townsend von Illinois brachte eine

joint resolution ein, die den Präsidenten ermächtigen sollte, zu Bismarck „Wurst wieder Wurst" zu sagen, oder eigentlich: „Verbietest Du meine Wurst, so verbiete ich den Import Deiner gefälschten Weine ꝛc." Also die Erbitterung gegen Bismarck war ziemlich allgemein, es galt für ausgemacht, daß er in unserm Schweine unser ganzes Volk verachte. Nun, in der Schweinefrage geschah weiter nichts; aber das Feuer des Zornes sollte durch ein anderes Ereignis geschürt werden. Seit Mai 1884 befand sich der bekannte jüdische Reichstagsabgeordnete Dr. Eduard Lasker im Lande, bekanntlich seit Jahren ein heftiger Gegner der Bismarckschen Wirtschaftspolitik. Im Begriffe nach Hause zurückzukehren, starb er plötzlich in New York am 26. Januar. Welcher Dämon hierauf den texanischen Nationalabgeordneten Thomas Ochiltree ritt, wissen wir nicht, aber geritten wurde dieser, denn er brachte im Repräsentantenhause Beilandsbeschlüsse wegen des Ablebens des Dr. Lasker ein, die dem deutschen Reichstag zugestellt werden sollten. Unsere Gesetzgeber waren gutmütig genug, dem Texaner zu willfahren, die Beschlüsse, die ziemlich stachelicht waren und Bismarck verschnupfen konnten, wurden eingepackt und dem amerikanischen Gesandten Sargent in Berlin zur Weiterbeförderung zugestellt. Dieser übergab sie dem Reichskanzler, der sie wieder dem Reichstage zustellen sollte. Aber da kam er schön an. Bismarck wollte nicht den „Briefträger" spielen, machte kurzen Prozeß und retournierte die Beschlüsse mit einem höflichen Schreiben an unser hohes Repräsentantenhaus. Na, nun ging's los. Die Zeitungen schrieben, was das Zeug halten wollte, pro oder contra Bismarck, in den Hallen des Kongresses wurden die Konsuln aufgefordert zuzusehen, daß der Staat nicht Schaden erleide — durch Bismarck nämlich. Unser Staatsdepartement, an dessen Spitze Herr Frelinghuysen stand, hatte alle Hände voll zu thun, um die hochgehende Erregung zu beschwichtigen. Und es gelang ihm. Allmählich hörte das Geschimpfe und Gepolter auf, ruhige Erwägung trat an die Stelle desselben. Was sollte man auch machen? Mit Deutschland konnte man doch keinen Krieg anfangen, das ging doch nicht, und Bismarck hatte schließlich doch das unzweifelhafte Recht, die Bestellung von Briefen zu verweigern. Im deutschen Reichstage hielt letzterer zudem eine beruhigende Rede, und damit hörte der ganze Spektakel auf. Mr. Sargent wurde von seinem Gesandtenposten abberufen und Herr John Kasson von Iowa vom Präsidenten an seine Statt gesetzt. Nun herrschte zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland wieder das gemütlichste Verhält-



Eduard Lasker.

nis von der Welt. Im Schweine- und Laskerstreit aber haben erstere unstreitig den kürzeren gezogen.

Besser erging es uns in der Samoa-Angelegenheit (1889). England und die Vereinigten Staaten, mehr aber noch Deutschland, treiben auf den Samoainseln Handel und rupfen die Eingeborenen. Als vor einiger Zeit ein König dort einzusetzen war, begünstigten die Deutschen Tamasese, die Amerikaner und Engländer aber Mataafa. Die dadurch verursachten Reibereien gipfelten endlich in einer sehr bedrohlichen Haltung der bei den Samoainseln stationierten Kriegsschiffe. In den Vereinigten Staaten schimpfte man nach Herzenslust auf "Old Bismarck", dem Bruder Jonathan endlich einmal zeigen müsse, wie überlegen er sei. Der Yankee blies die Kriegstrompete, daß sie schmetterte. Kaum daß es dem Kanzler gelang, die heißblütigen Maulhelden zu einer ruhigen Besprechung der Sache nach Berlin einzuladen. Doch er brachte es fertig. Unter den von den Vereinigten Staaten gesandten Deputierten war auch ein Herr Bates. Der hatte erst kurz vor seiner Abreise in einem weit verbreiteten Journal den Bismarck ganz gehörig heruntergeputzt. Doch was geschah? Bismarck empfing die Herren sehr freundlich und sammelte durch die ausgesuchteste Liebenswürdigkeit feurige Kohlen auf der Glatze des Herrn Bates. Wie die brannten! Rot bis hinter die Ohren bat Bates den Kanzler um Verzeihung, der überdies mit den armen Kerlen, die nur eine, die englische Sprache kannten, in ihrer Muttersprache verkehrte — ein Umstand, den die selbstgefällige amerikanische Presse als einen Beweis ansah, daß nun die englische Sprache die Sprache der Diplomaten geworden sei.

Während die Menschen um eigentlich geringfügige Sachen haderten, zerstörte die Windsbraut am 16. März die vor den Somoainseln ankernden deutschen und amerikanischen Kriegsschiffe und legte Hunderte von Seeleuten ins nasse Grab. Die drei amerikanischen Dampfer Trenton, Vandalia und Nipsic und die deutschen Schiffe Adler, Eber und Olga wurden auf die Korallenriffe geworfen.

Bismarck erkannte an, daß der deutsche Generalkonsul in Apia völkerrechtswidrig gehandelt habe, als er in Samoa den Kriegszustand erklärte, Fremde dem Kriegsrecht unterwarf, und die Auslieferung der Rädelsführer u. dergl. verlangte. Bismarck telegraphierte ihm am 31. Januar 1889: „Es steht Ihnen kein Recht zu, Fremde der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln zu entziehen. . . . . Die von Ihnen gestellte Forderung, betreffend Übernahme der Verwaltung von Samoa durch Deutschland, liegt außerhalb Ihrer Instruktion und unserer Ziele. Nehmen Sie dieselben alsbald zurück." Der Reichskanzler klagte in jenen Tagen über den „morbus consularis" aller deutschen Konsuln und fügte hinzu: „Aber der in Samoa leidet am „furor consularis". Der Generalkonsul wurde denn auch zurück-

berufen, und die Verhältnisse in Samoa wurden in einer alle Teile befriedigenden Weise geregelt.

Für Amerika hat Bismarck immer ein reges Interesse und auch eine ausgesprochene Anerkennung übrig gehabt. Als Karl Schurz im Jahre 1888 in Deutschland weilte, lud Bismarck ihn zu sich und tauschte mit ihm in zweieinhalbstündiger Unterredung Meinung und Gegenmeinung aus. Karl Schurz fand seinen Gastgeber zwar sehr gealtert, aber doch wunderbar rüstig. Fürst Bismarck selbst bemerkte lächelnd: „Ja, ja, mein lieber Herr Schurz, die Jahre vor siebzig sind doch die besten!“ Nachdem die Unter-



Karl Schurz bei Bismarck.

redung zwei Stunden im Bibliothekzimmer gewährt hatte, wurde sie fast noch eine Stunde lang auf einer Promenade durch den Park fortgesetzt. Über den Inhalt derselben ist natürlich wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Es verlautet darüber nur, daß der Kanzler seiner Hoffnung, den Frieden erhalten zu sehen, lebhaften Ausdruck gegeben und die Frage der Reform der amerikanischen Zollpolitik sehr eingehend diskutiert habe. Aber eine bekannt gewordene Äußerung des Reichskanzlers läßt auf den Inhalt des Ganzen schließen. „Bei Euch da drüben mag ja die republikanische Regierungsform ihre Berechtigung haben, für uns

aber ist eine kräftige, zielbewußte, honette, liberale Monarchie — was wir hier unter liberal verstehen —," schaltete der Kanzler lächelnd ein, „noch immer vorzuziehen." — — —

Und nun sollte eine Nachricht wie eine Bombe die Welt erschüttern, die Nachricht nämlich: Bismarck tritt zurück! —

— — — Es ist kein übles Bild, das eines Schiffes nämlich, welches man von einer Regierung gebraucht. Wie ein Schiff in wild tosendem Meer an Klippen und Untiefen vom Piloten vorbeigelenkt werden muß, so muß auch das Staatsschiff durch alle Fährlichkeiten der politischen Wogen hindurchgesteuert werden. Das deutsche Staatsschiff hatte, als des greisen Kaiser Wilhelms sterbliche Reste zur Seite seiner Eltern im Mausoleum von Charlottenburg beigesetzt wurden, seinen besten Kapitän verloren. Aber seinen altbewährten Piloten, den greisen Kanzler Bismarck, den hatte das deutsche Volk noch und dem galt fortan sein Vertrauen. Denn Friedrich III. konnte nur noch mit sterbender Hand die Zügel der Regierung fassen und Wilhelm II. war noch gar jung und unerfahren. Doch der junge Herrscher hatte sich ja von vornherein zu Bismarck gestellt. Und auch Bismarck hatte im Anfang nur Worte der Begeisterung über den Eifer und den festen Willen des jungen Kaisers. Dennoch soll Bismarck gleich betont haben, Kaiser Wilhelm werde sein eigener Reichskanzler sein wollen, sobald er sich erst in seine Kaiserwürde eingelebt habe. Die Folgezeit hat ja auch leider diese Prophezeiung erfüllt. So ganz nach und nach vollzog sich der Umschwung in dem Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler. Dunkle Ehrenmänner, ehrgeizige Streber schoben sich zwischen die beiden. Ihre Wühlarbeit sollte nur zu bald das anscheinend so dauerhafte Fundament untergraben.

Wilhelm ging mit großem Eifer an seine Regierungsarbeit. Flammende Begeisterung für seinen ihm von Gott übertragenen Beruf, der Führer seines Volkes zu sein, sprach aus seinen Reden, wenn er mit dem Feuereifer eines Dreißigers die schweren Fragen und Probleme der Gegenwart einer raschen von ihm selbst vorgezeichneten Lösung entgegenzuführen suchte. Der besonnene, wohlerfahrene Bismarck mußte da oft dämpfen und das wilde Wasser in ruhige Bahnen lenken. Beim alten Kaiser hatte der Kanzler einen verhältnismäßig leichten Stand gehabt; denn jener sagte sich, daß ein Fürst, der alles selber machen wolle, einen Mißerfolg nach dem andern erleben müsse. Der junge Kaiser dachte anders. Er betrachtete seine persönliche Einmischung als seine eigene und unbestreitbare Regentenpflicht. In dieser Meinung wurde er durch die Feinde Bismarcks nur bestärkt. So sagte Minister von Bötticher, ein Vertrauter des Kaisers, diesem geradezu: „Wenn Majestät dem großen Friedrich nachstreben, so müssen Sie vor allem den Fürsten Bismarck beseitigen." Das sagte ein Minister im Amte, ein

Kollege des Ministerpräsidenten Bismarcks; wie mögen da erst die liebedienerischen Einflüsterungen gelautet haben, welche von den zahlreichen Günstlingen des jungen Monarchen an dessen Ohr getragen wurden. Bismarck war ja fast allen diesen kleinen Geistern der unbequemste Mann in ihrer Strebebahn.

Kaiser und Kanzler gerieten bald in einen Konflikt wegen ihrer Machtbefugnisse. Bismarck forderte, daß kein Minister dem Kaiser Bericht erstatten dürfe, ohne ihm zuvor davon Mitteilung gemacht zu haben. Er berief sich dabei auf die schon durch König Wilhelm IV. erlassene Kabinettsordre. Da forderte der Kaiser die Aufhebung dieser Ordre und vom Fürsten Bismarck die Einwilligung dazu. Doch dieser antwortete: „Wenn der König dem Fürsten Bismarck die Befugnisse des preußischen Ministerpräsidenten beschränken wolle, so müsse er selbst den Ministerpräsidenten machen, dessen Befugnisse der König ja jetzt schon thatsächlich ausübe."

Nun drehte der Kaiser den Spieß um. Bismarck hatte den Führer der ultramontanen Partei, Windthorst, in längerer Audienz empfangen. Da forderte der Kaiser vom Kanzler, daß dieser ihm zuvor Bericht erstatte, wenn er Abgeordnete bei sich empfangen wolle, um mit ihnen politische Gespräche zu führen. Bismarck erwiderte dem Boten: „Er bitte, dem Kaiser zu sagen, er lasse niemanden über seine Schwelle verfügen." Darnach — so berichtet Blum wörtlich — erschien der Kaiser am 15. März (1890) ganz früh, als Fürst Bismarck noch im Bette lag, im Palais des Reichskanzlers und verlangte diesen sofort zu sprechen. Fürst Bismarck kleidete sich rasch an und trat dem Kaiser gegenüber. Der Monarch fragte den Fürsten erregt, was seine Unterhandlungen mit Windthorst zu bedeuten hätten. Bismarck erwiderte, daß es sich um Privatangelegenheiten gehandelt habe. Darauf betonte der Kaiser, daß er das Recht habe, von Verhandlungen seines Kanzlers mit einem Parteiführer wie Windthorst rechtzeitig zu erfahren. Diesen Anspruch wies Bismarck mit der Erklärung zurück, daß er seinen Verkehr mit Abgeordneten keiner Aufsicht unterwerfen und über seine Schwelle niemanden gebieten lasse. Die Scene nahm dann etwa folgenden weiteren Verlauf: „Auch nicht, wenn ich es Ihnen als Ihr Souverän befehle?" rief der Kaiser in großer Erregung. „Der Befehl meines Herrn endet am Salon meiner Frau," erwiderte Bismarck fest. Dann setzte er noch hinzu: Nur infolge eines Versprechens an Kaiser Wilhelm I., einst seinem Enkel zu dienen, sei er in seiner Stellung verblieben. Er sei aber gern bereit, sich in den Ruhestand zurückzuziehen, wenn er dem Kaiser unbequem werde.

Zwei Tage nachher, am frühen Morgen des 17. März — forderte der Kaiser das Entlassungsgesuch Bismarcks. Dieser erwiderte: Fordern werde er die Entlassung nicht, der Kaiser müsse sie ihm geben. Nachmittags über-

brachte ein zweiter Bote den direkten Befehl des Kaisers an Bismarck, bis zu einer bestimmten Stunde sein Entlassungsgesuch zu unterbreiten. Der Kaiser bot ihm den Herzogstitel von Lauenburg an und stellte ihm eine Geldbewilligung zur standesgemäßen Führung des Herzogsranges in Aussicht. Fürst Bismarck erwiderte: Herzog von Lauenburg hätte er schon lange werden können und ein Geschenk, wie es eifrigen Postbeamten zu Neujahr zuteil werde, wünsche er nicht. Dem bestimmten Befehl, seine Entlassung einzureichen, werde er jedoch nachkommen.

Fürst Bismarck schrieb darauf am 17. und 18. März eine eigenhändige Eingabe an den Kaiser, in welcher er die Gründe darlegte, welche ihn, wenn nicht der bestimmte Befehl des Kaisers vorläge, den Rücktritt nicht erlaubt erscheinen ließen. Der Wortlaut dieses gewiß hochinteressanten Schriftstücks ist nicht bekannt; weder der Kaiser noch Bismarck hat dasselbe je veröffentlicht.

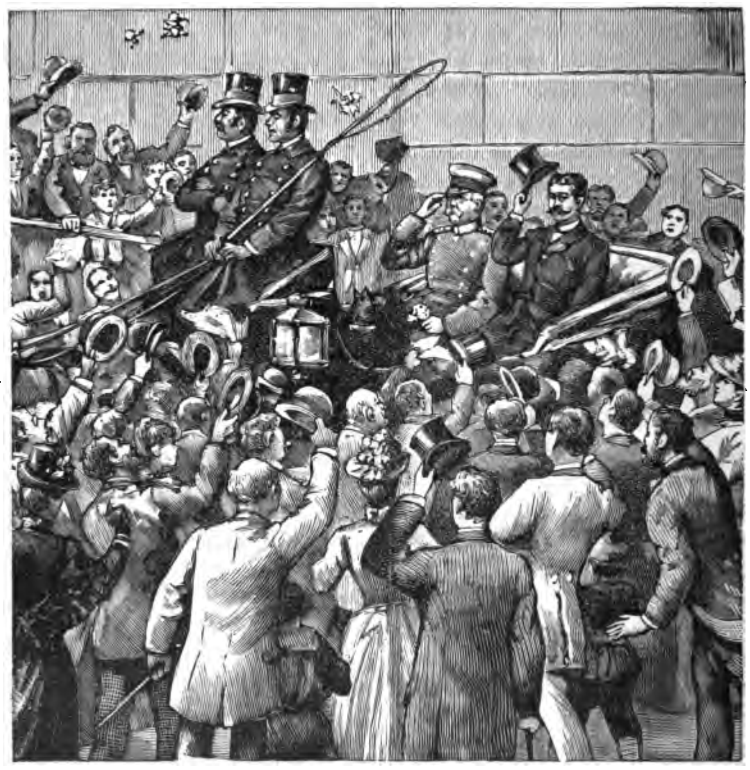
Am 20. März, gegen Mittag, erhielt der Kaiser die Denkschrift, und er konnte das umfangreiche Schriftstück nur eben durchgelesen haben, als wenige Stunden später zwei Boten dem Fürsten Bismarck bereits die Entlassung brachten. Dieselbe war natürlich trotz des gespannten Verhältnisses in die übliche höfische Form gekleidet — aber die Thatsache blieb: der alte Kanzler war entlassen.

Am 26. März verabschiedete sich Fürst Bismarck im Kaiserschlosse. Was er mit dem Kaiser gesprochen, ist nicht bekannt geworden.

Einen Tag später machte der Kanzler den letzten und schwersten Abschiedsbesuch. Schon ging der Tag zur Neige — berichtet Blum — da hielt am Seitenportale des Charlottenburger Schlosses, dicht neben der Wache, ein leichtes Kabriolett, und bevor noch die zahlreichen Spaziergänger, die in der Umgebung weilten, ihr Erstaunen äußern konnten, wer denn wohl zu so vorgerückter Stunde noch dem Schlosse einen Besuch abstatten möchte, entstieg Fürst Bismarck dem Wagen und dankte lebhaft für die ehrerbietigen Grüße, die ihm alsbald von allen Seiten dargebracht wurden. Vom Hofgärtner erbat er sich drei Rosen. Diese in der Hand haltend, schritt er langsam durch die einsamen Gänge des Parkes dem Mausoleum zu. Tiefer Ernst bemächtigte sich seiner, als er die Stufen zu der geweihten Stätte emporstieg und hier zunächst an den Grabdenkmälern König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise verweilte. Dann stieg der Kanzler hinab zur Gruft seines Kaisers Wilhelm I. Mehr als zehn Minuten verweilte er dort und legte die Rosen am Sarge des Kaisers nieder, unter dem er über ein Vierteljahrhundert am Aufbau und der Einrichtung des Reiches unermüdlich und mit beispiellosem Erfolg gearbeitet hatte .... Tiefe Ergriffenheit sprach aus des Fürsten Zügen, nachdem er die Gruft verlassen hatte. Kaum vermochte der Mann, den die Zeitgenossen den „eisernen“

nannten, seiner Bewegung Herr zu werden. Langsam wandelte er zum Schloßpark zurück. Hier hatte sich inzwischen eine große Menschenmenge angesammelt. Mit begeisterten Kundgebungen empfing sie den Scheidenden, der ernst und still seinen Dank zu erkennen gab und noch vom Wagen aus den Abschiedsgruß erwiderte ....

Aber auch der Kaiser war übermannt von seiner verhängnisvollen Ent-



Bismarcks Abschied von Berlin am 29. März 1890.

scheidung. Am Geburtstage seines Großvaters, am 22. März, telegraphierte er an den Großherzog von Weimar: „Mir ist so weh, als hätte ich noch einmal meinen Großvater verloren. Aber von Gott Bestimmtes ist zu tragen, auch wenn man darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachhabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist mir zugefallen, der Kurs bleibt der alte. Volldampf voran!" —

Bismarck trat zurück! Wer hätte daran gedacht! Bismarck

nicht mehr Kanzler des Deutschen Reiches! Er, über dessen Arbeitskraft man, je älter er wurde, je mehr erstaunt war, dessen machtvolles und geschicktes Eingreifen in die verwickelten Probleme der äußeren Politik das Reich vor Schaden bewahrt hatte, der wurde nun in den Ruhestand versetzt. Alle Welt glaubte, daß nur der Tod Kaiser und Kanzler würde scheiden können. —

Am 20. März verließ der Kanzler Berlin. Die Huldigungen, die dem Kanzler an diesem Tage zuteil wurden, waren großartig. Vom Schloß bis zum Denkmal Friedrichs des Großen standen undurchdringliche Menschenmauern. So gewaltig war der Ruf, der durch die Menge schwoll, daß das Sattelpferd vor dem Wagen des Fürsten scheute und über die Stränge schlug. Der Fürst und sein Sohn Herbert, der mit ihm fuhr, mußten aussteigen, und die Hünengestalt des gewaltigen Mannes stand hochaufgerichtet mitten in der ihn umjubelnden Menge. Thränen drängten sich dem Kanzler in die Augen ob dieser Liebes- und Dankesbezeugungen.

„Ein Begräbnis erster Klasse,“ so nannte Bismarck selbst seinen Abgang.

„Hätte der Tod ihn abberufen,“ so schrieb damals die „Kölnische Zeitung, „so würden wir uns fügen in die Unerbittlichkeit des Schicksals, so aber möchten wir in der ersten Empfindung mit irgend etwas grollen, was die Schuld daran haben könnte, daß dieser Mann dem deutschen Volke früher verloren gehen soll, als die Natur seinem Wirken ein Ziel gesetzt.“

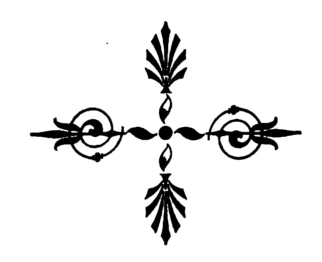
Die Rhein.-Westfälische Zeitung schrieb in jenen Tagen: „Nachdem er Deutschland sozusagen, in den Sattel gesetzt hat, in dem das Reich dann so manchen guten Ritt gethan, ist jetzt ein anderer Reiter gekommen, der lebhaftere und heißere Gangart liebt als des Reiches altbewährter Stallmeister. Wie sehr auch unser jugendliche Kaiser den Fürsten Bismarck verehren und seinen Rat befolgen mag, hier in dem Unterschied zwischen der vorwärts drängenden Kraft des Kaisers Wilhelm II. und dem behutsam abwägenden Geiste des Fürsten Bismarck ist ohne Zweifel der Grund zu suchen, daß der Kanzler des Reiches Sturmruder früher einer anderen Hand übergiebt, als der Kaiser selbst und wohl alle seine treuen Unterthanen mit ihm gewünscht hätten.“ —

Ein russisches Blatt schrieb: „Jetzt erst ist Kaiser Wilhelm I. gestorben.“ Die New Yorker „Times“ nannte Bismarck den großen Deutschen, auf welchen alle Deutsche mit Stolz blicken; am Anfang seiner Laufbahn sei Preußen nur die fünfte europäische Großmacht gewesen, bei seinem Rücktritt hinterlasse er Deutschland als erste Macht der Welt.

Moltke hatte schon gleich nach dem Tode der beiden Kaiser um seinen Abschied gebeten; denn was wäre, so schrieb er, dem Reiche mit einem Feldmarschall gedient, dem seine Jahre nicht mehr erlaubten, ein Pferd zu

besteigen? — Der Abschied wurde ihm mit allen Ehren bewilligt. Auf seinem Gute Creisau in Schlesien hat er seine letzten Jahre ganz in der Stille zugebracht. Am 24. April 1890 starb der Neunzigjährige zu Berlin. Er hatte noch am Morgen der Reichstagssitzung beigewohnt und auch im Laufe des Tages keinerlei Spuren einer Erkrankung gezeigt. Er war zu Fuß in seine Amtswohnung im Generalstabsgebäude zurückgekehrt, hatte noch am Abendessen mit gutem Appetit teilgenommen, fühlte sich dann aber unpäßlich, verließ den Kreis seiner anwesenden Verwandten, die ihn kurze Zeit darauf einer Ohnmacht nahe in einem Nebenzimmer vorfanden. Kaum hatte man ihn zu Bett gebracht, da verschied er.

Mit ihm war der letzte der bedeutenden Heerführer Deutschlands gegen Frankreich gestorben. Das deutsche Volk wird ihn zu allen Zeiten neben seinen Kaiser Wilhelm I. und Bismarck stellen und in diesen drei Männern die Einiger und Gründer des Deutschen Reiches ehren.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Im Ruhestand.

(1890–1895.)

„Gewehr in Ruh!“



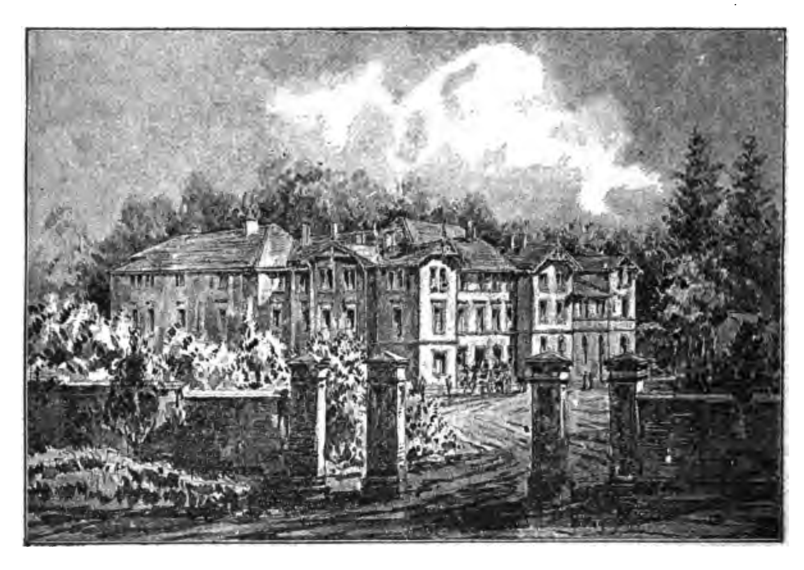
Aus dem Bismarck-Museum zu Schönhausen.

In Kupfer getriebener Räucherapparat, Geschenk des Sultans. — Marmorvase, Geschenk Viktor Emanuels. — Silbergetriebene Widmung der Stadt München. — Widmungen und Ehrenbürgerbriefe der Städte Leipzig und Bremen.

Die Zeiten waren nun da, von der einst Bismarck seiner Gattin lächelnd gesagt: „Liebes Kind, die Zeiten kehren uns, so Gott will, noch einst wieder, wenn wir alt sind und die Welt uns nicht mehr brauchen kann.“ Doch waren sie sicherlich anders gekommen, als der Fürst es sich damals gedacht; dennoch hat in dem innigen Familienleben, wie es Gott dem Fürsten Bismarck beschied, manche Wunde, welche die letzten Jahre ihm geschlagen, vernarben können.

Friedrichsruh, in dem der alte Recke seinen Aufenthalt nahm, liegt nicht weit von Hamburg entfernt. Es ist ein im dichten Wald gelegenes Schloß, das durch Bismarck umgebaut und erweitert wurde. Bismarck, auf dem Lande geboren, hat seine Neigung für die Landwirtschaft nicht ver-

loren. In den schönen Monaten, wenn die Saaten üppig grünen und sich schon, wie der Landmann sagt, eine Krähe im Roggen verstecken kann, dann trieb es den Fürsten gar oft hinaus auf sein Gut, um sich an dem Wachsen und Gedeihen seiner Feldfrüchte zu erfreuen. Gefolgt von einem Knechte reitet er durch den herrlichen Sachsenwald nach dem ungefähr eine Stunde von Friedrichsruh gelegenen Schönau. Mit kritischen Blicken überschaut er die Arbeiten seiner Leute, und alle mühen sich doppelt, ihre Pflicht zu thun, denn sie wissen gar wohl, daß ihr Herr nicht bloß Reiche gründen kann, sondern daß sein Blick auch scharf durchdringend in die kleinsten Getriebe des Landlebens hineinschaut. Sie wissen auch, daß er mit seinem



Schloß Friedrichsruh.

Lob nicht kargt, wenn er seine Arbeiter fleißig schaffen sieht; und ein Lob aus seinem Munde hören sie gern.

Die Bewohner von Friedrichsruh haben fast täglich das Vergnügen, ihn bewundern zu können, wie er dahinwandelt im Sachsenwalde im langen Überrock mit dem bekannten, großen Schlapphut. Den Stock, welcher den meisten seines Alters unentbehrlich als Stütze geworden ist, trägt er gewöhnlich rückwärts durch beide Arme hindurchgesteckt, und hinter ihm laufen seine beiden Doggen, Tyras und Rebekka.

An schönen Sommertagen zwischen 12 und 1, da sammeln sich in Friedrichsruh die Fremden, welche von fern und nah herbeigekommen sind, um

den großen Begründer des neuen Deutschen Reiches zu sehen, auf der Brücke bei der fürstlichen Oberförsterei; denn es ist allgemein bekannt, daß der Fürst fast täglich sich den also Versammelten zeigt. Ja, hier kann man sogar das Glück haben, von dem großen Mann angesprochen zu werden, und niemand wird wohl jenen Augenblick vergessen, in welchem prüfend die durchdringenden Augen des Fürsten auf seinen Zügen ruhten. Mit Vorliebe redet der Fürst auch die Kleinen an. Verlegen und befangen pflegen ihm die Kinder zu antworten, aber wenn sie heimkommen, verkünden sie



Das Arbeitszimmer Bismarcks in Friedrichsruh.

doch freudestrahlend ihrer Mutter, daß der Fürst mit ihnen gesprochen hat. Und am andern Tage weiß es natürlich die ganze Schule, und der Lehrer läßt sie wohl zum Erstaunen der anderen berichten, was der Fürst ihnen alles erzählte.

Das Schloß Friedrichsruh ist ein einfacher Bau. Doch ist sein Inneres behaglich eingerichtet. „Die Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit", so etwa schreibt Caro, „welche dem Fürsten während seiner Amtsführung zu teil wurden, sind hier gesammelt, die Anzahl dieser Spenden ist Legion und ihr Wert teilweise ein sehr beträchtlicher. Kostbare Uhren und Vasen,

Bilder und Gobelins von fremden Souveränen dem Kanzler zugeeignet, eine ganze Galerie der Geschenke, mit denen Wilhelm I. seinen treuesten Freund und Diener auszeichnete, sind hier aufgestellt; den breitesten Raum in dieser Sammlung, welche eine Kuriositätensammlung allerersten Ranges, ein wahrhaftes Bismarckmuseum* ist, nehmen aber die Geschenke der Vereine ein. Da hängen Jagdtrophäen aus aller Herren Länder, welche dem Kanzler zugeeignet wurden; die Porträts und Statuen des Herrscherhauses, die Ahnengallerie des Fürsten — der größte Teil seiner Altvordern ist auf dem Felde der Ehre geblieben — Bilder von Crispi, Beakonsfield und andern großen Zeitgenossen des Kanzlers schmücken die Wände. Ein alter Kartentisch fesselt unsere Aufmerksamkeit; sein grünes Tuch ist arg zerschlissen, aber auf diesem Tischchen sind die Präliminarien des Friedensvertrages zu Versailles unterzeichnet worden. Ein kostbarer Ausziehtisch, ein Geschenk der deutschen Tischlerinnungen; eine Wanduhr, ein Meisterwerk, von einem schlesischen Uhrenfabrikanten gestiftet; eine große plastische Darstellung der Feier auf dem Niederwalde und darunter die Worte Kaiser Wilhelms I.: ‚Die Krönung Ihres Gebäudes, der Sie leider verhindert waren, durch eine im aufreibenden Dienste für das Vaterland heraufbeschworene Krankheit, beizuwohnen‘ — an allen Ecken und Enden begegnen wir dieser Sprache der Verehrung.

„Das Schlafgemach des Fürsten ist geöffnet, und wir betrachten staunend das riesige, aus Buchenholz gefertigte Bett des Kanzlers, eine Ruhestätte, wie sie nur für Leiber bestimmt zu sein scheint, deren Maß schier über das Menschliche hinausgeht. Das Schlafsofa hält das gleiche Maß; auch die Badewanne, deren Eichenholz ein Waldriese des fürstlichen Forstes geliefert hat, zeigt diese gewaltigen Dimensionen. Nun schnell noch einen kurzen Besuch in die Bibliothek, welche in dem westlichen Flügel des Erdgeschosses untergebracht ist. Es ist gewiß interessant, die Lieblingslektüre eines so berühmten Mannes kennen zu lernen. Nicht mehr als 50 Bände sind in den Glasschränken zu finden, welche dem Kanzler in Friedrichsruh die geistige Nahrung liefern. Vorwiegend sind die Bücher juristischen Inhalts; das Strafgesetzbuch und dessen Kommentare sind in einer Reihe von abgegriffenen Exemplaren vertreten. Von der Stätte der geistigen Nahrung steigen wir in den Keller hinab und treten in die fürstliche Küche ein. Der Begründer des Küchenreiches des Fürsten Bismarck hat bei der Anlage auf Raumverhältnisse keine Rücksicht zu nehmen brauchen und sich in zwei gewaltigen Räumen häuslich eingerichtet. Der Koch des Fürsten ist ein vielgeplagter Mann in verantwortlicher Stellung. Bismarck liebt eine gute,

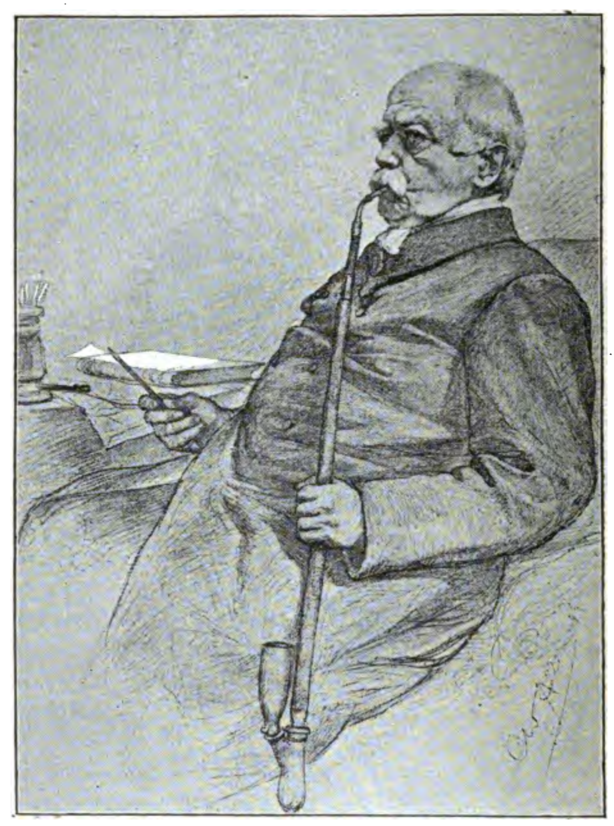
* Das eigentliche Bismarckmuseum befindet sich in Schönhausen. Dieser Sammlung ist das Kopfbild dieses Kapitels entnommen.



Ein Abend in Friedrichsruh.

Graf Rantzau. Dr. Schwenninger. Gräfin Rantzau. Fürst Bismarck. Die Fürstin. Die Enkel und ihr Lehrer.

reichbesetzte Tafel, und man muß ihm gehorsamen. Professor Schwenninger, der hochverdiente Arzt des Fürsten, hat aber auch ein Wort dreinzureden und weiß sehr energisch seine Meinung zu vertreten. Mit keinem von beiden darf es nun der Ärmste verderben, allen beiden soll er es recht thun; darum wohnen stets zwei Seelen in seiner Brust, von denen ihm die



Fürst Bismarck.

eine zu den schwer verdaulichen Lieblingsspeisen des Fürsten, die andere zu den Küchengerichten rät, welche das ‚Schwenningern' erheblich erleichtern. Hart an die Küche, welche alle diejenigen Errungenschaften der Neuzeit aufweist, die ein ingeniöser Erfinder zum Besten der schmausenden Menschheit ersonnen hat, grenzt der Weinkeller. Gewaltige Gebinde und Flaschen=

batterien von ehrwürdigem Alter sind hier aufgespeichert, unter welchen das deutsche Gewächs vom Rheingestade die bevorzugte Marke ist. Der Kanzler liebt es, zuweilen in den tiefen Keller hinabzusteigen und selbst nach dem Rechten zu sehen.

„Im Erdgeschoß liegen die Wohnzimmer der fürstlichen Familie und



Fürstin Bismarck.

die Empfangsräume, während die oberen Stockwerke als Fremdenzimmer dienen. Aus allen Fenstern ist ein schöner Überblick über den Park gewährt, auf die weiten Rasenflächen, die Riesen des herrlichen Baumbestandes, die teichartigen Wasserflächen mit ihren künstlich gewonnenen Inseln und auf die jungen weithin sich ausdehnenden Anpflanzungen, ein Bild, welches

für das Auge wahrhaft erquickend wirkt. Wohl mag der Kanzler gern hier weilen und von seinem Lehnstuhl auf der Terrasse im Kreise seiner Kinder und Enkel sich des lieblichen Anblicks erfreuen. Oder er schaut von dem altväterlichen Gemach, in welchem der Kaffeetisch steht, behaglich in den Park und liest in der Zeitung, was in der Welt passiert ist. Und dann freut er sich seiner Ruhe, seines schönen Besitztums und genießt, entrückt der Parteien Haß und Gunst, geliebt und verehrt von seinen Freunden und auch von seinen Gegnern bewundert, nach treu vollbrachter Pflicht in Frieden die sonnigen Tage seines Greisenalters."

Der „eiserne" Kanzler ist in Friedrichsruh ein „gemütlicher" Kanzler. Und daß sein Familienleben ein so anheimelndes geworden ist, daran hat des Fürsten Gemahlin den bedeutendsten Anteil. Nie hat ein Mann, der ein Großer war in dieser Welt, eine bessere Gattin gehabt als Bismarck. Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln wiederholt Gelegenheit gehabt, sie rühmlich zu erwähnen. Bismarck wußte, welch reicher Schatz er an seiner Frau hatte.

In den oft genug wilden Kämpfen, die Bismarck, während er von Stufe zu Stufe die Staatsleiter erstieg, auszufechten hatte, war ihm seine Familie immer der Friedensort, wo er Ruhe fand und wo er sich zu neuen Anläufen kräftigen konnte. „Gott hat mir ein gesegnetes glückliches Familienleben geschenkt, und ich würde wohl nicht ein so hohes Alter erreicht haben ohne meine Frau," pflegt Bismarck zu sagen.

Auf allen seinen Reisen gedenkt er denn auch seiner Johanna in zartester Liebe; er nennt sie in seinen Briefen „mein Herz", „mein geliebtes Herz", und schreibt: „Ich habe ein böses Gewissen, daß ich so viel Schönes ohne Dich sehe."

Aber das hatte sie auch um ihn verdient, daß er sie so hochhielt. Es war ein einfaches und darum trautes Heim, das sie ihm bereitete, und in dem sich auch die erwachsenen Söhne, Herbert und Bill, trotz hoher Ämter und Würden, am wohlsten fühlten. Herbert war durch Kaiser Friedrich zum Staatsminister ernannt worden, mit dem Vater aber in den Ruhestand getreten. Graf Wilhelm wurde Regierungspräsident in Hannover. Und auch die Enkel, die Kinder der verheirateten Tochter, Frau Gräfin von Rantzau, wußten die großmütterliche Liebe zu schätzen.

„Die Enkel," so berichtet Pastor Pank aus früherer Zeit, „machen den Großeltern nur zu gern ihren Besuch. Otto, der älteste unter den drei Rantzauschen Söhnen, die Militärmütze in der einen Hand, in der andern ein blechernes Spielzeug: ein Schütze, der schußbereit einem Baumstamm gegenübersteht, welcher hohl ist und eine verborgene Kindersparkasse enthält; als Zielscheibe dient ein aufgelegtes Geldstück; trifft es der Schütze, so versinkt es in den hohlen Stamm und kehrt nicht wieder. Der Schütze scheint



Fürst Bismarck.

für den Großvater nicht geringeren Reiz zu haben, als für den Enkel. Ein Geldstück nach dem andern opfert er mit großer Liberalität, bringt den Schützen in schußgerechte Haltung, schießt und — heller Jubel des auf seinem Schoß sitzenden Knaben, so oft das Geldstück klirrend in die sichere Tiefe verschwindet. Hell lacht auch der Großpapa; alle schweren Sorgen und Fragen scheinen von dem spielenden Kanzler vergessen. Über das Antlitz der Fürstin gleitet ein freudiger, Gott dankender Sonnenstrahl. Die strenge Mama aber macht dem Spiel ein Ende und mahnt ans Schlafengehen. Ein Kuß von der Großmama, noch einer; dann derselbe Tribut von des Großvaters Lippen, mit dem scherzenden Zusatz desselben: ‚Gute Nacht, kleines Schafsköpfchen‘, und der kleine Otto verläßt den großen Otto, nicht ohne treuherzig nachzuplappern — er befindet sich gerade in dieser Periode des Sprachstudiums—: ‚gute Nacht, kleines . .‘ doch weiter darf ich nichts verraten.“



Graf Wilhelm Bismarck.



Graf Herbert Bismarck.

Die Fürstin ist auch eine vortreffliche Krankenpflegerin gewesen. Und auch das war dem Fürsten von großem Wert, namentlich in dem letzten Jahrzehnt, wo er so oft der Pflege bedurfte.

Im Umgang mit hohen wie niederen Leuten gab sie sich ganz natürlich, weshalb sich Fremde in ihrem Hause bald heimisch fühlten und die Untergebenen nie etwas von Stolz und Hochmut erfuhren.

Nur wenn ihrem Mann eine Unbill geschah, konnte sie heftig werden. Als sie einmal sich brieflich Luft machte, strafte sie der Fürst mit den Worten: „Vergiß nicht, wenn Du mir schreibst, daß die Briefe nicht bloß von mir, sondern von



Gräfin Rantzau, Bismarcks Tochter.

allerhand Postspionen gelesen werden, und tobe nicht so sehr gegen einzelne Personen, denn das wird alles sofort wieder an den Mann gebracht und auf meine Rechnung geschrieben; außerdem thust Du den Leuten unrecht."

So hat sie auch die Schmach, die ihren Mann traf, als Kaiser Wilhelm ihm den Abschied gab, sehr tief empfunden und ihren Empfindungen auch wiederholt einen nicht mißzuverstehenden kräftigen Ausdruck gegeben.

Der Kanzler hat durch den Tod seiner Gemahlin, der am 27. November 1894 erfolgte, einen schweren, unersetzlichen Verlust erlitten. —

Bismarck war in den Reichstag gewählt worden. Doch ist er nie dort erschienen. Auf die Frage, die Hans Blum an ihn stellte, ob er nicht in der damals schwebenden Militärvorlage seine gewichtige Stimme im Reichstage hören lassen wolle, rief er lebhaft: „Nein! Da kennen Sie die Mehrheit des jetzigen Reichstags nicht. Die Mehrheit würde mich meiden, wie einen Pestkranken. Ein Hamburger Cholerakranker wäre im Vergleich zu mir eine begehrte Persönlichkeit. Die allermeisten würden die Befürchtung hegen, daß der Umgang mit mir sie der Einladung zu Hofe beraube, der Beförderung ihrer Söhne nachteilig sei, und was sonst sich die Leute einbilden würden. Außerdem würde ich im Reichstag einige Stunden warten können, bis ich zu Wort käme und dann nochmals einige Stunden, ehe ich meinen Gegnern antworten könnte. Der Schmutz, mit dem mich meine Feinde bewerfen würden, wäre mir zwar ganz gleichgültig. Mein Erscheinen in Berlin brächte mir aber die größten Unannehmlichkeiten, z. B. das Leben im Hotel. Auch kann ich dort ohne Belästigung nicht auf die Straße gehen. Ich müßte aber vor allem als Offizier, der ich ja doch bin, in Uniform im Reichstag erscheinen und, voraussichtlich als der einzige Offizier des Hauses, dem Ministerium Sr. Majestät Opposition machen. Das möchte ich nicht ohne äußerste Not. Wenn die aber vorläge, würde ich im Reichstag erscheinen."

Dieser Fall ist glücklicher Weise bislang nicht eingetreten.

In Friedrichsruh hatte der Kanzler seine Kanonenstiefel ab- und seine Kürassieruniform ausgezogen — im Hausrock, die lange Pfeife im Mund, die Reichshunde zu seinen Füßen plauderte er gern im vertraulichsten Gesprächston. Poschinger hat uns kürzlich einige „Tischgespräche" Bismarcks zum besten gegeben. Sie dienen gar sehr dazu, den Kanzler zu kennzeichnen. Wir wollen darum einige derselben hier mitteilen.

Als Diplomat mußte Bismarck seinen Hang zur Geselligkeit und zum freimütigen Austausch Zügel anlegen. Man weiß, wie er sich bisweilen half: um das Geheimnis besser zu hüten, hing er es an die große Glocke; um die Leute recht zu verwirren, enthüllte er ihnen alles. Er log sie, wie er sagte, mit der Wahrheit an. Als preußischer Ministerpräsident speiste er im März 1866 beim sächsischen Gesandten in Berlin, und Gräfin Hohen-

thal, die Gattin des Gesandten, setzte ihm im Laufe der Unterhaltung die Frage auf die Brust: „Ist es wirklich wahr, Excellenz, daß Sie Österreich bekriegen und Sachsen erobern wollen?“ Man denke sich einen Diplomaten der sogenannten alten Schule angesichts einer solchen Fragerin. Er zerflösse in Beteuerungen seines Friedenseifers und zerginge vor Entrüstung über derartige wahnwitzige Gerüchte. Bismarck hingegen antwortete ungemein freundlich: „Ganz gewiß ist es wahr, teuerste Gräfin; vom ersten Tage meines Ministeriums an habe ich keinen anderen Gedanken gehabt.“ Lachend fragte noch die Gräfin, ob sie sich in diesem Falle auf ihr Gut in Böhmen oder auf ihr Schloß bei Leipzig flüchten solle, und lachend riet Bismarck zu Leipzig: „Wenn Sie mir glauben wollen, reisen Sie nicht nach Böhmen; eben dort, und wenn ich nicht irre, gerade in der Nähe Ihres Gutes, werden wir die Österreicher schlagen; Sie könnten dort Schreckliches erleben.“

Mit derselben Offenherzigkeit hatte er früher schon die Regierungskreise in London, in Wien selber verblüfft. „Ich werde“ — sagte er im Juni 1862 am Tische des russischen Gesandten in England — „binnen kurzem genötigt sein, die Leitung der preußischen Regierung zu übernehmen. Mein erstes wird sein, die Armee auf einen achtunggebietenden Stand zu bringen, dann werde ich den ersten besten Vorwand ergreifen, um Österreich den Krieg zu erklären, den deutschen Bund zu sprengen, die Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen und Deutschland unter Preußens Führung eine nationale Einheit zu geben.“ Die ganze Tischgesellschaft war starr ob der unerhörten Äußerung, und die Herren wechselten mitleidsvolle Blicke untereinander: den langen Preußen da, der seine Geheimnisse gleich schockweise auf das Tischtuch schüttete, hielten sie offenbar für einen Aufschneider. Nur Disraeli durchschaute ihn.

„Nehmt Euch vor dem in acht,“ rief er, „er meint, was er sagt!“ Sie ist unglaublich raffiniert, diese unverfrorene Manier, den andern hinters Licht zu führen, ihn wenigstens irre zu machen, zu verblüffen, zu verblenden, indem man ihm die blanke Wahrheit auftischt.

Schon im Jahre 1855 prophezeite ihm sein amerikanischer Freund Motley, daß er eines Tages Minister werden würde, „falls ihm nicht seine kaum zu unterdrückende Wahrhaftigkeit den Weg verlege.“ Aber auch Bismarck bekennt, daß er doch auch in der Diplomatie, wenn auch nicht gelogen, so doch die Wahrheit verschwiegen, sie verhüllt oder sich um dieselbe herumgedrückt habe. Geschah das in Gegenwart des alten Kaisers, so sei derselbe immer ganz rot geworden, und er, Bismarck, habe rasch weggeschaut, um die Verlegenheit des alten Herrn nicht zu steigern.

Es mag dem Fürsten Bismarck darum ein Stein vom Herzen gefallen sein, als er nun im Ruhestand frisch von der Leber weg reden konnte und



Der Besuch des Fürsten Bismarck in der „Allotria" in München am 24. Juni 1892.

durfte. Und er hat darin weit mehr geleistet, als seinem Andenken und dem Deutschen Reiche dienlich war. Er war verbittert — und darum war ihm in Friedrichsruh jeder Gast willkommen, wenn er sich gegen ihn aussprechen oder ihm gegenüber sich satt schimpfen konnte. Namentlich lagerte er gern seinen Unwillen gegen die Regierung und über die ihm widerfahrene Unbill bei Zeitungsleuten ab, die seine Äußerungen in der ganzen Welt verbreiteten, während er doch früher nichts als Verachtung für die „Druckerschwärze“ empfunden hatte.



Fürst Bismarck in Kissingen.

Niemand durfte ja allen Ernstes erwarten, daß Bismarck sich einfach „kalt stellen“ lassen würde; aber eine Kritik der Regierung hätte er, um des Deutschen Reiches willen, dessen Aufrichtung sein ganzes Leben gewidmet war, an einem passenden Orte und in maßvoller Weise führen sollen.

Freilich wurde Bismarck zu immer heftigeren Ausbrüchen geradezu gereizt. Insonderheit durch den jungen Kaiser. Erließ doch der neue Reichskanzler Caprivi schon zwei Monate nach dem Ausscheiden des Fürsten Bismarck an alle Gesandten einen Erlaß, in dem es hieß: „Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck von früher und jetzt und wol-

len alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres größten Staatsmannes zu trüben."

Und als Bismarck einer Deputation am 14. April 1891 erklärte: „Man hat von mir verlangt, ich solle mich um Politik nicht mehr kümmern. Niemals ist mir eine größere Dummheit vorgekommen, als diese unerhörte Forderung" — und bei einer anderen Gelegenheit: „Was in aller Welt soll ein Grund für mich sein, zu schweigen gegenüber von Regierungsvorlagen, die ich für schädlich halte? Etwa der, daß ich größere Erfahrungen besitze wie die meisten andern?" — als Bismarck solche und ähnliche Aussprüche gethan hatte, da erklärte mit nicht mißzudeutender Beziehung der Kaiser zu Düsseldorf: „Einer nur ist Herr im Reiche und das bin ich, keinen andern dulde ich." Und bei einem Besuche in München im November 1891 schrieb er in das Fremdenbuch der Stadt: „Suprema lex regis voluntas esto" (des Königs Wille soll das höchste Gesetz sein).

Ganz im Einklang hiermit hatte denn auch der Kaiser zur Begräbnisfeier Moltkes alle die Männer geladen, die mit dem Geschiedenen am Aufbau des Reiches gearbeitet hatten, den Werkmeister dieses Baues aber, den Fürsten Bismarck, nicht. Und als Fürst Bismarck im Juni 1892 zur Hochzeit seines ältesten Sohnes Herbert mit der Gräfin Hoyos nach Wien reiste, hatten alle Regierungsbeamten und Botschafter den strikten Befehl erhalten, sich von der Hochzeit fernzuhalten. Ja, in Wien wurde ihm die von ihm gewünschte Audienz beim Kaiser Franz Joseph nicht gewährt! —

Das Volk freilich dachte besser von dem Einiger des Deutschen Reiches. Eine allgemeine Begeisterung und eine zornige Erhebung loderte in hellen Flammen empor. Die kleinlichen Häkeleien konnten dem Volke das Bild Bismarcks nicht trüben.

In Berlin, Dresden feierte man den Fürsten, ja, in Wien nahmen die Volksbegrüßungen einen so stürmischen Charakter an, daß die Polizei mit Waffengewalt Ordnung herstellen mußte. Auf der Rückreise hielt Bismarck sich in München beim Maler Lenbach einige Tage auf. Auch hier kam es zu öffentlichen Volkskundgebungen, und in der Münchener Künstlergesellschaft „Allotria" veranstaltete man am 24. Juni eine großartige Feier.

Kissingen, das Bismarck wiederholt auf Rat seines Arztes Schweninger besuchte, wurde zu einem Wallfahrtsort für alle Bismarckfreunde. Namentlich stellten sich hier Süddeutsche ein: Badenser, Hessen, Pfälzer, Frankfurter. Immer hatte Bismarck ein kräftiges Wort bereit, und immer trotz aller Unbill, die ihm widerfahren, klangen seine Reden in den Worten aus: „In guter und in schlimmer Zeit, haltet fest an dem einen, steht treu zu Kaiser und Reich!"

Auch in Friedrichsruh löste eine Deputation die andere ab. Hier erschienen die Norddeutschen, um ihrem Kanzler zu huldigen und zor-

nige Verwahrung einzulegen gegen die unwürdige Behandlung Bismarcks.

Da — die Spannung zwischen Kanzler und Kaiser war aufs höchste gestiegen — ging Mitte Januar 1894 die Kunde durch die Welt: Der

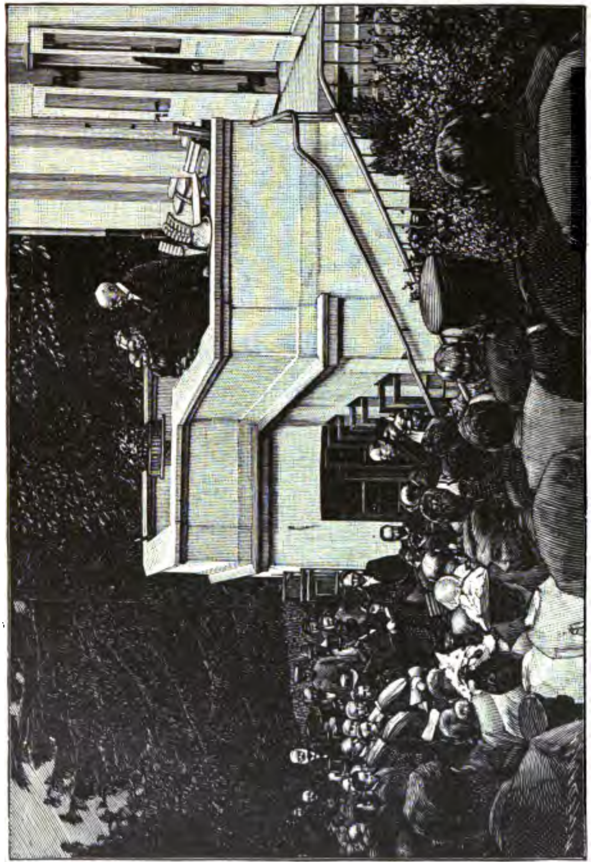


Fürst Bismarck.

grollende Kanzler ist wieder ausgesöhnt mit dem trotzenden Kaiser!

Als Fürst Bismarck zur Kur in Kissingen weilte, wurde er dort von

einer Lungenentzündung befallen, die bei seinem hohen Alter das Schlimmste befürchten ließ. Da mag dem jungen Kaiser wohl der Wunsch nahe getreten sein, sich mit dem Kanzler auszusöhnen, ehe es zu spät sei. Er erkundigte sich in warmen Ausdrücken nach des Fürsten Befinden und bot ihm eins seiner Schlösser in Mitteldeutschland als Aufenthaltsort an. Der



Fürst Bismarck begrüßt eine Deputation von der Terrasse seines Schlosses.

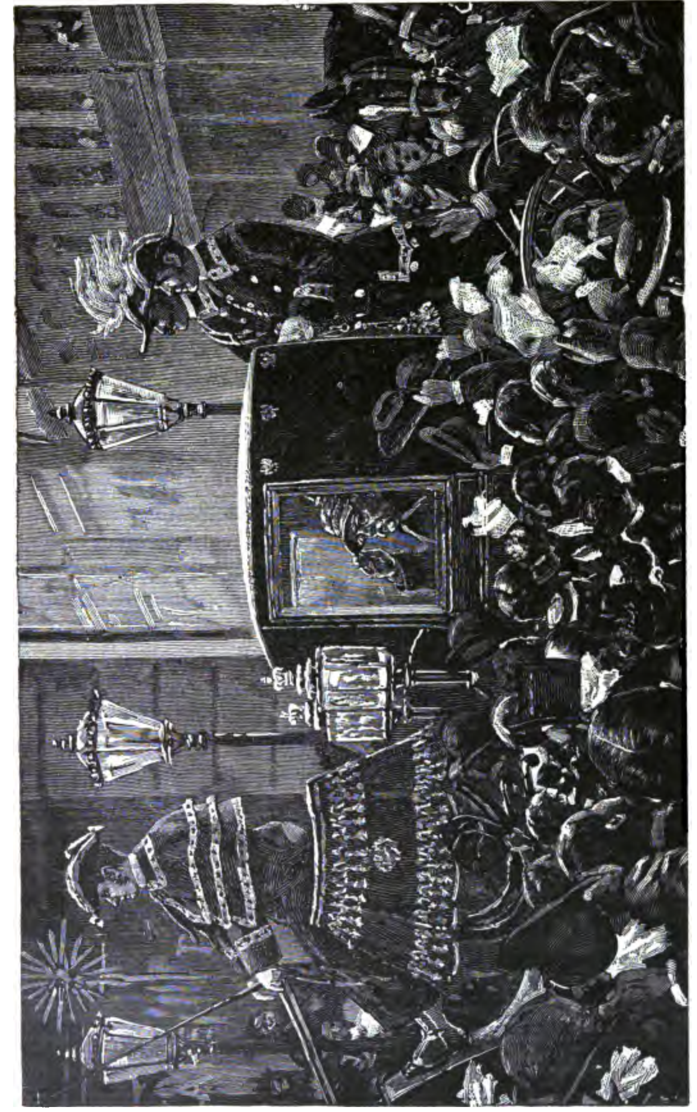
Fürst dankte verbindlichst, mußte aber auf Rat seines Arztes das Anerbieten ablehnen. Diese Anbahnung eines guten Verhältnisses fand eine erfreuliche Fortsetzung in der im Januar erfolgten Entsendung des Flügeladjutanten Graf Moltke, der eine Flasche edlen alten Weines und eine herzliche Einladung des Kaisers zur Teilnahme des 25jährigen Militärjubiläums brachte,


„Steht treu zu Kaiser und Reich!" Bismarck in Kissingen.

das der Kaiser an seinem Geburtstage, 27. Januar, begehen konnte. Und der Fürst hat sich denn auch am Tage vorher, am 26. Januar, in Berlin eingestellt.

Der Empfang des alten Kanzlers war ein beispiellos begeisterter. Prinz Heinrich erwartete den Fürsten am Bahnhofe, der Kaiser geleitete ihn bei der Abfahrt und nahm von ihm herzlich Abschied, indem er ihm beide Wangen küßte.

Mag nun, wie manche behaupten, staatsmännische Klugheit den Kaiser bewogen haben, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, um dadurch die öffentliche Meinung, die immer einen Ausgleich zwischen dem Kaiser und Bismarck gefordert hatte, wieder für die Regierung zu gewinnen und auch dem feindlichen Auslande die Schadenfreude an dem



Fürst Bismarcks Einzug in Berlin am 26. Januar 1894.

Zerwürfnisse zu verkümmern — oder mag der Wunsch zur Aussöhnung des Kaisers eigenem Herzen entsprungen sein, was durchaus nicht ausgeschlossen ist — oder mögen endlich beide Faktoren den Kaiser gedrängt haben, die Friedenshand auszustrecken — einerlei: jedes deutsche Herz freute sich der Thatsache, daß der Fürst in Berlin war und hoffte, daß das neugewonnene Verhältnis nun auch ohne Neben- und Hintergedanken ein freundliches bleibe, bis der alte Kanzler seinem alten Kaiser Wilhelm in die Ewigkeit folgen würde.

Diese Hoffnungen waren aber doch zu weit gehende. Politische Folgen hatte die Versöhnung nicht. In den „neuen Kurs" ließ sich der alte Recke nicht drängen. Ja, bei der im Juni 1895 erfolgten Eröffnung des Nordostsee-Kanals, dessen eifrigster Befürworter der Kanzler gewesen war, hat der Kaiser ihn nicht mit einer Einladung geehrt und seines Verdienstes um dieses großartige Unternehmen mit keinem Worte gedacht. Da hat denn auch wieder der alte Kämpe einige Hiebe gegen die „Streber und Kleber" ausgeteilt, den Schmeichlern, die des Kaisers Gunst sich zu ergattern wissen.

Doch mit diesem Mißton wollen und brauchen wir nicht zu schließen.

Auf den 1. April 1895 fiel Bismarcks achtzigster Geburtstag. Zwar hatten die alten Feinde des Kanzlers: das Centrum und die Socialisten es fertiggebracht, daß im Reichstag der Antrag, dem Fürsten zu gratulieren, niedergestimmt wurde. Aber das verschlug nichts; das über das kleinliche, engherzige, unpatriotische Verhalten des Reichstags empörte Volk rüstete sich nun zu einer nur noch gewaltigeren Kundgebung für den Kanzler. Und der Kaiser drückte seine Entrüstung in der Depesche aus: „Ich muß Eurer Durchlaucht den Ausdruck meiner tiefsten Entrüstung aussprechen über den eben gefaßten Beschluß des Reichstags. Derselbe steht im vollsten Gegensatz zu den Gefühlen aller deutschen Fürsten und Völker. Wilhelm."

Auch hinderte das schmachvolle Verhalten des Reichstages viele Glieder desselben nicht, schon am 25. März Bismarck in Friedrichsruh ihre Glückwünsche darzubringen. Bismarck antwortete ihnen in einer Rede, in der er der Männer gedachte, die mit ihm arbeiteten, um das Deutsche Reich zu einigen. Er sagte:

„Die Anerkennung, welche Sie mir zollen, muß ich mit anderen teilen. Es ist eine Quelle ungeheurer Befriedigung für mich, daß ich jene teilen muß mit meinen früheren, seither ins Grab gestiegenen Mitarbeitern und mit vielen andern."

Hier hatte die Stimme eine tiefere Klangfärbung angenommen. Der greise Altkanzler schwieg unter dem sichtlichen Eindruck großer seelischer Erregung. Thränen traten ihm in die Augen, welche über die Versammlung

fort, wie in vergangene Zeiten blickten. Mit tiefem Schweigen ehrte die Versammlung diese melancholische Anwandlung des „Eisernen“.

Nach einer Pause von ungefähr einer halben Minute fuhr der Fürst, immer noch tief erregt, fort: „Vor allem muß ich die Anerkennung teilen mit meinem“ — wieder eine Pause, während welcher die hellen Thränen aus den Augen des Fürsten stürzten — „alten Herrn, Kaiser Wilhelm I., gesegneten Angedenkens.“

Am 26. März stellte sich Kaiser Wilhelm an der Spitze einer aus Infanterie, Artillerie und Kavallerie zusammengesetzten Truppe ein. „Achtung, präsentiert das Gewehr!“ kommandierte er, als Bismarck sich im Wagen näherte. Zur Seite saß ihm der junge Kronprinz. Der Kaiser überreichte dem Fürsten ein kostbar gearbeitetes Schwert und hielt eine Ansprache, in der er in kurzen Worten der Verdienste des Kanzlers gedachte. Beim nachfolgenden Frühstück brachte der Kaiser dem Fürsten einen Toast aus, der mit den Worten schloß: „Wir, die wir heute in Freude und Bewunderung Sie als Kameraden feiern mit herzlichem Dank zu Gott, daß er Ihnen gewährt hat, solch ein glänzendes Werk unter dem glorreichen alten Kaiser zu vollenden, wir alle stimmen ein in den Ruf, welchen alle Deutschen von der Schneedecke der Alpen bis zu den Deichen des Belts, wo die Brandung donnert und brüllt, erhobenen Herzens erheben werden, in den Ruf: „Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg, er lebe hoch! Hurra!“

Bismarck dankte mit bewegten Worten.

Diese beiden Besuche bildeten nur das Vorspiel zu der eigentlichen Geburtstagsfeier des Waffenschmiedes der deutschen Einheit. In der Frühe des Tages brachten die Angehörigen dem Kanzler ihre Glückwünsche dar. Um 11 Uhr vormittags trafen aber schon Deputationen in Friedrichsruh ein: Abgesandte der Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, eine Professorendeputation der deutschen Universitäten. Um 1 Uhr rückten 7000 Studenten heran in flottem Wichs. An sie hielt der Fürst von der Terasse des Schlosses aus eine zündende patriotische Rede, die mit einem Hoch auf Kaiser und Reich endigte.

Zahllos und kostbar waren die Geschenke, die aus allen Teilen Deutschlands, ja, der Erde beim Fürsten eingingen. Sonderlich aus Amerika.

Denn auch hier hat man in allen größeren Städten des 80. Geburtstages des Alten im Sachsenwalde gedacht. In Wort und Lied wurde er gefeiert, Grüße flogen von Telegraphen getragen hinüber nach dem eichen- und buchenumrauschten Schloß in Friedrichsruh.

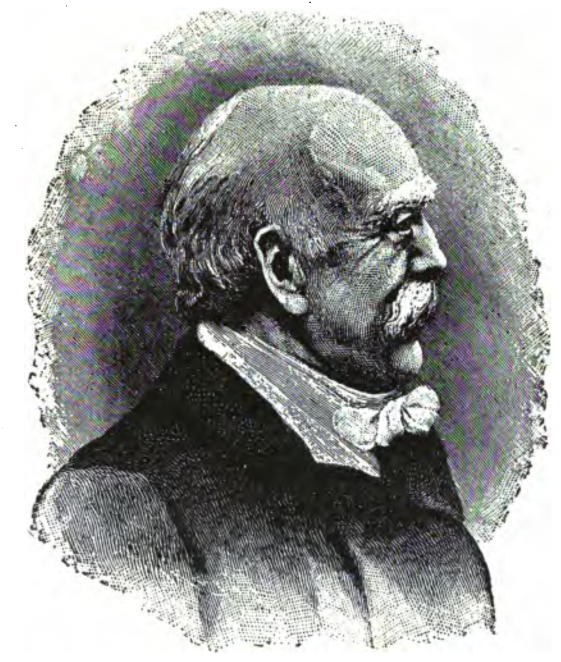
Auch lange nach dem 1. April noch pilgerte eine begeisterte Schar nach der andern, aus Nord- und Süddeutschland, hin nach dem Sachsenwald, um den Fürsten zu ehren, der immer Worte der Begeisterung und der Vaterlandsliebe fand. — — —



Kaiser und Kanzler versöhnt.

Und so sind wir denn am Schlusse unserer Schilderung des Lebens und der Zeit Bismarcks angelangt.

Wir haben versucht, nüchtern und ohne Überschwang zu schildern. Es ist das nicht leicht: je länger man und je tiefer man sich mit dem Kanzler und seiner Zeit beschäftigt, je riesiger wächst der Mann zu einem Heros empor, der in der Weltgeschichte nicht seines Gleichen hat. Die zielbewußte, rastlose Arbeit des Kanzlers drängt in allen ihren Stufen zur Bewunderung des Mannes, dem dieses Buch gewidmet ist. Da braucht man



Fürst Bismarck.
Neueste Aufnahme von Ed. Pegenau in Stolp.

durchaus nicht die Schwächen und Fehler, die Bismarck anhaften, zu übersehen oder zu unterschätzen. Aber auch zur Menschenvergötterung muß man sich nicht treiben lassen. Davor schützt den Christen die Überzeugung, daß die Menschen, auch die Großen dieser Erde, nichts sind als Werkzeuge in der Hand des Höchsten und daß der Erfolg aller noch so klug ersonnenen und noch so geschickt ausgeführten Pläne allein Gottes Sache ist. —

Gott hat sich zu Bismarcks Arbeit bekannt und hat ihm nicht nur die Einigung aller deutschen Stämme zu einem festen Bunde, dem deutschen

Reiche, gelingen lassen, sondern hat ihm auch die Weisheit geschenkt, das deutsche Reich zu festigen, den Freunden zum Schutz, den Feinden zum Trutz, so daß auch der Deutsche, der im Auslande weilt, dem greisen Kanzler es Dank weiß, daß er den deutschen Namen allüberall zu vollen Ehren gebracht hat.

Und nun mache Gott seine Wohlthaten an Bismarck voll und schenke ihm ein Ende wie das seines „alten Herrn, Kaiser Wilhelm I., gesegneten Andenkens“.

